

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 17. 1968

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1968



Heimatkalender
für das
Oldenburger Münsterland





Heimatkalender
für das
OLDENBURGER MÜNSTERLAND
1968

Bearbeitet
im Auftrage des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland
von
Alwin Schomaker-Langenteilen

Druck und Verlag:
Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH, Vechta (Oldb)



Die Umschlagszeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die Urheber der dem Kalender eingefügten Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Der heimatliche Teil des Kalendariums entspricht, von einigen Ergänzungen abgesehen, dem des Vorjahres. Nachdruck irgendwelcher Kalender-Aufsätze und -Beiträge nur mit Quellen-Angabe gestattet.

*** 2 ***



Frohe Worte zum Geleit

Zum siebzehnten Mal klopft der Heimatkalender als ein liebenswerter Hausfreund an unsere Türen. Er klopft an mit dem Versprechen, daß er uns wie stets erfreuen will mit interessanten und kundigen Berichten aus Vergangenheit und Gegenwart unseres Landes, mit ernsten und weniger ernsten Geschichten, mit schönen Versen, mit heiter stimmenden Anekdoten und moderner Reklame. Treffliche Bilder werden uns heimatliche Dörfer und Fluren zeigen.

Im Jahre 1952 beschloß der Heimatbund-Vorstand die Herausgabe, und Dr. Heinrich Ottenjann setzte trotz allerlei Hemmnisse mit zäher Energie durch, daß der Kalender seinen Weg antreten konnte. — Die Vorstands-Mitglieder Dr. Heinrich Ottenjann und Dr. Georg Reinke sind schon drüben im besseren Jenseits. Wir aber, die wir noch leben und einst dabei waren, als er zum ersten Male erschien, wir freuen uns, daß er zum Freunde unserer münsterländischen Familien geworden ist.

In unserm Dasein, in unserer Lebensauffassung und in unserer Arbeitsweise hat sich gegen früher vieles geändert. Vieles wird sich noch weiter ändern. Die Bekundungen der Mitarbeiter unseres Hausfreundes werden solche Veränderungen fortwährend zum Ausdruck bringen. Mag dem so sein! Eines jedoch darf und wird sich nicht ändern: Das ist unser Verhältnis zum Lieben Gott!

Nehmt denn den Boten unserer Heimat wiederum freudig in eure Häuser auf. Es erbaue sich an ihm jung und alt, so wie er es verdient!

Elisabeth Reinke



Meine Heimat

Von Hans Varnhorst

O Heimat, der Wälder aufbrausender Sang,
du Licht heller Birken am schimmernden Hang,
du jauchzender Stürme unsterbliches Lied,
erfüllst mir mit seliger Lust das Gemüt!

Die Brahmbüsche funkeln in flammendem Kleid
und Feuer der Sonne auf rotbrauner Heid',
in Bangen und Hoffen, Erinnern und Glück
gibst du mir den Traum meiner Jugend zurück.

Und sattgrüne Matten erleuchten das Tal,
da murmelt des Bächleins hellblitzender Strahl
und plätschert und plaudert von früherer Zeit,
versunken, vergessen, wie fern ist sie heut'!

Du bist meiner Ahnen urewiges Land,
ein köstlicher Brunnen, gefüllt bis zum Rand,
du bist mein Ergötzen, mein' Zuflucht in Not,
du Land meines Lebens, o schirme dich Gott!

* 4 *



VORWORT

„Wer redlich hält zu seinem Volke, der wünscht ihm ein gesegnet Jahr!“ So sagt der schwäbische Dichter Ludwig Uhland (1787 bis 1862) in seinem „Neujahrsgruß“. Mit dem gleichen Wunsche schickt auch der Bearbeiter diesen neuen Kalender hinaus. Möge das kommende Jahr für das Oldenburger Münsterland, unsere geliebte Heimat, und für unser ganzes Vaterland nur Gutes bringen trotz mancher Zeichen der Zeit, die keinen rosigen Schimmer tragen. Möge dabei der Kalender, wie seine Vorgänger, alle Tage den Leser freundlich begleiten! Wiederum sucht er eine Vielzahl von Autoren und Themen anzubieten, die eine solche Begleitung lehrreich und unterhaltsam gestalten können.

Der Bearbeiter muß hier allerdings gestehen, daß er angesichts der vielfältigen und teilweise widersprüchlichen Anregungen aus zahlreichen Autoren- und Leserzuschriften es gar nicht leicht hatte, unter der Fülle der Beiträge die Auswahl zur allgemeinen Zufriedenheit zu treffen. Von Anfang an war unser Kalender etwas Besonderes und sollte es auch bleiben. Es ist deswegen ein schwieriges Unterfangen, den sehr unterschiedlichen Wünschen aus dem Autoren- und Leserkreise gerecht zu werden, gleichzeitig aber auch von Jahr zu Jahr vor kritischen Blicken bestehen zu können, weil jedermann wohl gar von Ausgabe zu Ausgabe eine Steigerung erwartet oder wenigstens für möglich hält.

Was den Kalenderbearbeiter persönlich betrifft, so wußte er jederzeit um seine Verantwortung. Ihn bewegte ständig die Gewissensfrage, ob die Auswahl, die er alljährlich vorlegte, solcher Verantwortung gerecht würde. Es sollte auch in Zukunft um der Sache des Münsterlandes willen nichts geschehen, durch das der Kalender jenes altvertraute Gesicht verlöre, das ihn in den Augen seiner Freunde so liebenswert gemacht und ihm so breite Anerkennung verschafft hat. Möge er, der nun bereits zum 17. Male den Weg zu seinen Freunden sucht, dort wieder herzlich willkommen geheißen werden, obwohl er mit einem erhöhten Bezugspreis erscheinen muß (jetzt: 3,50 DM). Die allgemeine Kostensteigerung konnte nicht länger aufgefangen werden, wenn der Umfang und die Ausstattung in der gewohnten Weise gehalten werden sollten.

Endlich einmal sei auch allen Lesern, die das Anliegen des Heimatkalenders zu ihrer eigenen Sache machten, aufrichtig gedankt für die vielen Zuschriften, wobei zu vermerken wäre, daß die freundlichen weit vor den kritischen liegen. Eine Kalenderredaktion, die sich der Verantwortung gegenüber der Heimat unablässig bewußt ist und ihre Aufgabe entsprechend ernst nimmt, braucht immer dieses teilnehmende Echo. Es wirkt klärend und ermunternd. Wie alle Mitarbeiter und Bezieher des Kalenders so helfen auch jene bei der Pflege heimatlicher Gesinnung und heimatlicher Belange, die dem Bearbeiter durch ihre Briefe und Winke eine Freude bereiten.

Bleibt noch ansonsten herzlich zu danken Frau Elisabeth Reinke, die dem Kalender das schöne Geleit widmete, und der Vechtaer Druckerei, die den Druck und die Herstellung in altbewährter Weise ausführte.

Alwin Schomaker, Langenteilen



JANUAR

1. Woche	Ev.: Namen Jesu Luk. 2, 21	
1. Mo.	Neujahr	
	Beschneidung des Herrn	
2. Di.	Namensfest Jesu	
3. Mi.	Genoveva	
4. Do.	Angela, Titus	
5. Fr.	Eduard, Simon	
6. Sa.	Hl. 3 Könige, Wiltrud	
2. Woche	Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel, Luk. 2, 42–52	
7. So.	1. So. nach Erscheinung Fest d. hl. Familie, Reinhold, Valentin	
8. Mo.	Severin, Gudula	
9. Di.	Julian, Adrian	)
10. Mi.	Wilhelm Bourges	
11. Do.	Paulinus, Werner	
12. Fr.	Ernst, Erna	
13. Sa.	Jutta	
3. Woche	Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1–11	
14. So.	2. So. nach Erscheinung Hilarius, Felix	
15. Mo.	Paulus der Einsiedler ☹	
16. Di.	Marcellus, Gottfried	
17. Mi.	Antonius Abt	
18. Do.	Petri Stuhlfeier, Priska	
19. Fr.	Gottfried, Kanut	
20. Sa.	Fabian und Sebastian	
4. Woche	Ev.: Hauptmann von Kapharnaum, Matth. 8, 1–13	
21. So.	3. So. nach Erscheinung Agnes, Meinrad	
22. Mo.	Vincentius, Irene	☾
23. Di.	Raimund, Emerentiana	
24. Mi.	Timotheus, Bertram	
25. Do.	Bekehrung d. hl. Paulus	
26. Fr.	Polycarp	
27. Sa.	Johannes Chrysostomus	
5. Woche	Ev.: Sturm auf dem Meere Matth. 8, 23–27	
28. So.	4. So. nach Erscheinung Manfred, Petrus Nolaskus	
29. Mo.	Franz von Sales	●
30. Di.	Martina, Adelgundis	
31. Mi.	Johannes Bosco	
		1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.
		1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg–Kl. Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.
		4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich - soziale Vorkämpfer des Oldenburger Landes.
		5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.
		5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum Vechta.
		5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.
		7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle u. Liegenschaften des Erbes Hemmelsbüren zwei Höfe in Essen.
		13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.
		21. 1961 † Heinrich Wienken, Titularbischof und resignierter Bischof von Meißen (1931 bis 1958), in Berlin verstorben, in Cloppenburg bestattet, vgl. H.-K. 1962.
		19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren-domherr.
		19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial
		21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Amboten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster
		22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.





Die Heublumen (Flores graminis Kneipp)

Auch mitten im Winter gibt es Heilpflanzen, die unserer Gesundheit, der Schönheit und dem Wohlbefinden dienen — die „Heublumen“. Wir finden sie, das heißt Blüten, Blätter und Samen von ungezählten Heilpflanzen auf jedem Boden, wo Heu gelagert wird. Sie bilden eine Drogensammlung, die richtig angewendet, erstaunliche Heilwirkungen erzielt. Vor ihrer Anwendung befreit man sie erst durch mehrmaliges Sieben von Staub, Schmutz und groben Teilen.

Für Wickel und Auflagen werden die Heublumen nur überbrüht, um wichtige Bestandteile zu erhalten. Zu einem Vollbad gibt man den Absud von 1 kg Heublumen nach einem Kochen von 20 Minuten.

Anwendung: bei Geschwüren, Vereiterung, Blutvergiftung, Hautausschlag, Masern, Scharlach, Rheumatismus und Gicht, bei Nieren- und Lebererkrankungen, erfrorenen Gliedern und Frostbeulen. Bei Erkältung und chronischem Husten empfiehlt Kneipp ein etwa 20 Minuten dauerndes Kopfdampfbad von Heublumen und Fichtenreisern mit anschließendem Fußbad in dem Absud.

Bei allen angeführten Krankheiten ist das zusätzliche Trinken von Heublumentee sehr zu empfehlen. — Vor Anwendung der Heublumen bei inneren Erkrankungen sollte man jedoch erst den Arzt befragen.

FEBRUAR

1. Do. Ignatius von Antiochien
2. Fr. Mariä Lichtmeß, Lothar
3. Sa. Blasius, Ansgar (Oskar)

6. Woche Ev.: Gleichnis vom Unkraut und dem Weizen, Matth. 13, 24—30

4. So. **5. So. nach Erscheinung**
Andreas Corsini
5. Mo. Agatha, Adelheid
6. Di. Titus, Dorothea
7. Mi. Richard, Romuald
8. Do. Johannes von Matha
9. Fr. Apollonia, Cyrillus
10. Sa. Scholastika

7. Woche Ev.: Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, Matth. 20, 1—16

11. So. **Septuagesima**
Severin, Adolf
12. Mo. Reginald, Valerian
13. Di. Jordan, Maura
14. Mi. Valentin
15. Do. Faustinus und Jovita
16. Fr. Juliana
17. Sa. Frowin

8. Woche Ev.: Gleichnis vom Sämann
Luk. 8, 4—15

18. So. **Sexagesima**
Bernadette
19. Mo. Friedrich
20. Di. Adalrich
21. Mi. Eleonore, Irene
22. Do. Margarethe
23. Fr. Petrus Damiani
24. Sa. Matthias

9. Woche Ev.: Geheimnis des Leidens
Luk. 18, 31—43

25. So. **Quinquagesima**
26. Mo. Walburga
27. Di. Gabriel, Fastnacht
28. Mi. **Aschermittwoch**
29. Do. Hilarius

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexander kapitel regelt die Mitbenutzung der kath Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdarm-Stukenborg, Ok.-Rat 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

5. 1957 † Dr. H. Lübbers, Med.-Rat, Lönigen.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Lönigen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtistin

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden verdienter Heimatforscher und -Schriftsteller.

20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik)

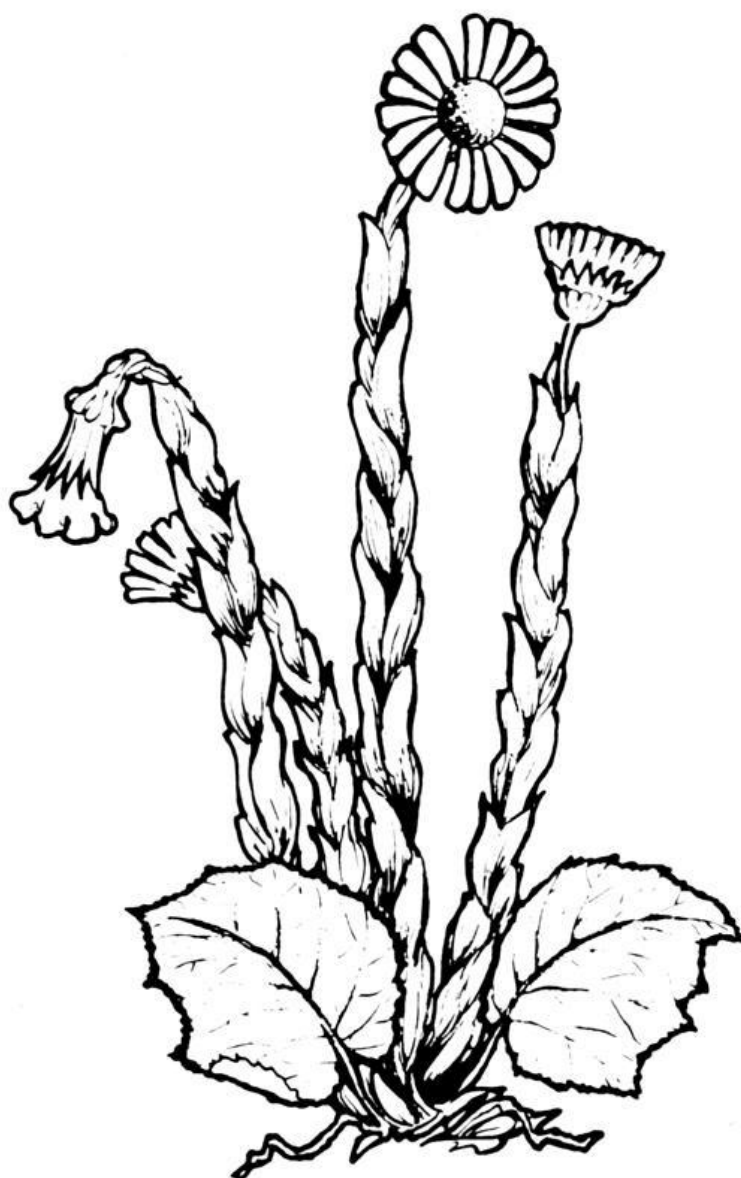
23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burg vikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdarm-Oythe, Dechant, Ehren domherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.





Der Huflattich (*Tussilago farfara*)

Schon seit dem Altertum ist der Brust- oder Huflattich als Heilkraut bekannt. Für die Landwirtschaft aber bedeutet er ein lästiges Unkraut auf Lehm-, Ton- und Kalkböden. Die Nahrungsreserve in dem kräftigen Wurzelstock ermöglicht es der Pflanze, ihre gelben löwenzahnähnlichen Blüten schon Ende Februar zu entfalten, während die braunen Äcker noch wie leblos daliegen. Die großen, hufeisenförmigen Blätter erscheinen nach den Blüten und sind auf der Unterseite filzig behaart.

Gesammelt werden Blüten und Blätter. Sie sind eisen-, kali-, natron- und schwefelhaltig, außerdem sehr vitaminreich. Die Huflattichblätter gelten als erprobtes Mittel gegen Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Bronchialkatarrh; kurzum, sie helfen bei allen Erkrankungen der Atmungsorgane.

Anwendung: Ein Löffel von zerkleinerten Huflattichblättern auf eine Tasse, mit Bienenhonig gesüßt, heiß trinken. — Die Blätter enthalten auch entzündungshemmende Stoffe. Daher wirken sie ebenfalls bei Schwellungen, Hauterkrankungen und Geschwüren.

MÄRZ

1. Fr. Suitbert
2. Sa. Agnes

10. Woche Ev.: Die Versuchung Christi
Matth. 4, 1—11

3. So. **1. Fastensonntag**
Kunigunde, Anselm
4. Mo. Kasimir, Rupert
5. Di. Friedrich, Gerda
6. Mi. Fridolin, Quatember
7. Do. Volker, Thomas v. Aquin
8. Fr. Johannes von Gott
Quatember
9. Sa. Franziska von Rom
Quatember

11. Woche Ev.: Die Verklärung Christi
Matth. 17, 1—9

10. So. **2. Fastensonntag**
Emil, 40 Märtyrer
11. Mo. Rosina, Wolfram
12. Di. Gregor der Große
13. Mi. Roderich, Oswald
14. Do. Mathilde, Pauline
15. Fr. Klemens M. Hofbauer
16. Sa. Heribert, Hilarius

12. Woche Ev.: Jesus treibt den Teufel
aus, Luk. 11, 14—28

17. So. **3. Fastensonntag**
Patrik, Gertrud,
18. Mo. Cyrillus v. Jerusalem
19. Di. Joseph, Friedburga
20. Mi. Irmgard
Frühlingsanfang
21. Do. Benedikt
22. Fr. Elmar, Gerlinde
23. Sa. Marbod, Otto

13. Woche Ev.: Wunderbare Brotvermehrung,
Joh. 6, 1—15

24. So. **4. Fastensonntag**
Gabriel
25. Mo. Mariä Verkündigung
26. Di. Ludger, Emanuel
27. Mi. Rupert, Frowin
28. Do. Johannes von Capistran
29. Fr. Berthold, Eustasius
30. Sa. Amadeus, Roswitha

14. Woche Ev.: Jesus inmitten seiner
Feinde, Joh. 8, 46—59

31. So. **Passionssonntag**
Guido, Cornelia

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums für das
Oldenburger Münsterland in Cloppenburg

6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster,
Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta

6. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM
Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.

7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering-Lastrup,
Dechant

7. 1952 † Josef Krapp-Steinfeld, Päpstl. Hausprä-
lat, Domkapitular, Geistl. Rat in Münster.

16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta,
Generaldechant.

16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann-Vechta,
Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Ver-
fasser zahlreicher Schriften philosophischen
und historischen Inhalts.

17. 1951 † Heinrich Schulte-Friesoythe, Landw.-Rat,
Heimatschriftsteller.

20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer
der mechanischen Weberei.

22. 1625 † Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in
Münster.

22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage,
Bischof von Münster, Kardinal

30. 1956 † Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdien-
ter Heimatforscher.

31. 1812 † J. B. Gerst-Damme, Domprediger und
Generalvikariats-Assessor in Osnabrück,
theol. Schriftsteller.





Die Brennessel (*Urtica dioica*)

„Junge Brennesseln sind besser als Hafer. Sie verhindern sogar Krankheiten!“ Das behauptet der erfahrene Kleintierzüchter, der im Frühjahr an Zäunen und Halden junge Brennesseln sucht, um sie, fein gewiegt, dem Körner- oder Weichfutter zuzusetzen. Kaninchen nehmen die Pflanze unzerkleinert, wenn sie einige Tage getrocknet ist und nicht mehr „brennt“. Jetzt im Frühjahr, wo der Körper regenerationsbedürftig ist und unter der bekannten Frühjahrsmüdigkeit leidet, hilft uns die Brennessel, die volle Leistungsfähigkeit wiederzugewinnen. — Sie enthält reichlich Kalium- und Natriumsalze, Kieselsäure, Eisen und vor allem das Vitamin A.

Die jungen Blätter geben gepreßt einen kräftigenden und blutbildenden Frischsaft, gekocht ein schmackhaftes Gemüse, dem man vor der Mahlzeit frische, feinzerhackte Blätter untermischt, und aufgebrüht einen bekömmlichen Tee.

Jede Verwendungsart, länger genommen, wirkt blutbildend, blutverbessernd, reinigt Magen und Nieren, ist harntreibend und scheidet die ungesunden Stoffe aus.

APRIL

1. Mo. Hugo, Theodora
2. Di. Franz von Paula
3. Mi. Richard
4. Do. Isidor, Kunigunde
5. Fr. Vinzenz Ferrerius
6. Sa. Notker, Isolde

15. Woche Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem
Matth. 21, 1—9

7. So. **Palmsonntag**
Hermann Joseph
8. Mo. Walter
9. Di. Waltraud
10. Mi. Engelbert
11. Do. Gründonnerstag
Rainer, Leo d. Große
12. Fr. **Karfreitag**
Zeno, Julius
13. Sa. Karsamstag

16. Woche Ev.: Auferstehung Christi
Mark. 16, 1—7

14. So. **Das Hl. Osterfest**
15. Mo. **Ostermontag**
16. Di. Magnus, Trudbert
17. Mi. Anicetus Rudolf
18. Do. Wigbert, Werner
19. Fr. Werner, Emma
20. Sa. Hildegard, Viktor

17. Woche Ev.: Der Osterfride
Joh. 20, 19—31

21. So. **Weißer Sonntag**
Konrad von Parzham
22. Mo. Soter und Cajus
23. Di. Georg, Richardis
24. Mi. Fidelis von Sigmaringen
Egbert
25. Do. Markus, Erwin
26. Fr. Kletus und Marcellus
27. Sa. Petrus Canisius, Zita

18. Woche Ev.: Der gute Hirt
Joh. 10, 11—16

28. So. **2. So. nach Ostern**
Paul v. Kreuz
29. Mo. Wilfried
30. Di. Katharina von Siena

1. 1919 † J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehren-
domherr.

1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei-
matdichter und Mitbegründer des Heimat-
bundes.

4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, ver-
dienter Schulmann und Heimatschriftsteller.

10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel,
vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.

11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeu-
tender Heimatschriftsteller.

13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in
Münster, bekannter Literaturhistoriker.

13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Mu-
seumsdorf Cloppenburg.

14. 1955 † Dr. Fritz Strahlmann, Wildeshausen,
Schriftsteller und Heimatforscher

15. 1831 Errichtung des kath. Officialats in Vechta
und Regelung der kirchlichen Verhältnisse
in Cloppenburg und Vechta.

16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe,
Dechant und Domkapitular.

17. 1947 † Dr. August Crone - Münzebrock, Essen
bedeutender Wirtschaftspolitiker.

23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in
Dinklage, Verfasser einer Geschichte der
Osnabrücker Bischöfe.

23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Clop-
penburg.

24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs - Vechta, Pfarrer in
Löningen, Verfasser von Predigten.

25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.

28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in
Cloppenburg.





Der Löwenzahn (*Taraxacum officinale*)

Jetzt leuchten die Blüten des Löwenzahn wie ein gelber Teppich auf den Wiesen. In diesem weit verbreiteten Unkraut besitzen wir eine Heilpflanze, die schon in den Kräuterbüchern des 16. Jahrh. als eine der bedeutendsten gepriesen wurde. Mit ihr können Sie die einfachste, beste und billigste Frühjahrskur bequem zu Hause durchführen.

Der Löwenzahn enthält neben anderen Mineralstoffen Kalzium, Natrium und Eisen. Er ist reich an Vitamin B und C, an Gerbstoff, Gerotin und ätherischen Ölen. — Gesammelt werden von noch nicht blühenden Pflanzen Blätter und Wurzeln. Aus beiden kann ein milchartiger roher Saft gepreßt werden, der, 2—3 Teelöffel täglich einen Monat eingenommen, das Blut reinigt, Blutarmut beseitigt und Leberkranken zu empfehlen ist.

Löwenzahnsalat schmeckt wohl bitter, doch ist er blutbildend, blutverbessernd und heilt Skorbut. — Löwenzahngemüse wirkt ebenfalls blutreinigend und entschlackend. — Löwenzahntee aus getrockneten Blättern, täglich 1—2 Tassen in Abständen getrunken, fördert die Sekretion der Drüsen, beseitigt Kreislaufstörungen, säubert die Leber, Lungen und Nieren und spült die ungesunden Stoffe aus. Schließlich hat er eine heilsame Wirkung bei Gicht, Rheuma sowie Arterienverkalkung und dient der schlanken Linie.

1. Mi.	Tag der Arbeit Joseph, der Werktätige	1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta - Delmenhorst.
2. Do.	Athanasius	
3. Fr.	Alexander, Richard	1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne - Hesepe und Holdorf - Damme.
4. Sa.	Monika, Florian	
19. Woche	Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16—22	1. 1907 Lohne wurde Stadt.
5. So.	3. So. nach Ostern Pius V., Jutta	2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.
6. Mo.	Lucius, Benedikta	3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymnasial-Direktor.
7. Di.	Stanislaus,	
8. Mi.	Wiro, Wolfhild	6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.
9. Do.	Gregor von Nazianz	6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.
10. Fr.	Antonius, Gordian	8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta - Schwidhteler (7. Juni 1914: Vechta - Cloppenburg)
11. Sa.	Philippus u. Jakobus	12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.).
20. Woche	Ev.: Die Verheißung des Hl. Geistes, Joh. 16, 5—14	13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.
12. So.	4. Sonntag nach Ostern ☺ Muttertag Pankratius, Domitilla	13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.
13. Mo.	Servatius	15. 1962 Festliche Eröffnung des wiederhergestellten Quatmannshofes im Museumsdorf bei Anwesenheit des Bundespräsidenten Dr. h. c. Heinrich Lübke.
14. Di.	Bonifatius	16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königs- mark erstürmt.
15. Mi.	Sophia, Joh. Baptist	16. 1961 † Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, Gründer des Museumsdorfes in Cloppenburg, erster Herausgeber dieses Kalenders.
16. Do.	Johannes Nepomuk	20. 1397 † Heinrich von Oyta (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.
17. Fr.	Paschalis, Bruno	27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.
18. Sa.	Erich, Felix, Erika	27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.
21. Woche	Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30	28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser vernichtet).
19. So.	5. So. nach Ostern ☾ Petrus Coelestinus	
20. Mo.	Bernardin v. Siena, Bittag	
21. Di.	Konstantin, Bittag	
22. Mi.	Rita, Renate, Bittag	
23. Do.	Christi Himmelfahrt	
24. Fr.	Susanna	
25. Sa.	Gregor VII.	
22. Woche	Ev.: Jüngerzeugnis und Jünger- los, Joh. 15, 26—27, 16, 1—4	
26. So.	So. nach Himmelfahrt Philipp Neri	
27. Mo.	Beda, Bruno	
28. Di.	Augustinus	
29. Mi.	Maria Magdalena	
30. Do.	Felix, Ferdinand	
31. Fr.	Maria Königin	





Die Birkenblätter (*Betula alba*)

Darf ich Sie heute zu einem Maigang in den Wald einladen? Wir wählen einen Fußpfad fern der Motorenabgase und schreiten tüchtig aus. Der Fußmarsch wird gut tun. — Im lichten Mischwald empfängt uns ein balsamischer Duft, den die Birkenblätter verströmen, hervorgerufen durch ein kampferähnliches, flüchtiges Öl.

Wir sammeln junge, zarte Birkenblätter, am einfachsten von Ruten der Stockausschläge. Die Blätter streifen wir einfach ab und stopfen sie in einen angehängten Leinenbeutel. — Der Hüter des Waldes wird nichts dagegen haben.

Die Birkenblätter enthalten unter anderem Saponin, Gerbstoff, Vitamine und besonders viele Wirkstoffe. — Der Aufguß aus Birkenblättern (1—2 Eßlöffel auf 1 Tasse — heiß überbrühen) schmeckt nicht gut. Doch: „Was bitter dem Mund, ist dem Magen gesund“. Der Aufguß fördert die Harnmenge um das Mehrfache. Er ist ein altbekanntes, sicher wirkendes Mittel gegen Harnsäureerkrankungen, Arterienverkalkung, Beinanschwellungen und Wassersucht, besonders aber bei Fettleibigkeit. Die Harnsäureausschwemmung mindert natürlich auch Gicht- und Rheumaleiden. Die Birkenblätteraufgüsse wirken ferner lösend auf Nierensteine, ohne, bei ihrer milden desinfizierenden Wirkung, entzündete Blasen- und Harnwege zu reizen.

1. Sa.	Angela, Regina	1. 1809 † Ferd. Matth. Driver, erster Heimat-schriftsteller.
23. Woche	Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn Joh. 14, 23—31	1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.
2. So.	Pfingstfest	2. 1927 † Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Pro-fessor.
3. Mo.	Pfingstmontag	4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese in Münster.
4. Di.	Franz Caracciolo, Quirin	5. 1940 † Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, her-vorragender Kenner der saterländischen Mundart.
5. Mi.	Bonifatius, Quatember	6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann - Lohne, Be-gründer der Lohner Pinsel- und Bürsten-industrie.
6. Do.	Bertrand, Norbert	6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat-schriftsteller.
7. Fr.	Robert, Quatember	7. 1870 † A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Ver-fasser von Jugendschriften.
8. Sa.	Medardus, Quatember	9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)
24. Woche	Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit, Matth. 28, 18—20	16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.
9. So.	Fest der Hl. Dreifaltigkeit	18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. von Münster ab.
10. Mo.	Margarita	18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).
11. Di.	Barnabas	18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Hei-matforscher.
12. Mi.	Johannes Facundo	23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theo-logischer Schriften.
13. Do.	Fronleichnam	30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppen-burg an das Herzogtum Oldenburg.
	Antonius von Padua	30. 1848 † Bernhard Mönning-Essen, Pfarrer, Heimat-schriftsteller.
14. Fr.	Hartwig, Basilius d. Gr.	
15. Sa.	Vitus, Kreszentia	
25. Woche	Ev.: Vom großen Abendmah. Luk. 14, 16—24	
16. So.	2. So. nach Pfingsten	
	Benno, Gebhard	
17. Mo.	Tag der deutschen Einheit	
18. Di.	Markus und Marcellianus	
19. Mi.	Juliana v. F.	
20. Do.	Silverius	
21. Fr.	Aloysius, Sommeranfang Herz-Jesu-Fest	
22. Sa.	Paulinus	
26. Woche	Ev.: Freund der Sünder und Zollner, Luk. 15, 1—10	
23. So.	3. So. nach Pfingsten	
	Edeltraud	
24. Mo.	Johannes der Täufer	
25. Di.	Wilhelm, Dorothea	
26. Mi.	Johannes und Paulus	
27. Do.	Creszenz	
28. Fr.	Irenäus	
29. Sa.	Peter und Paul	
27. Woche	Ev.: Der reiche Fischfang Luk. 5, 1—11	
30. So.	4. So. nach Pfingsten	
	Pauli Gedächtnis	



Die Kamille (*Matricaria Chamomilla*)

Obwohl sie wie die Hundkamille auf Schutthalden und verunkrauteten Äckern in Massen wächst, ist eine Verwechslung kaum möglich. Beide sind Korbblütler. Doch hat die „Echte“ einen hochgewölbten, innen hohlen Blütenboden und abwärts gerichtete Strahlenblüten. Außerdem verströmt sie einen würzigen, aromatischen Duft.

An sonnigen Tagen, möglichst vor Johanni, sammelt man die Blüten, trocknet sie im Schatten und hebt sie in einem verschlossenen Gefäß auf. Ihre heilende Wirkung ist äußerst vielseitig. Kamillentee: Ein Eßlöffel voll Blüten auf eine Tasse, nicht zu heiß überbrüht, damit das heilkräftige Kamillenöl nicht entweicht, wirkt bei Blähungen, Leibweh, Kolik, Magen- und Darmkrämpfen und Erkältungen. — Kamillendampfbäder helfen bei Schnupfen und Stirnhöhlenentzündungen. — Kamillenkissen schaffen rasch Linderung bei Zahnschmerzen, die von Erkältung herrühren. — Kamillenwasser hat sich bei Augenentzündungen bewährt. — Außerdem wirken die zerriebenen Blüten als Pulver hellend auf eiternden Geschwüren.

Unseren Urgroßmüttern half die Kamille schon bei der Schönheitspflege; sprich heute Kosmetik.

1. Mo. Fest des Kostbaren Blutes
2. Di. Mariä Heimsuchung
3. Mi. Leo II.
4. Do. Ulrich, Hatto
5. Fr. Antonius Zaccaria
6. Sa. Thomas Morus

28. Woche Ev.: Gerechtigkeit des Neuen Bundes, Matth. 5, 20—24

- 7. So. 5. So. nach Pfingsten**
Willibald, Cyrill

8. Mo. Elisabeth
9. Di. Dietrich, Dieter
10. Mi. Engelbert, Amalia
11. Do. Pius I., Sigisbert
12. Fr. Felix, Joh. Gualbertus
13. Sa. Anacletus

29. Woche Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung, Mark 8, 1—9

- 14. So. 6. So. nach Pfingsten**
Bonaventura

15. Mo. Heinrich, Egon
16. Di. Maria v. Berge Karmel
17. Mi. Alexius
18. Do. Kamillus
19. Fr. Vinzenz von Paul
20. Sa. Hieronymus

30. Woche Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth 7, 15—21

- 21. So. 7. So. nach Pfingsten**
Praxedis

22. Mo. Maria Magdalena
23. Di. Apollinaris, Liborius
24. Mi. Christina, Siglinde
25. Do. Jakobus
26. Fr. Anna
27. Sa. Berthold, Christian

31. Woche Ev.: Der untreue Verwalter Luk. 16, 1—9

- 28. So. 8. So. nach Pfingsten**
Viktor I., Innozenz I.

29. Mo. Martha
30. Di. Julietta
31. Mi. Ignatius von Loyola

6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.

7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser einer Schrift über die Lohner Industrie.

9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler - Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.

10. 851 Überführung der Reliquien des heiligen Alexander von Rom nach Wildeshausen.

10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.

10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.

10. 1900 † Friedr. Schröder - Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.

11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte

15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ökonomie-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.

16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.

20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.

23. 1923 † Josef Siemer, Spreda, Lehrer Begründer des bäuerlichen Obstbaues

25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes

27. 1943 † Dr. Franz Driver (geb. 4. 1. 1863 in Friesoythe). Erster Oldenburgischer Staatsminister als Katholik und Münsterländer (1919/23, 1925/32).

29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer





Die Pfefferminze (*Mentha piperita*)

Auch im kleinsten Garten sollte man der Pfefferminze wegen ihrer Bedeutung als Heilkraut ein Plätzchen einräumen. Im Frühling treibt diese anspruchslose Pflanze vierkantige Stengel bis zu einem halben Meter mit fast runden, zugespitzten, am Rande gesägten, wohlriechenden Blättern. — Die Wasserminze, welche feuchte Stellen bevorzugt, duftet ähnlich und hat die gleichen Heilwirkungen.

Von Juni bis August sitzen die weiß-lila Blüten an den Stielachsen. In dieser Zeit werden die Blätter gesammelt, die frisch oder getrocknet als Tee Verwendung finden.

Der lieblich schmeckende Tee hemmt vor allem die Bildung von Gärungsbakterien in den Därmen. Daher wirkt er krampflösend bei Koliken sowie Blähungen und nimmt den Druck vom Zwergefell und vom Herzen. Durch die Beseitigung der blähenden Darmgifte, auf welche das Nervensystem besonders reagiert, verschwinden Kopfschmerzen, Melancholie und Neuralgie.

Der Pfefferminztee (1 Teelöffel auf 1 Tasse, bis 4 Tassen täglich heiß trinken) wirkt wohltuend bei allen Verdauungsstörungen, Gallenerkrankungen und Kreislaufschwäche. Ferner gibt er dem Gesicht durch die Heilung von Hautunreinigkeiten ein gesundes und frisches Aussehen.

AUGUST

1. Do. Petri Kettenfeier
2. Fr. Alfons von Liguori)
3. Sa. Lydia

32. Woche Ev.: Jesus weint über Jerusalem
Luk. 19, 41—47

4. So. **9. So. nach Pfingsten**
Dominikus
5. Mo. Maria Schnee
6. Di. Verklärung Christi
7. Mi. Kajetan
8. Do. Romanus
9. Fr. Johannes Vianney (Y)
10. Sa. Laurentius

33. Woche Ev.: Gleichnis vom Pharisäer
und Zöllner, Luk. 18, 9—14

11. So. **10. So. nach Pfingsten**
Tiburtius
12. Mo. Klara
13. Di. Hippolyt und Cassian
14. Mi. Eusebius
15. Do. **Mariä Himmelfahrt**
16. Fr. Joachim (C)
17. Sa. Hyacinth

34. Woche Ev.: Heilung eines Taub-
stummen, Mark. 7, 31—37

18. So. **11. So. nach Pfingsten**
19. Mo. Johannes Eudes
20. Di. Bernhard v. Clairvaux
21. Mi. Franziska von Chantal
22. Do. Unbellecktes Herz Mariä
23. Fr. Philippus, Benatus
24. Sa. Bartholomäus (S)

35. Woche Ev.: Gleichnis vom barmher-
zigen Samaritan, Luk. 10, 23—37

25. So. **12. So. nach Pfingsten**
Ludwig
26. Mo. Zephyrinus
27. Di. Gebhard
28. Mi. Augustinus, Elmar
29. Do. Enthauptung Joh. d. Täufl.
30. Fr. Felix, Rosa v. Lima
31. Sa. Raimund)

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums
in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter
Direktor des Vechtaer Burgmannskol-
legiums, Verfasser historischer Ab-
handlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer
in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer
des Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Heinrich Ostendorf-Vechta, Justizrat
1899 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönningen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernard Romberg-Dinklage, Cellist,
zuletzt in Hamburg.

17. 1963 † August Dobelmann, Cloppenburg,
Sparkassendirektor, Freund des Olden-
burger Münsterlandes

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und
Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Mu-
seumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent
am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgel-
virtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

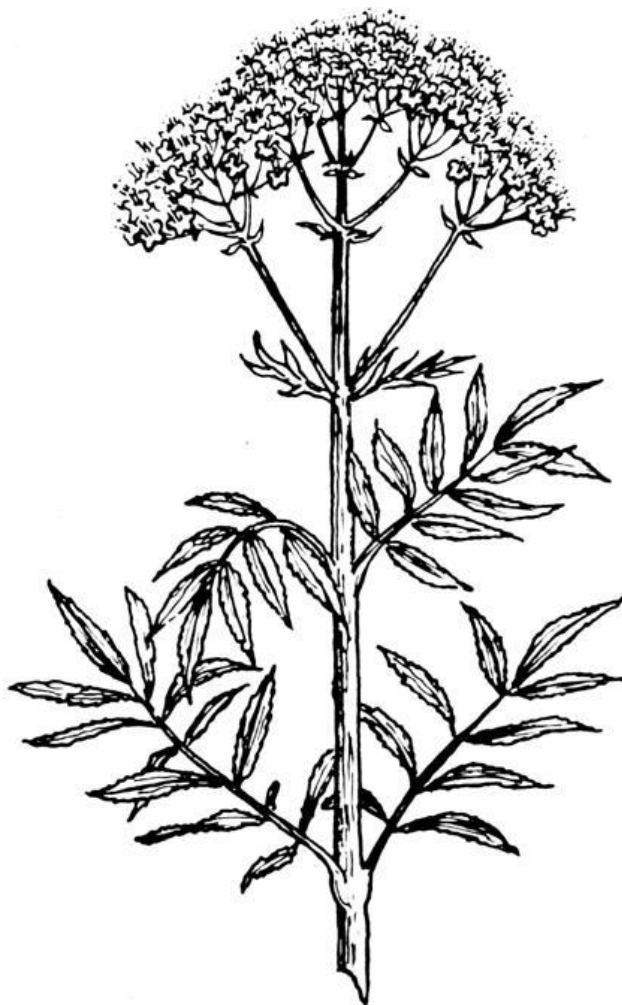
24. 1730 † Gottfried Steding-Vechta, Kapitels-
direktor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg
(vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan,
Heimatschriftsteller.





Der Baldrian (*Valeriana officinalis*)

Trotz der Vielzahl synthetischer Schlaf- und Beruhigungsmittel wird Baldrian in zunehmendem Maße verordnet. — Die bis zur Mannesgröße wachsende mehrjährige Heilpflanze, welche einen säuerlichen Geruch verbreitet, findet man in feuchten Wiesen und Gräben. Die unpaarig gefiederten Blätter ähneln denen der Esche. Im Juli bis September leuchten die doldenförmigen, hellroten Blüten.

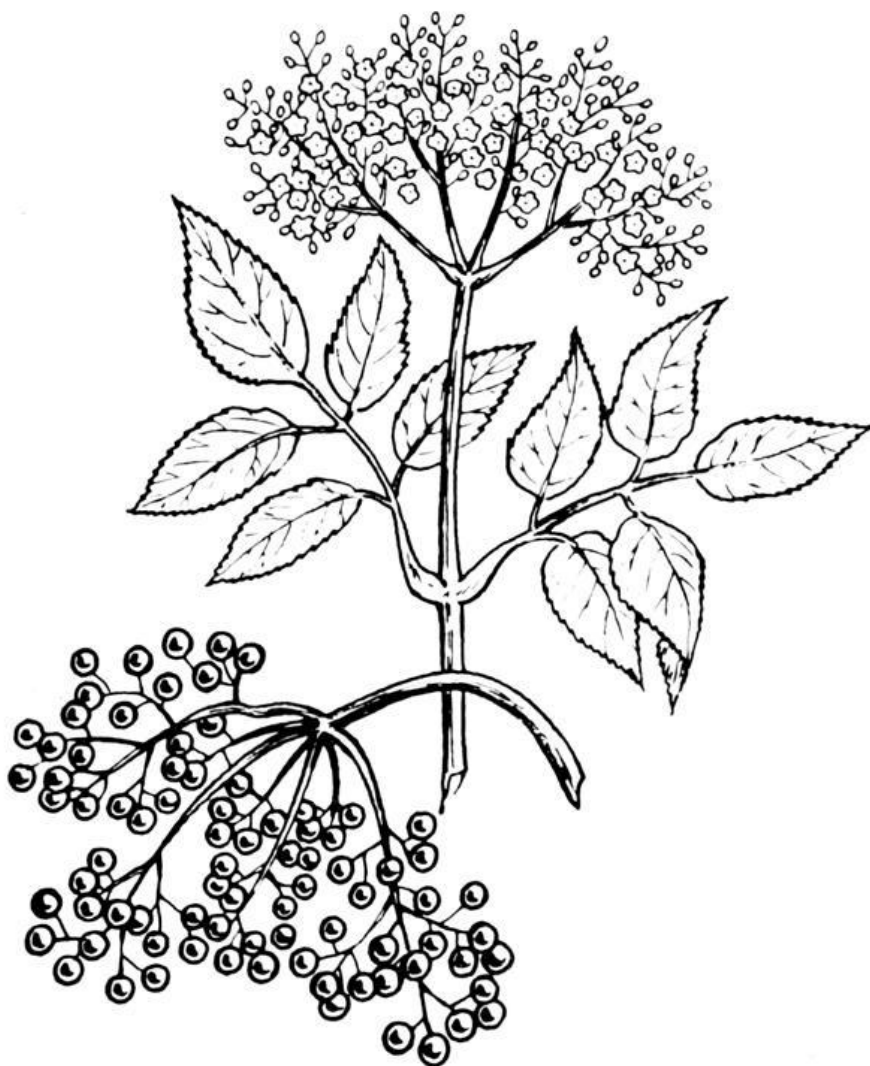
Gesammelt werden alle Teile der Pflanze vor der Blüte oder im September—Oktober. Besonders der fingerdicke, kurze Wurzelstock enthält ätherische Öle, Bitterstoffe und Baldriansäure. Er wird im Frühjahr ausgegraben, gereinigt und nach dem Trocknen fest verschlossen aufbewahrt, um als Tee Verwendung zu finden.

Der Baldriantee beruhigt das Herz, fördert die Erholung überreizter Nerven, lindert Angst- und Schwächezustände, findet Anwendung bei Koliken, Magenkrämpfen und nervösen Magenverstimmungen, krampfartigem Erbrechen, nervösem Schwindel und auch bei Asthma. Er beseitigt Blähungen und vertreibt die Darmwürmer. — Leiden Sie an Schlaflosigkeit, so trinken Sie eine Tasse Baldriantee kurz vor dem Schlafengehen.

SEPTEMBER

36. Woche		Ev.: Heilung der zehn Aussätzigen, Luk. 17, 11—19		1. 1834 † Franz Trenkamp - Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.
1.	So.	13. So. nach Pfingsten		1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.
		Agidius		
2.	Mo.	Stephan		1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.
3.	Di.	Pius X.		3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.
4.	Mi.	Rosalie, Hermine		4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.
5.	Do.	Laurentius Justiniani	☉	6. 1943 † Heinrich zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.
6.	Fr.	Magnus		8. 1931 † Bernard Dinkgrefe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.
7.	Sa.	Judith, Regina		9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof, Münster.
37. Woche		Ev.: Gottes Vatergüte Matth. 6, 24—33		9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. Oldbg. Lehrervereins.
8.	So.	14. So. nach Pfingsten		12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer
		Mariä Geburt		14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.
9.	Mo.	Gorgonius		16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschriftsteller, Mitbegründer des Heimatbundes.
10.	Di.	Nikolaus v. Tol.		17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.
11.	Mi.	Protus u. Hyancinthus		20. 1929 † Jos. Grönheim-Löningen, Prof., Jubilarpriester.
12.	Do.	Mariä Namensfest		22. 1959 Richtfest des neuen Quatmannhofes im Museumsdorf.
13.	Fr.	Notburga		26. 1929 † August kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.
14.	Sa.	Kreuzerhöhung	☾	27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.
38. Woche		Ev.: Jüngling von Naim Luk. 7, 11—16		28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.
15.	So.	15. So. nach Pfingsten		30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.
		7 Schmerzen Mariä		
16.	Mo.	Kornelius u. Cyprianus		
17.	Di.	Hildegard, Lambertus		
18.	Mi.	Joseph von Cupertino		
		Quatember		
19.	Do.	Januarius		
20.	Fr.	Eustachius, Quatember		
21.	Sa.	Matthäus, Quatember		
39. Woche		Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11		
22.	So.	16. So. nach Pfingsten	●	
		Thomas v. Villanova		
23.	Mo.	Linus, Thekla		
		Herbstanfang		
24.	Di.	Maria de Merc., Gerhard		
25.	Mi.	Nikolaus von Flüe		
26.	Do.	Cyprian und Justina		
27.	Fr.	Cosmas und Damian		
28.	Sa.	Lioba, Wenzeslaus		
40. Woche		Ev.: Das Hauptgebot Matth. 22, 34—46		
29.	So.	17. So. nach Pfingsten	☾	
		Michael		
30.	Mo.	Hieronymus		





Der Holunder (*Sambucus nigra*)

Schon vor 2500 Jahren pries Hippokrates den Holunder. Auch unsere Vorfahren verehrten den der Frau Holle geweihten „Baum der Holla“. Er durfte an keinem Hofe fehlen. Der alte Spruch: „Vor dem Holunder den Hut herunter“ hat noch immer seine volle Gültigkeit. In der Tat ist alles an diesem „Wunderbaum“ gesundheitsfördernd.

Die frischen Blätter entsaftet und aufgebrüht zum Tee dienen als Frühjahrskur, reinigen das Blut, entschlacken den Körper und helfen bei Magen-, Herz-, Leber- und Lungenleiden. Stärker noch wirken die frischen Blüten. Diese, zur Hälfte mit Lindenblüten gemischt, ergeben einen schweißtreibenden Tee gegen Husten, Erkältung und Grippe. — Gedörrte Beeren wirken bei starkem Durchfall stopfend. — Aus der unteren, grünen Rinde bereitet man einen Tee zur Verbesserung der Magensäfte. Derselbe wirkt ferner wassertreibend und leicht abführend. — Schließlich ist der Tee aus Wurzeln ein vorzügliches Mittel gegen starke Fettleibigkeit und lindert Harnbeschwerden.

1. Di. Remigius, Giselbert
2. Mi. Schutzengelfest
3. Do. Therese vom Kinde Jesu
4. Fr. Franz von Assisi
5. Sa. Helmut, Placidus

11. Woche Ev.: Die Heilung des Gicht-
brüchigen, Matth. 9, 1—8

6. So. **18. So. nach Pfingsten**
Erntedankfest 
Bruno
7. Mo. Rosenkranzfest
8. Di. Brigitta
9. Mi. Günther, Goswin
10. Do. Franz von Borja
11. Fr. Mutterschaft Mariä
12. Sa. Maximilian, Wilfried

12. Woche Ev.: Vom königlichen Gastmahl
Matth. 22, 1—14

13. So. **19. So. nach Pfingsten**
Eduard
14. Mo. Callistus, Burkhard 
15. Di. Theresia von Avila
16. Mi. Hedwig, Gallus
17. Do. Margareta Alacoque
18. Fr. Lukas
19. Sa. Petrus von Alcantara

13. Woche Ev.: Jesus heilt den Sohn des
königl. Beamten, Joh. 4, 46—53

20. So. **20. So. nach Pfingsten**
Wendelin, Vitalis
21. Mo. Hilarion 
22. Di. Ingbert, Kordula
23. Mi. Antonius M. Claret
24. Do. Raphael
25. Fr. Chrysantus, Krispin
26. Sa. Evaristus

14. Woche Ev.: Gleichnis vom unbarmher-
zigen Knecht, Matth. 18, 23—35

27. So. **21. So. nach Pfingsten**
Christ-Königs-Fest 
28. Mo. Simon u. Judas Thaddäus
29. Di. Dietrich, Irmlinde
30. Mi. Claudius, Weltpartag
31. Do. Reformationsfest
Wolfgang

1. 1802 † B. Sigismund Hoyng-Langförden, Pfarrer,
„der Overberg des Oldenburger Münster-
landes“.

1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs
von Vechta nach Ahlhorn.

1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn

1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winter-
schule in Dinklage, der ältesten derartigen
Lehranstalt des Münsterlandes.

1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppen-
burg nach Friesoythe.

3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zwei-
bändigen Werkes über das Saterland.

3. 1946 † Joseph Haßkamp, Friesoythe-Vechta,
Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.

5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des
Gymnasiums.

16. 1899 † H. Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer
der Kirche (1870—1875) und des Kranken-
hauses (1893) in Essen.

17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusik-
lehrer, Komponist.

19. 1945 † Franz Meyer-Holte bei Damme, Land-
tagsabgeordneter.

20. 1912 † Johann Ernst von Heimburg, Amts-
hauptmann von Friesoythe und Cloppen-
burg, Heimatdichter

20. 1953 † Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst
erfolgreichster deutscher Kampfflieger.

21. 1956 † Pater Laurentius Siemer, langjähriger
Provinzial der Deutschen Dominikaner
weithin bekannt als Rundfunk- und Fern-
sehprediger.

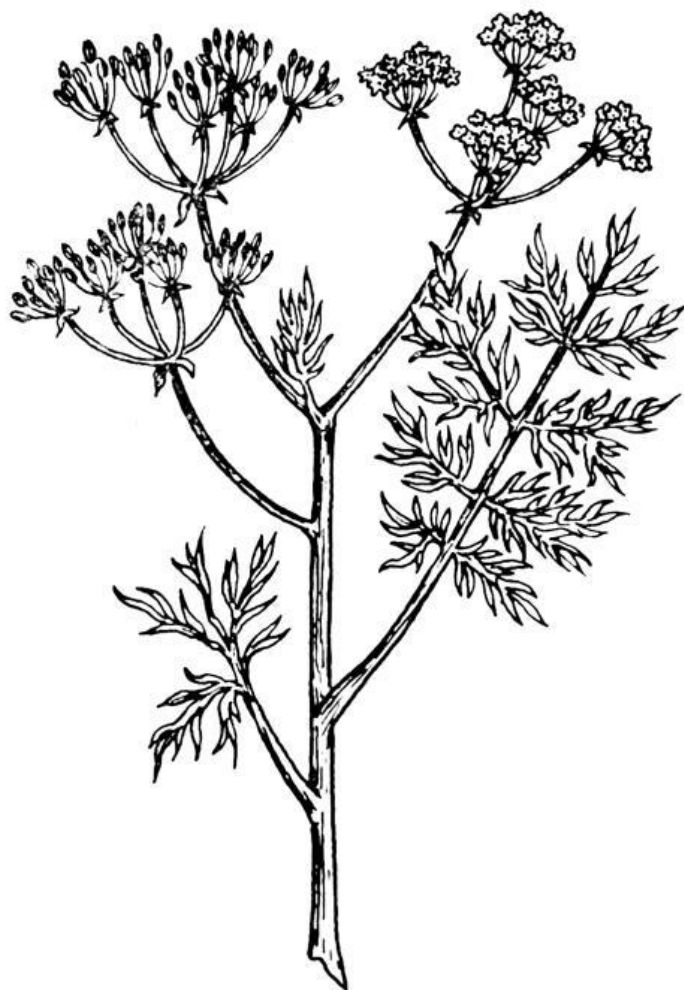
25. 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die
Herrschaft über Amt und Burg Cloppen-
burg nebst Friesoythe und Barßel an
Bischof Otto von Münster ab.

26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister
und Landtagsabgeordneter.

29. 1938 † Karl Schönecker, Musiklehrer in Dink-
lage.

30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne,
Gründer der Fa. Trenkamp.





Der Kümmel (*Carum carvi*)

Vor allem an lehmigen Wegerändern, Rainen, Bahndämmen und Wiesen finden wir den bis zu 1 m hohen Gemeinen Kümmel. Im Frühjahr lassen sich die doppelt gefiederten Blätter zu einem schmackhaften und gesunden Salat oder Spinat, die Wurzeln als Gemüse verwenden. Im Mai—Juni leuchten die weißen oder rötlichen Doldenblüten des Kümmels, welche bis zum Herbst zu 5 mm langen, leicht gekrümmten, graubraunen, aromatisch riechenden Früchten heranreifen. In der Volksmedizin werden sie schon seit vielen Jahrhunderten als Heilmittel verwendet.

Kümmel enthält ein ätherisches Öl, das die Bildung der schädlichen fäulniserregenden Darmbakterien hemmt. Daher verhindert es Blähungen und löst Krampfzustände. — Älteren Menschen, die erfahrungsgemäß oft an Verstopfung leiden, hilft Kümmel zuverlässig und hebt damit das allgemeine Wohlbefinden. Bei Kindern beseitigt ein Kümmel-Fencheltee die so unangenehmen Blähungen.

Auch auf dem Gewürzbord in der Küche lassen wir den Kümmel nicht ausgehen. Er verbessert nicht nur den Geschmack der Speisen, sondern macht sie auch bekömmlich.

NOVEMBER

1.	Fr.	Fest Allerheiligen
2.	Sa.	Allerseelen
15. Woche		Ev.: Der Zinsgroschen Matth. 22, 15—21
3.	So.	22. So. nach Pfingsten Pirmin, Hubert
4.	Mo.	Karl Borromäus
5.	Di.	Zacharias
6.	Mi.	Leonhard
7.	Do.	Willibrord
8.	Fr.	Gottfried, Egbert
9.	Sa.	Theodor
16. Woche		Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus, Matth. 9, 18—26
10.	So.	23. So. nach Pfingsten Andreas Avellinus
11.	Mo.	Martin
12.	Di.	Kunibert
13.	Mi.	Stanislaus Kostka
14.	Do.	Josaphat
15.	Fr.	Albertus Magnus
16.	Sa.	Gertrud
17. Woche		Ev.: Gleichnis vom Senfkorn Matth. 13, 31—35
17.	So.	24. So. nach Pfingsten Volkstrauertag
18.	Mo.	Odo
19.	Di.	Elisabeth
20.	Mi.	Buß- und Bettag
21.	Do.	Mariä Opferung
22.	Fr.	Philemon, Cäcilia
23.	Sa.	Felicitas, Clemens
18. Woche		Ev.: Das Ende der Welt Matth. 24, 15—35
24.	So.	25. u. letzter So. nach Pfingsten Totensonntag
25.	Mo.	Katharina
26.	Di.	Konrad von Konstanz
27.	Mi.	Willehad
28.	Do.	Jacob, Günther
29.	Fr.	Saturnin
30.	Sa.	Andreas

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.
4. 1252 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).
4. 1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant und Propst.
7. 1960 † Johannes Ostendorf - Lohne, Konrektor, verdienter Heimatforscher und -schriftsteller.
8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.
9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.
9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Reformator der kath. Volksschulen.
10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg wurde Freistaat.
10. 1918 † Friedrich Graf von Galen - Dinklage, Reichstagsabgeordneter.
12. 1919 † Georg Wehage, Stedingmühle, Heuermann, Pächter, Gutsbesitzer, vorbildlicher Pionier der Arbeit
13. 1963 † Franz Vorwerk, Münster-Emstek, Bischöflicher Offizial, Domkapitular
15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage-Lohne.
15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück-Cloppenburg-Oldenburg (17. Oktober 1875 Oldenburg-Quakenbrück).
15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, bedeutender Schulmann und Schriftsteller.
17. 1875 † Franz Bramlage - Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.
18. 1895 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Maschinenfabrikant, Begründer der Holthausen Maschinenfabrik.
18. 1887 Großer Brand in Dinklage.
19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Münster unterstellt; bis dahin hatte es kirchlich zum Bistum Osnabrück gehört.
24. 1960 † Konrektor Clemens Tiemann-Cloppenburg, Komponist heimatlichen Liedgutes
28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zuletzt in Gotha.
29. 1896 † Heinrich Anton Johann Benker-Lohne, Bildhauer und Maler





Die Ringelblume (*Calendula officinalis*)

Die Blumen sind verwelkt, ihre Stengel verdorrt und das Laub vom Winde verweht. Allein die Ringelblume leuchtet noch auf Friedhöfen und in Gärten mit ihren dunkel- oder hell-orangegelben Korbblüten.

Ihre Heimat ist der Mittelmeerraum. Sie zierte bereits die Gärten im alten Rom. Mönche brachten sie nach Deutschland. — Die goldfarbenen Blumen in der Vase wirken dekorativ, allerdings verbreiten sie durch ihren Gehalt an Bitterstoffen, Kalk und Schwefel einen unangenehmen Geruch. Die Pflanze enthält ätherische Öle und Saponin.

Paracelsus hat schon vor 400 Jahren die Heilwirkung der Ringelblume erkannt. — In der heutigen Medizin verwendet man die im Sommer getrockneten Blüten und Blätter als Tee. Er heilt innere Krankheiten, besonders Magengeschwüre, Magenentzündung, Magenbluten und Erbrechen. Der Tee wirkt zudem ausleitend, schweißtreibend und reinigend. — Auflagen mit diesem Absud heilen äußere Wunden.

Pfarrer Kneipp sagt es so: „Diese Heilpflanze ist das allerbeste Mittel zur Reinigung und Heilung aller im Körper befindlichen Giftstoffe anzusehen.“

DEZEMBER

19. Woche Ev.: Wiederkehr Christi zum Gericht, Luk. 21, 25—33

1. So. 1. Adventssonntag

- Eligius
2. Mo. Bibiana
3. Di. Franz Xaver
4. Mi. Barbara
5. Do. Reinhard ☹
6. Fr. Nikolaus
7. Sa. Ambrosius

50. Woche Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11 2—10

**8. So. 2. Adventssonntag
Mariä unbefl. Empfängnis**

- Elfriede
9. Mo. Leokadia
10. Di. Melchiades
11. Mi. Damasus
12. Do. Alexander
13. Fr. Lucia ☾
14. Sa. Ottilia

51. Woche Ev.: Das Zeugnis des heiligen Johannes, Joh. 1, 19—28

15. So. 3. Adventssonntag

- Christiana
16. Mo. Eusebius, Adelheid
17. Di. Sturmius
18. Mi. Wunibald, Quatember
19. Do. Fausta
20. Fr. Christian ●
21. Sa. Thomas, Quatember
Winteranfang

52. Woche Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6

- 22. So. 4. Adventssonntag**
23. Mo. Zeno, Viktoria
24. Di. Hl. Abend, Adam und Eva
25. Mi. Weihnachtsfest
26. Do. 2. Weihnachtstag ☾
Stephanus
27. Fr. Johannes Evangelist
28. Sa. Fest der unschuld. Kinder

53. Woche Ev.: Das Zeichen, dem widersprochen wird. Luk. 2, 33—40

- 29. So. So. nach Weihnachten**
Thomas von Canterbury
30. Mo. Amadeus
31. Di. Silvester

1. 1955 † Reginald Weingärtner OP, anerkannter Heimat- und Naturforscher.

2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann - Cappeln, Heimatschriftsteller.

3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.

4. 1959 † Dr. theol. Dr. jur. utr. Franz Große Wietfeld, Emstek, Anwalt der Sacra Rota Romana, bekannter Heimatfreund

8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.

8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.

11. 1837 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.

14. 1832 † Bernard Bünger - Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.

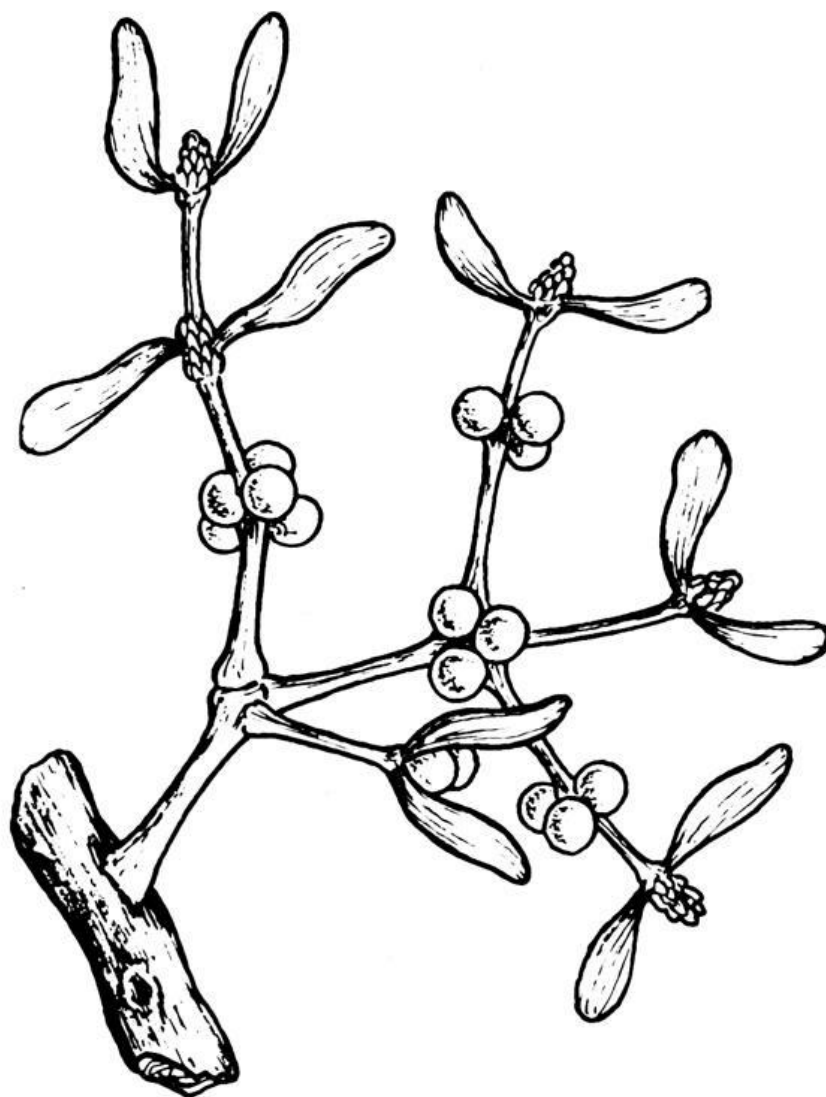
20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonome-rat.

24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.

25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert - Vechta, Heimat-historiker.

30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler





Die Mistel (*Viscum album*)

In England wird man jetzt nach dem Blattfall Ausschau nach der Laubholzmistel halten, deren Zweige auch heute noch unseren weihnachtlichen Tannenbaum ersetzen. — Der fast kugelige Strauch, ein Halbschmarotzer, hat gegenständige, gegliederte Äste und trägt lanzettartige, immergrüne Blätter. Im März—April erscheinen in der Teilung der Äste unscheinbare, wohlriechende gelbliche Blüten, die bis zum Dezember zu kugeligen, durchschimmernden Beeren heranwachsen. Den Vögeln ist es dann vorbehalten, für ihre Verbreitung zu sorgen.

Unsere heidnischen Vorfahren brachten der Mistel heiligmäßige Verehrung entgegen. Sie war das Sinnbild der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft. — Die alte Volksheilkunde kannte bereits die heilende Wirkung der Zweige und Blätter des „Hexenbaumes“. Die neuzeitliche Medizin empfiehlt die im Sommer gesammelten jungen Blätter und Zweige bei Arterienverkalkung, zur Kräftigung der Herztätigkeit und Senkung des abnorm hohen Blutdruckes und bei allgemeiner Störung des Blutkreislaufes, die sich durch mangelnde Konzentrationsfähigkeit und Unsicherheit beim Gehen bemerkbar macht.

ZU DEN MONATSBILDERN

Schon einmal in unserem Kalender haben die Monatsbilder Oskar Ehrlichs einen bevorzugten Platz erhalten, und zwar in der Ausgabe 1963. Damals ist der Autor, der in Edzell bei Fulda lebt und weithin als hervorragender Naturkenner gilt, den Kalenderfreunden auch bereits näher vorgestellt worden. Hier darf also ergänzend auf jenen Anlaß zurückverwiesen werden.

Oskar Ehrlich ist nicht nur ein bekannter und anerkannter Naturkenner, sondern als solcher zugleich ein federgewandter Beobachter, federgewandt in einem doppelten Sinne, d. h. mit der Zeichen- und mit der Schreibfeder. Das findet man höchst selten. Seinerzeit brachte die Reihe der Monatsbilder einige typische Vertreter aus der heimischen Vogelwelt, gewissermaßen im Rhythmus der Jahreszeiten. Dieses Mal hat der Autor in Bild und Wort typische Vertreter der heimischen Pflanzenwelt zusammengestellt und damit einen guten Griff getan.

Es handelt sich um Pflanzen, die uns im Oldenburger Münsterlande zum Teil allenthalben und überall begegnen, wenn wir die Augen offenhalten. Viele begleiten uns von Jugend aus, werden von Jahr zu Jahr immer wieder herzlich begrüßt, und wir halten stille Freundschaft mit ihnen ein Leben lang. Freilich, oft sind es so bescheidene Naturkinder, oder sie kommen so sehr in Massen vor, daß wir sie im Vorübergehen kaum bemerken, geschweige denn ihre heimliche Schönheit und merkwürdige Bedeutung erkennen. Die Monatsbilder bieten einige wenige Exemplare aus einem bunten Strauß von botanischen Köstlichkeiten, die in Wald und Flur ein vielfältiges Leben führen. Die Auswahl steht für all die andern, die es noch gibt. Die einen entfalten ihre Pracht im Frühling, die anderen im Sommer oder Herbst. Was wäre unsere Heimat ohne die charakteristischen Wesen in der heimischen Natur!

Der Naturbeobachter und Künstler Oskar Ehrlich zeichnete mit feiner, gewissenhafter Hand und beschrieb seine Zeichnungen, die

linear empfunden sind und die Formstruktur beispielhaft enthüllen, mit gleicher Akkuratezza. Man vermißt kaum die Farben in diesen zarten Gebilden. Einfühlung und Wissen, Genauigkeit und Lockerheit stehen in lebendiger künstlerischer Spannung. Die zeichnende Hand wird durch die schreibende ergänzt. Wer sich den Geschmack an gekonnter graphischer Wiedergabe erhalten hat, wird die Bilder mit Vergnügen betrachten. Der ergänzende Text spielt bei diesem Vergnügen keine unwesentliche Rolle und dürfte ebenso willkommen sein.

Wie gesagt, manche dieser stillen Geschöpfe kennen wir kaum und übersehen sie leicht. Jedenfalls treten sie den meisten selten ins Bewußtsein. Der naturverbundene Mensch von früher beachtete sie mehr, kannte sie besser und wußte Nützlicheres mit ihnen anzufangen als wir heutigen. Er hatte ein beseeltes Verhältnis zu den lautlosen und geduldigen Kindern der Natur. Daher gab er ihnen bildhafte, poetische Namen. Für ihn blieben die lateinischen Bezeichnungen, wie sie die Wissenschaft notwendigerweise entwickelte, unverständlich und unerheblich. Der Naturmensch bevorzugte wahrscheinlich den Nutzen vor der Schönheit der Pflanzen. Ihre Früchte gewannen wohl zunächst seine Aufmerksamkeit. Später entdeckte er die Heilkraft der Blätter und Blüten, der Wurzeln und Säfte. Dann erst lockten ihn die Farben und Düfte...

Besonders die Heilkraft dieser wildwachsenden und oft nutzlos erscheinenden Wesen draußen in der freien Natur, diese verborgene Kraft aus dem Boden und aus der Sonne, wurden früh erkannt, erprobt, geschätzt und in verschiedenster Form genutzt. Mit ihr verband sich lange Zeit Magie, Aberglaube und Hexenwahn, was die reine Erfahrung der Heilwirkung verdunkelte. Aber ein echter Wissensschatz wurde dennoch von Generation zu Generation weitergegeben. Es gab Ärzte, Apotheker und Kräuterveiblein, die Felder, Wiesen und Wälder



absuchten, um an die begehrten, schmerzlin-
dernden, fieberbefreienden und schweißtrei-
benden Pflanzen heranzukommen. Es gab
zahlreiche Hausmittel in unseren heimischen
Bauernhäusern, die ebenfalls aus allgemein
bekannten Heilpflanzen bestanden. Leider
verschwindet immer mehr das Wissen um
die heilkräftige Bedeutung zahlreicher heimi-
scher Pflanzen. Die moderne Medizin, neu-
zeitliche Krankenhäuser und schnell erreich-
bare Ärzte scheinen dieses wohltätige Wis-
sen, das nichts mit Aberglauben und Hokus-
pokus zu tun hat, wie die Wissenschaft
längst erkannt hat, zum Erlöschen zu brin-
gen. Dabei sollte niemand auch heute noch
den praktischen Wert solcher natürlichen
Selbsthilfe verkennen.

Der Gesichtspunkte sind also viele, um
das komplexe Thema in den Monatsbildern
anzuschlagen. Es sollten Erinnerungen ge-
weckt und Anregungen gegeben werden. Die
heimische Kulturgeschichte ist nicht vollstän-
dig darzustellen ohne diesen wichtigen histo-
rischen Lebensbereich. Noch unsere Groß-
mütter wußten darum, welche wohltätigen
und heilkräftigen Gaben ihnen die heimi-
sche Pflanzenwelt ringsum vielfältig schenkte.
In Haus und Hof, auf dem Felde und in der
Wildnis erkannten sie manches unscheinbare
Kräutlein, das Wunder zu wirken vermochte,
wenn bei körperlichen Gebrechen Not am
Mann war. Ob es klug ist, solches Wissen
der Vergessenheit anheimfallen zu lassen?

Alwin Schomaker, Langenteilen



Helmsche Sumpfcalla

Aufn. Walter Deeken



Spätwinter-Idyll bei Höltermanns Wassermühle in Damme.

Aufn. Franz Enneking

Zur Geschichte des Postwesens unserer Heimat in alter Zeit

Die Post ist nicht etwa eine Erfindung der Neuzeit. Sie ist so alt wie das Bedürfnis der Menschen, Nachrichten in die Ferne zu senden oder aus der Ferne zu empfangen.

Schon Jahrhunderte vor Christi Geburt bestand im Perserreich ein regelmäßiger Dienst berittener Kuriere mit festgesetzten Halteplätzen für den Pferdewechsel. Durch diese Boten wurden die Befehle des Großkönigs den Statthaltern mit einer erstaunlichen Schnelligkeit übermittelt.

Große Bedeutung erlangte das Postwesen der Römer, besonders zur Zeit des Augustus. Die großen Entfernungen des Riesenreiches von Britannien bis zum Kaukasus, von Afrika bis nach Germanien wurden von den Boten in verblüffend kurzer Zeit zurückgelegt.

Aus der lateinischen Sprache stammt auch das Wort *Post*. Es ist aus *posita* (= *posta*), ergänze *statio*, hervorgegangen; d. i. der festgesetzte Standort für die zur Ablösung bestimmten Pferde, die schon gesattelt auf den Augenblick warteten, an dem sie die ankommenden ermatteten Pferde ablösen.

Mittelalterliche Anfänge

Im Mittelalter übernahmen zwischen den zahlreichen geistlichen Orden wandernde Mönche als regelmäßig wiederkehrende Botengänger den geistigen Verkehr. Von den Bischofssitzen liefen die Botenwege strahlenförmig in alle Richtungen nach den untergeordneten kirchlichen Behörden, insbesondere den Pfarreien.

Der Botenverkehr wurde im Bistum Münster noch durch den Umstand verstärkt, daß der Bischof zugleich Landesherr war, und zwar für das gesamte Hoch- und Niederstift zugleich, also auch für die Ämter Cloppenburg und Vechta, die zum Niederstift gehörten. Boten brachten kirchliche und staatliche Mitteilungen in unregelmäßigen Abständen von den Hauptstädten der Ämter Vechta und Cloppenburg nach der kirchlichen und staatlichen Behörde in Münster und umgekehrt.

Mit dem Aufblühen der Städte, besonders der Handelsstädte seit dem 14. Jahrhundert, entwickelten sich Stadtbotenanstalten. In den Annalen Alberts von Stade wird ein alter

Handelsweg erwähnt, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts noch benutzt wurde. Dieser führte von Stade über Bremen nach Wildeshausen — Vechta — Bramsche — Tecklenburg — Münster und weiter an den Rhein.

Der wohl am frühesten geschichtlich nachgewiesene Heerweg führte von Bremen über die weite Heide bei Hasbergen westlich Bremen in die Gegend des jetzigen Harpstedt, erreichte bei Zwischenbrücken die Hunte und lief auf Wildeshausen zu. Oberhalb von Vechta, beim Ossenfurt, ging er durch den Moorbach (Theklabrücke); dann östlich der jetzigen Landstraße am Osthang des Höhenzuges zwischen Vechta und Damme in ziemlich gerader Linie auf Damme zu; weiter durch das Osnabrücker Land und von Westfalen über den Rhein ins Frankenland, das heutige Frankreich. Geschichtlich steht fest, daß auf der Strecke zwischen Wildeshausen und Damme Graf Waltbert, der Enkel Widukinds, zog, als er 851 die Reliquien des hl. Alexander aus Rom in die Heimat brachte. In dem Bericht des Grafen werden als Stationen des Weges Bokern bei Damme und Holtrup bei Langförden genannt.

Eine der wichtigsten Handelsstraßen ganz Norddeutschlands im Mittelalter und auch noch in den folgenden Jahrhunderten, vornehmlich aber zur Blütezeit der Hanse, war die „Vlämische Heerstraße“. Sie führte von der Ostsee, von den Hansestädten Lübeck, Hamburg, Bremen über Delmenhorst, Wildeshausen, Cloppenburg, Lönigen, Hase-lünne, Lingen, Nordhorn nach den flämischen Hansestädten Antwerpen, Gent und Brügge. Später, nach der Eroberung Antwerpens durch die Spanier und nach dem wirtschaftlichen Rückgang dieser Städte, nahm die wichtige Handelsstraße ihren Weg nach Amsterdam.

Leider sind wenige urkundliche Nachrichten über das Verkehrsleben im Mittelalter auf uns gekommen. Erst aus der Wende des 16. Jahrh. ist aufschlußreiches Material erhalten, wie z. B. städtische Rechnungen. Sie vermögen einiges Licht in das wenig bekannte Getriebe des damaligen Botenwesens zu werfen. Jedenfalls waren organisierte





Stickeich-Brücke bei Neuenkirchen über die Hase. Vor- und frühgeschichtlicher Übergang von Süden auf den Dammer Höhenrücken, später durch Vörden und die Straße über das „Witte Feld“ ersetzt.
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Botenanstalten schon in großen Handelsstädten, an Klöstern, Universitäten und Fürstenhöfen vorhanden. Aber eine regelmäßige Beförderung von Briefen, Paketen oder Personen, etwa durch den Staat oder private Institute, die einem größeren Publikum dienten, war im Mittelalter jedoch noch unbekannt. Man benutzte eben jede Gelegenheit, die sich bot, um Briefe und dergleichen nach draußen zu schicken oder von draußen zu erhalten.

Beginn der Neuzeit

Der Beginn der Neuzeit brachte im Nachrichtenwesen einen beachtlichen Fortschritt. In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts traten in den meisten deutschen Ländern, so auch im Fürstbistum Münster, an die Stelle der gelegentlichen nunmehr ständige Botengänge. Die Botenritte wurden regelmäßig nach einem bestimmten Plane und nicht mehr nur nach Bedarf durchgeführt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. gingen oder ritten die Boten zunächst für die weltliche oder geistliche Obrigkeit, später erst für Privatpersonen.

Die 1504 von dem adeligen Hause Taxis zusammen mit dem Kaiser Maximilian gegründete Reichspost hat zu einem geordneten Ineinandergreifen und Zusammenwirken

des Botenwesens ein gut Teil beigetragen. Die münstersche Regierung verzichtete wie auch viele andere Regierungen auf ihr wichtiges Hoheitsrecht der Briefbeförderung und überließ ihr Recht der kaiserlichen Post. Sie zahlte jährlich 30 Taler an das Haus Taxis. Dafür wurden alle ihre Briefe innerhalb Deutschlands befördert.

Dieses bekannte Haus der Thurn und Taxis richtete bald nach dem Dreißigjährigen Kriege eine regelmäßig verkehrende Reitpost auch zwischen Amsterdam und Hamburg ein. Diese legte zweimal in der Woche den Weg zwischen den genannten Städten zurück und berührte dabei Cloppenburg, Ahlhorn und Wildeshausen. Münster selbst nahm Postverbindung mit dieser Linie auf durch Eröffnung einer Reitpost nach Lingen. Dadurch stand Münster im Postverkehr mit dem ganzen Niederstift.

Vechta aber lag abseits der wichtigen Ost-West-Verkehrslinie. So wurde vom Drost in Dinklage und von den Burgmannen in Vechta je ein Bote für Entgelt mit Briefschaften zweimal die Woche nach Cloppenburg geschickt, wo er Anschluß an die offizielle Reitpost von Thurn und Taxis hatte. Allerdings berührte ein reger, nach Osnabrück und Bremen gerichteter Frachtver-

kehr die Stadt Vechta, und Frachtfuhrwerke beförderten ein gut Teil privater Briefschaften.

Bischof Christoph Bernhard von Münster wollte aber auf die Dauer nicht auf das wichtige landesherrliche Hoheitsrecht (Regal) der Briefbeförderung verzichten. Daher ließ er zu der schon bestehenden kaiserlichen Briefpost auch eine münstersche Personen- und Paketpost, also eine münstersche Landespost, einrichten. Die Durchführung der Beförderung wurde einem Privatmann übertragen.

Es ist schwer festzustellen, inwieweit das münstersche Niederstift an der obenerwähnten fortschrittliche Neuerung der ständigen Botengänge und -ritte teilnahm. Solange das jetzige Oldenburgische Münsterland noch zum Niederstift Münster gehörte, also bis zum Jahre 1803, war der Postverkehr bei uns wenig entwickelt, viel weniger als in der damaligen Grafschaft und dem späteren Herzogtum Oldenburg, dem das Niederstift ja später angegliedert wurde.

Regerer Briefaustausch fand zwischen Vogt, Rentmeister, Droste und der Regierung in Münster, zwischen den Burgmannen sowie zwischen den kirchlichen Behörden statt. Wir wissen von einem ziemlich häufigen Briefwechsel zwischen dem auf Gut Ihorst wohnenden Drost Otto von Schade, der von seinem Wohnsitze aus die meisten Amtshandlungen erledigte, und dem Rentmeister in Vechta bzw. der bischöflichen Behörde in Münster. Zur Beförderung der Briefschaften von Ihorst nach Münster wurden mehrere Bauern in Holdorf verpflichtet, so Völckerding, Ortmann und Schröder. Diese mußten gegen geringes Entgelt Briefe nach dem am Nordende des Oberstiftes gelegenen Hopsten tragen, von wo dieselben nach Münster weiterbefördert wurden. Die Burgmänner, deren es in und um Vechta eine beträchtliche Anzahl gab, schickten nicht einfach Boten, sondern Verwalter und Burgmänner nach Münster. Boten waren dienstpflichtige Bauern, mit deren Hofstellen die Pflicht des Brieftragens seit langer Zeit verbunden war, wofür die Bauern einige Freiheiten genossen.



Theklabrücke bei Vechta über den Moorbach. Vor- und frühgeschichtlicher Übergang von Norden auf den Dammer Höhenrücken, später durch Vechta ersetzt. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

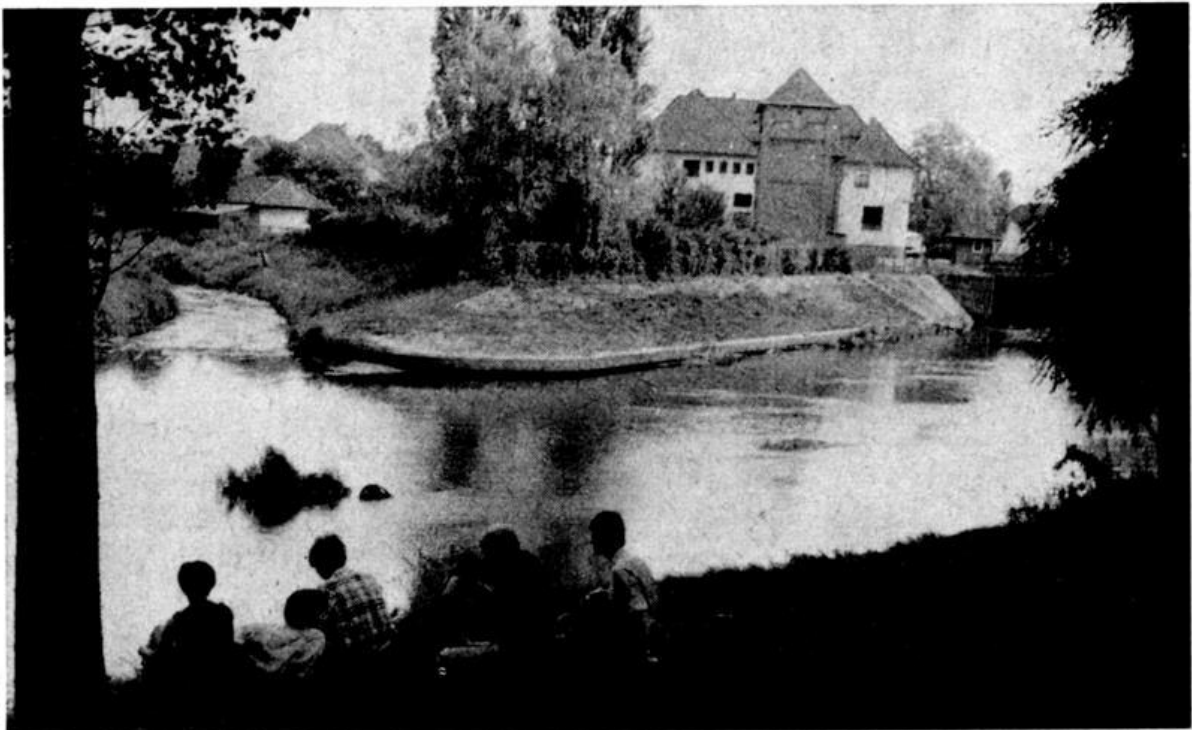
Im 16. Jahrhundert besorgten Hamburger und Amsterdamer Boten zu Fuß den Briefaustausch zwischen den norddeutschen und niederländisch-flämischen Hansestädten. Die Pflichten und Rechte dieser Boten wurden von den Hamburger Börsenältesten erstmalig im Jahre 1578 in einer Botenordnung zusammengestellt. Die Boten gingen zweimal in der Woche von beiden Endpunkten Hamburg und Amsterdam aus und mußten diese Strecke im Sommer in sechs, im Winter in sieben Tagen zurücklegen. Später schafften die Boten sich auf eigene Rechnung Pferde und Wagen an, um auch Personen und Pakete befördern zu können. Infolge des schlechten Zustandes der Wege ging aber die Fahrt mit den oft schwer beladenen Wagen nur langsam vonstatten, langsamer als der Botengang. Infolgedessen hörten die Klagen über die häufigen Verzögerungen der Briefpost nicht auf. Daher richteten die Hamburger Börsenältesten am 1. 1. 1650 eine regelmäßig verkehrende Reitpost nach Holland ein. Wegen der allgemein herrschenden Unsicherheit auf den Landwegen wurden den Boten Geleitbriefe mitgegeben, in denen die Bitte ausgesprochen war, dem Boten in jedweder Verlegenheit zu helfen.

Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (1644) liegen Nachrichten über eine Postverbindung Münster — Bremen — Stade vor, die ihren Weg über Vechta nahm. Die Drost von Vechta hatten eine eigene Postverbindung mit der Residenz des Bischofs von Münster. Da diese über Cloppenburg ging, ist es nicht ausgeschlossen, daß sie hier Anschluß an die Reichspost hatte, die die Flämische Heerstraße Hamburg — Amsterdam benutzte.

Die in Vechta ankommenden Postsachen wurden zunächst auf das Amtshaus gebracht. Von hier wurden sie, soweit sie für den Drost bestimmt waren, nach Dinklage, dem Sitz des Drost, weiterbefördert (1681—1682). Der Versuch des Drost, die über Cloppenburg eintreffende Post direkt nach Dinklage zu holen, scheiterte an dem Widerstand der Burgmannen.

Vom westfälischen Frieden (1648) bis zum Anschluß an Oldenburg (1803)

Ein schwerer Schlag für das Postwesen im Fürstentum Münster, insbesondere für das Niederstift, das spätere Oldenburger Münsterland, war der 30jährige Krieg. Er legte bald nach seinem Ausbruch den gesamten Postverkehr lahm. Sogar durch Rei-



Zweibrücken in Wildeshausen ostwärts des Alexanderstiftes. Wie die Neuenkirchener Stickteichbrücke und die Vechtaer Theklabrücke ein wichtiger Übergang für uralte Verkehrswege.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

ter geschützte Postwagen wurden von Räuberbanden überfallen und ausgeplündert. Was Wunder, wenn bald kein Bote, kein Reiter und kein Postwagen sich auf den Weg machen wollte. Auch der 7jährige Krieg schlug dem Postwesen des Fürstentums schwere Wunden.

Da die Wirtschaftslage im Münsterlande wie auch in den Nachbarländern besonders nach dem 30jährigen und 7jährigen Krieg äußerst schlecht war, suchten auch einige Postboten ihre Lage dadurch zu heben, daß sie im Sommer nach Niederland zum Walfischfang oder nach Friesland zum Grasmähen oder Torfgraben gingen und sich so ihrer Dienstpflicht entzogen. Ein Johann Peper-sack, der Herren (wohl Burgmannen) Brief-träger, wurde wegen seines Hollandganges in Strafe genommen.

Im privaten Verkehr stellten Boten aus dem nördlichen Teil des Amtes Vechta die Verbindung mit der wichtigen Verkehrslinie Hamburg — Bremen — Wildeshausen — Ahlhorn — Cloppenburg — Lingen — Hol-land her. Der südliche Teil des Amtes war an diese Postverbindung nicht angeschlossen und mehr auf Bramsche — Osnabrück aus-gerichtet.

1723 wollte die münstersche Regierung eine Postroute von Münster über Osnabrück und Vechta nach Bremen anlegen. Bei den Verhandlungen mit Osnabrück stellten sich bald Schwierigkeiten ein. Die Osnabrücker wollten einen Durchzug der münsterschen Post durch ihr Gebiet nur unter der Bedin-gung gestatten, daß die münstersche Post nicht auf Osnabrücker Gebiet Station machte. Aus den Akten ist nicht ersichtlich, was aus dem Plan geworden ist.

Die Landstraßen waren nach den beiden Kriegen in einem jämmerlichen Zustande. Von Kunststraßen im Sinne der späteren Chausseen war nicht die Rede. Zwischen den Holzbohlen, mit denen manche Strecken der Straßen und Wege notdürftig belegt waren, sammelte sich das Wasser. Überall bildeten sich tiefe Löcher. Nicht nur, daß die Fahr-gäste hin- und hergeschleudert wurden, sie mußten auch jederzeit gewärtig sein, daß der Wagen umstürzte oder eine Achse brach. Nach Regenwetter oder auf lehmigem Boden mußten oft spannpflichtige Bauern Vorspann stellen. Ortsansässige Bauern wurden immer wieder zur Ausbesserung der Wege bestellt.

Der leitende Staatsmann Freiherr Franz von Fürstenberg hielt in sonderbar anmuten-der Befangenheit die Anlage guter Land-straßen für unzweckmäßig und wenig kultur-fördernd. Schlechte und Gefahren bergende Straßen, meinte er, wären im Hinblick auf die Sicherheit und in militärischer Hinsicht für sein Land am förderlichsten, da sie es vor dem Einfall und dem Durchzug fremder Truppen schützten. Auch das Raubgesindel verspreche sich an den gut befahrbaren We-gen und Straßen die größte Beute.

Vom Zustand des von Vechta über Lut-ten, Wildeshausen nach Bremen führenden Heerweges sagt ein Bericht, „daß er im Jahre 1766 dergestalten grundlos und un-brauchbar geworden, daß alle Versuche fruchtlos gewesen, diesen aus lauter leimen und moorigten Grund bestehenden Heer-weg jemals reparieren zu können.“ Man legte infolgedessen einen neuen Heerweg an, den sog. Visbeker Damm.

Joseph Vormoor †

Kinneroogen

Lecht

Zwei Gedichte von Hans Varnhorst

*Twei Lechter straohlt
as blitzerige Steerns
lechtsülvern Schien ümtau.
Wiesnäsig straokt sei
äöwer Böme, Blaumen.
In deipe Speigels
staoht Dröme un Raoels.
Hest du vör Hast un Tünd
dien Seel verlorn,
kiek in dei Speigels!*

*Tüsken Braom un Strudden,
ünner Taug un Tackeln
deep an'e Grund —
bleiht dat Bläumken
bunt un smachtig.
Nicköpt un wippt,
dreihet dat Ögsken
hen un her,
söch dat Lecht —
Lecht ut'n Himmel.*



Waoter heff kiene Balken

Bültmanns Gust, een jungen Allerwelts-keerl van'n Lann, har sik in'n Kopp sett't, hei wull Seimann weern. So föhrde hei denn ja los nao Brämerhaoven. Dor waohnde Tante Metao. Dei wull hei beseuken un dann seihn, wo hei mit dei christlike Seifohrt trechte-kööm.

Gust lööp in dei groten Stadt Brämerhaoven dei Straoten al up un daol un kunn sik nich satt kieken. Tauleste waogde hei sik ok in den Haoben rin, un as hei so'n bäten Solt up dei Tungen smeckde, kööm hei sik al meist as Seimann vor.

Dat wör'n Bedriev dor! Schipp leeg an Schipp, hoge Isenkassens. Un wat wörd dor nich al ruthaolt ut so'n dicken Buuk: Appelsinen, Banaonen, Boomwull un Immenhönnig in swore Fäöte! Un Lüe löpen dor! Brune, swarte, gäle. Schippers spüterden up dat Plaoster, un fiene Daomens staffkeden üm-tau.

Meue stüttde Gust siene Arms up'n Isenglint un bekeek sich dat Läben van dei groten Welt. Duun bi üm lähnde een olen Fohrensmann fuul in'e Sünn un schööv sien Prümken van eene Backen in dei änneren.

„Willt Gi woll so fröndlik wäsen un mi seggen, wo dü't Schipp henföhr't?“ fraogde hei neiwinig.

Dei Maot keek Gust scheef van dei Siet an un bedachte sik: „Düsse Pott föhrt nao Ostasien.“

Buten an den Bug van den weusten Pott hängen dei Matrosen in lütke Uptööge. Sei wörn dorbi, Farwe up dei Butenwand tau smeern. Sei maolden un pinselden stunnlang. Gust keek tau, un dei Maot keek ok tau.

Dat kummt in'n Haoben nich faoken vor; man dat kummt vor! Naoher weet man dann nich, wo't angaohn kunn. Dat weet man ja meisttied nich.

Twee van dei Waoterratten kreegen sik in'e Hoor, un hen un her flögen reuklose Wörde. Dorbi passeierde dat, dat dei een dat Glikgewicht verlöös. Un, hest mi nich seehn, plumsde hei van baoben in dat Soltwaoter. Dat swütkede hoch, un Draopens as blitzerige Edelsteen spritzden up in'n Sünn-

schien. Dat gurgelde un schülperde, un dei Stää, wor dei Mann rindukde, brusde hellgreun up. Noch eenmal bölkede hei groff un luut, schööv siene Arms hen un her, man dei arme Deuwel sackde weg in't natte Graff.

Dat geev en Ropen un Lopen, un dat durde nich lang, do braoskede dei Schippsireen dreemaol lang un swoor. Foorts sprängen so'n half Stieg Matrosen in een Boot, wat an dicke Staohlseils hüng un stick up dat Waoter daolswäwde.

Sei mössen rudern un seuken un kieken, man dei versaopen Blaujack kööm nich nao baoben. Twei van dei Mackers reten sik in so'n Nullkommanix dat Tüüg van't Liev un sprängen rin, dat dat man so swütkede. Sei mössen duken un duken. Gaut un woll haolden sei ok den versaopen Keerl rup.

Dat seeg meist ut, as wenn hei dote wör. Hei wör so slapp as'n Plünn. Dat Soltwaoter leckde üm ut Tüüg un Hoor. Wat wör dat'n Manöver! Dei Matrosen stellten üm up'n Kopp, un dat smuddelige Waoter lööp üm ut Näsen un Mund. Dann lään sei'n up'n Puckel un slögen siene Arms up un daol. Man mehr wör nich tau seehn, dat Boot wörd hochhievt.

Bültmanns Gust har mit wiete Ogen taukäken un wör van een Been up't änner sprungen. Nu dreihde hei sik nao den fulen Jan-Maot üm, dei noch jüst so an'n Pier stünd als vörher.

„Gräsig!“ segg hei, „passeiert dat faoken?“

„Nää.“

„Geiht dei nu kaputt?“

„Nää.“

„Wo kann't angaohn?“

„Dat will'k di seggen, du Greunsnaobel, wat'n dägten Seimann is, mott so'n Schülp Seiwaoter verdrägen käönen, süß har hei nien Seimann weern mößt!“

Dann spüterde Jan-Maot up dat Plaoster un krängde nao Backbord af.

Daogs drup föhrde Bültmanns Gust weer nao Huus. Dor nöhm hei dei Meßforken un den Plaugsteert weer in dei Hand. Dei Lüe, dei üm dornao frögen, säa hei, hei har dei christlike Seifohrt upgäben, hei kunn dat Soltwaoter nich verdrägen.

Hans Varnhorst



Das Postwesen im Oldenburger Münsterland

Am 3. August 1802 rückten preußische Truppen unter Blücher in Münster ein, um das damals erledigte Fürstentum, d. h. den östlichen Teil von Westfalen, in Besitz zu nehmen. Der König von Preußen hob die Taxissche Reichspost in preußischem Gebiet auf. Postillone und Briefträger erhielten preußische Uniformen. Das Hochstift Münster wurde dem aufblühenden Großstaat Preußen möglichst eng angegliedert. An die Stelle der milden Zucht und des ehemaligen Kleinstaates Münster trat die straffe Verwaltung des preußischen Großstaates.

Die Anfänge der oldenburgischen Zeit

Ungefähr zur selben Zeit wurden die münsterschen Ämter Vechta und Cloppenburg mit dem Herzogtum Oldenburg vereinigt. In den beiden Ämtern war das Postwesen im Gegensatz zu dem des alten Herzogtums noch wenig entwickelt. Das Herzogtum Oldenburg besaß damals nämlich schon ein 150 Jahre altes, geregeltes Postwesen, das sich seit 1800 in staatlicher Verwaltung befand. Diese Verwaltung sollte auch in den Ämtern Vechta und Cloppenburg eingeführt werden.

Kaum hatten die ersten Anfänge der neuen postalischen Entwicklung eingesetzt, als 1809 das Herzogtum Oldenburg von Napoleon dem französischen Staate einverleibt wurde. Am 9. Juli 1810 wurden die Grenzen Frankreichs bis an die Jade vorgeschoben. Das Postwesen im ganzen von den Franzosen besetzten Gebiet geriet in heillose Verwirrung. Das Briefgeheimnis wurde aus Angst der Franzosen vor Spionage und Revolten schamlos verletzt. Viele Briefe lagen aufgeschnitten ein Vierteljahr auf dem Postamt, um dann endlich, geschlossen und mit dem Ortssiegel versehen, weiterbefördert zu werden. Die meisten höheren Beamtenstellen waren mit Franzosen besetzt. Diese wußten oft nicht, wie die Postsachen zu leiten waren. Daher waren ungewöhnlich viele Fehlleitungen an der Tagesordnung.

Noch während der Besetzung des Herzogtums durch die Franzosen richtete am 1. 3. 1810 die Oldenburger Postbehörde die „Ordentliche Landbotenpost“ auch im Münsterlande ein, wie sie im Norden des Herzogtums mit eigenen Boten und Postlagern

nach bestimmtem Plan schon seit 1707 bestand.

Brennpunkt des Postverkehrs im Oldenburger Münsterlande war in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts das an der wichtigen Ost-West-Verkehrslinie Bremen—Holland gelegene Cloppenburg. Dorthin ritt nach Einführung der „Ordentlichen Landbotenpost“ vom 1. 3. 1810 einmal wöchentlich von Oldenburg aus ein Bote. Auf Cloppenburg waren auch die Gänge der Postboten von Vechta, Dinklage und Quakenbrück ausgerichtet. Im Jahre 1820 wurden Steinfeld, Damme und Friesoythe durch regelmäßige Botenposten mit an Cloppenburg angeschlossen.

Bald erhielten Vechta und Damme eine Postniederlage oder Kontor, so daß es im Münsterlande drei Zentralpunkte des Verkehrs gab: Cloppenburg, Vechta, Damme.

Erst mehrere Jahre nach Einführung der Landbotenposten wurde also von der oldenburgischen Postbehörde die Nord-Süd-Linie Oldenburg—Damme eröffnet. Diese Linie schnitt die alte Flämische Heerstraße in dem einsam, kaum bewohnten Heidedorf Ahlhorn. Zweimal in der Woche ritt ein Bote von Oldenburg über Ahlhorn nach Vechta und Damme und umgekehrt. Da der Verkehr auf den Nordsüd- und Ostwestlinien von Jahr zu Jahr zunahm, wurde in Ahlhorn eine Extrapost, eine Relaisstation, ein Standort für den Pferdewechsel, eingerichtet. 1863 standen hier in den Stallungen des Posthauses 24 Pferde und zwölf Wagen. Mit der Extrapost wurde ein Postkontor in einer Gastwirtschaft eingerichtet. Boten kamen und gingen . . .

Die oldenburgische Post nach 1817

Zehn Jahre hindurch ging zunächst ein Bote zweimal in der Woche von Vechta nach Damme und zurück. Er verließ Dienstag und Donnerstag um 7 Uhr Vechta, berührte Hagen, Lohne, Hopen, Mühlen, Steinfeld, und kam gegen 1/28 Uhr abends in Damme an. Mittwoch und Freitag legte er die Strecke in umgekehrter Richtung zurück. Die für Neuenkirchen bestimmte Post besorgte einmal in der Woche ein Bote zu Fuß von Damme aus. Seine Abgangszeit richtete sich nach der Ankunft der von Vechta kommenden Post.

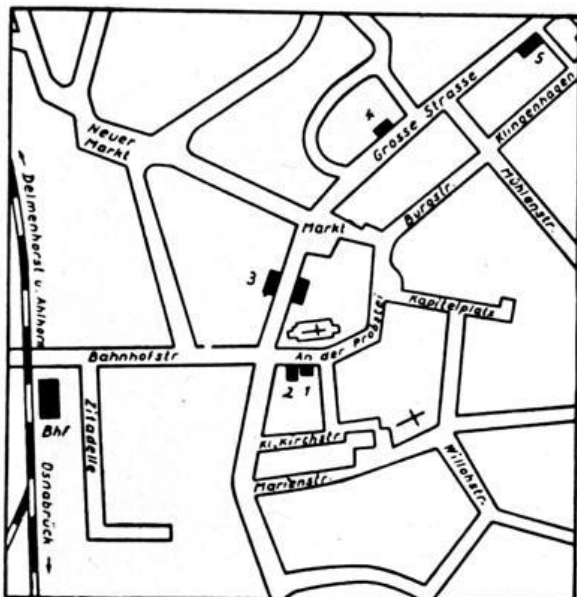




Aus der Nachbarschaft: Blick vom Wachholder-Hain auf die alte Pfarrkirche von Haselünne.
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Am 1. 4. 1820 wurde von der oldenburgischen Postdirektion eine dreimal wöchentlich verkehrende Reitpost eingeführt. Die von den beiden Endpunkten Oldenburg und Damme abreitenden Boten trafen sich in Ahlhorn, wo sofortiger Anschluß an die Post Bremen—Holland und umgekehrt bestand. Mit der Errichtung der Reitpost wurde in Damme eine Postspedition eingeführt. Der Leiter bezog ein Jahresgehalt von 30 Talern, mußte ständig acht Pferde für die reguläre Post und für außergewöhnliche Fälle (Extrapost) vier Pferde halten.

In Vechta lag die Extrapost bis 1. 1. 1820 in den Händen der Ww. Veltmann, der Besitzerin der Veltmannschaften Gastwirtschaft, der späteren Borgerdingschen Gastwirtschaft. Sie lag dort, wo jetzt das Gebäude der Oldenburgischen Landesbank steht. Frau Veltmann stellte privat die Wagen und Pferde für die Reisenden der Extrapost. Die Stallungen für die Pferde lagen der Veltmannschen Gastwirtschaft an der Straße gegenüber, wo jetzt das Landwirtschaftsgebäude mit der Landwirtschaftsschule steht (Bild). Nur nach Bedarf wurden die Reisenden und ihr Ge-



Die Vechtaer Posthäuser einst und jetzt im Stadtplan.

päck von hier mit der Extrapost zu den Reisezielen befördert. Notfalls konnten auch andere Besitzer von Wagenpferden zu Fahrten herangezogen werden.

Da Frau Veltmann den unruhigen Betrieb der Extrapost aufgeben wollte, wurde am 31. 12. 1820 der aus Wildeshausen gebürtige I. G. Büdeler gegen eine Kautions von 300 Talern als Postverwalter der Extrapost angestellt. Sein Postkontor befand sich anfangs in der Küsterei gegenüber der katholischen Kirche. Bald genügten dort die Räume nicht mehr, und Büdeler verlegte sein Kontor und seine Wohnung in den neben der Küsterei errichteten Neubau (jetzt Kolpinghaus). Im Jahre 1847 übernahm sein Sohn O. B. Büdeler die Postgeschäfte und verzichtete 1852 auf die Küsterei. Dieser nannte sich später nach seinem Großvater „von der Horst“, wurde am 1. 1. 1872 Postdirektor und blieb es bis 1. 10. 1879. Sein Nachfolger war der bisherige Leiter des Postamtes in Cloppenburg, Postmeister Carl. Jul. Rother. Nach ihm folgte eine ganze Reihe weiterer Postmeister.

1885 wurde das Haus des Metzgermeisters Rosenberg, Große Straße 19, jetzt 25, durch Ankauf erworben. Nach etlichen Jahren reichten die Räume für den stetig steigenden Postverkehr nicht mehr aus. Da die Postbehörde in Oldenburg nicht geneigt war, ein eigenes Haus bauen zu lassen, ließ eine Vereinigung von Kaufleuten und Gewerbetreibenden das jetzige Postamtsgebäude an der Großen Straße 39, jetzt 54,

errichten (Bild), das später durch einen Anbau erweitert wurde.

In Damme wickelten die ersten Inhaber von „Postkontoren“, später „Postspeditionen“, den Dienstbetrieb, wie damals allgemein üblich, in ihren Häusern, meist Gastwirtschaften, ab. Nach dem Tode des Postverwalters Mähler im Jahre 1887 wurden in Damme nur noch Fachleute als Postverwalter eingesetzt. Mit zunehmendem Verkehr wechselte das Postamt nacheinander mehrmals seine Unterkunft (Privathäuser), bis 1931 auf Veranlassung der Oberpostdirektion in Oldenburg das jetzige Posthaus gebaut wurde, das 1959 einem Neubau wich.

Von dem Knotenpunkt Vechta liefen sechs Botenlinien nach verschiedenen Richtungen, nach Visbek, Goldenstedt, Diepholz, Cloppenburg, Dinklage, Essen. Von Vechta trug ein Bote zu Fuß die Post durch die Kirchspiele Bakum, Cappeln, Emstek nach Cloppenburg, wo Anschluß nach Friesoythe, Lönningen und Lingen war.

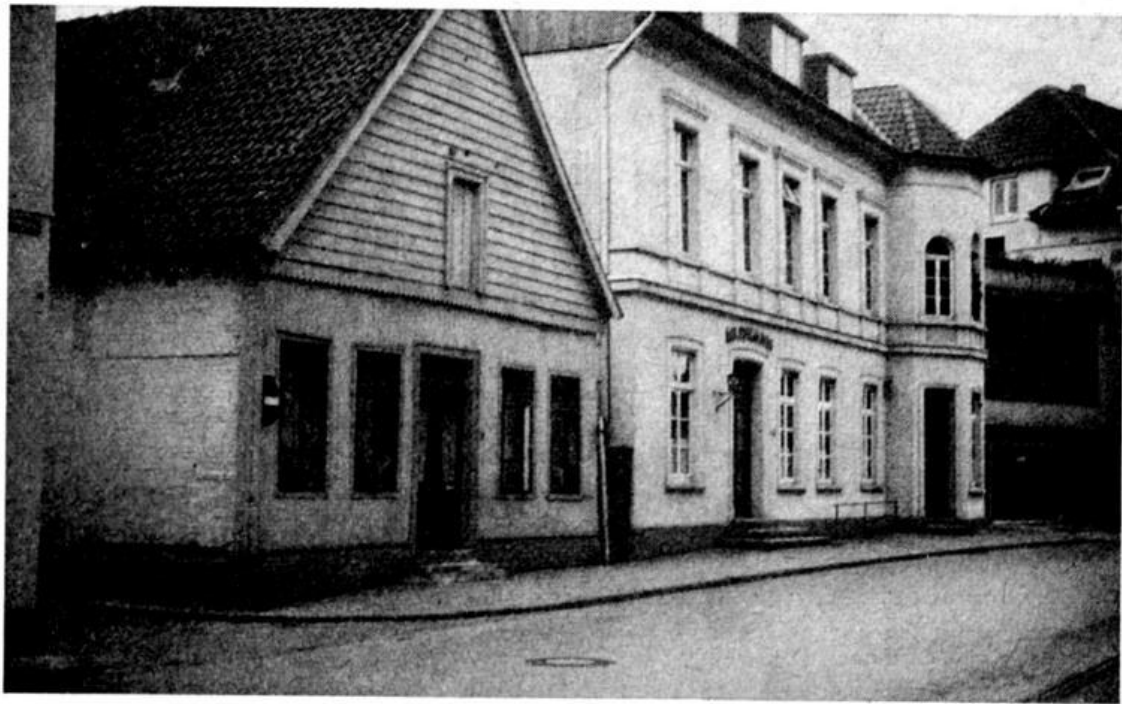
Vom Jahre 1837 an verkehrte die Reitpost zwischen Oldenburg und Damme und weiter nach Bohmte, Osnabrück und Münster viermal wöchentlich hin und zurück. Eine Fahrpost fuhr zweimal in der Woche. Damit erhielten alle an der Nordsüdlinie gelegenen größeren Orte eine tägliche Postverbindung.

Im Jahre 1843 wurde eine Fahrpost zwischen Oldenburg—Ahlhorn—Cloppenburg—Essen—Lingen—Holland eröffnet. Die zwischen Bremen und Lingen verkehrende Reitpost wurde 1852 durch eine täglich verkehrende Fahrpost ersetzt.

Von Vechta fuhr eine Post dreimal wöchentlich nach Goldenstedt und Visbek, zweimal nach Bakum, Emstek, Cloppenburg, zweimal nach Diepholz, dreimal nach Damme. 1853 wurde die Reitpost zwischen Vechta und Damme bzw. Münster ganz aufgehoben



Alte Küsterwohnung in Vechta (früher Post).



Das jetzige Kolpinghaus in Vechta war zeitweilig Posthaus.

und eine täglich verkehrende Fahrpost eingeführt. Die Chaussee Lohne—Dinklage bis zur Landesgrenze gegen Badbergen wurde 1862 fertig. Am 1. 8. 1863 wurde ein neuer Postzug statt der Zweigpost des großen Kurses Vechta—Damme von Vechta über Lohne, Dinklage, Badbergen, Quakenbrück und Essen nach Lönningen eingerichtet.

1868 verzichtete Oldenburg auf die Posthoheit zugunsten des Norddeutschen Bundes.

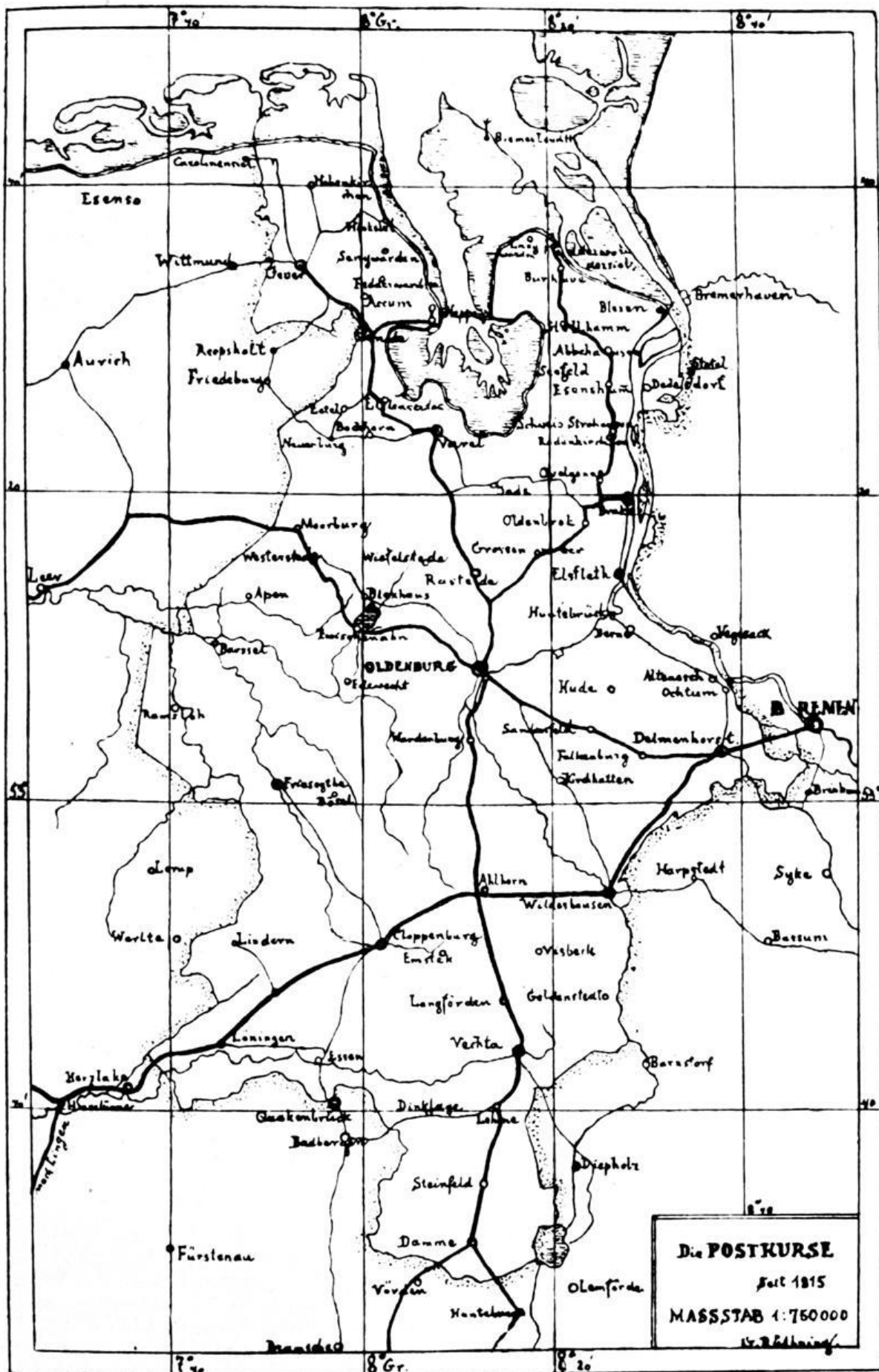
In den Jahren 1856—1860 wurde im Postwesen des ganzen Oldenburger Landes eine weitere fortschrittliche Neuerung eingeführt, die Landbriefbestellung. Bisher hatten die Postboten und Postillone die Briefe in Gastwirtschaften oder Privathäusern, den sog. Postlagern, niedergelegt. Die Inhaber dieser Postlager verwalteten die Post nur im Nebenberuf. Im Hauptberuf waren sie Gastwirte, Kaufleute, Gemeindevorsteher u. a. In den Poststellen lagen die angekommenen Briefe so lange, bis der Empfänger sie abholte.

Seit Einführung der Landbriefbestellung wurde den Empfängern das Postgut nunmehr von Briefträgern ins Haus gebracht. Gleichzeitig mit der Landzustellung brachte man überall in Stadt und Land Briefkästen an, welche der Briefträger entleeren mußte; anfangs in mannigfachen Formen und Farben, später meist mit blauem Anstrich (seit 1934 rot, jetzt im allgemein üblichen Postgelb). Die Landzustellung erforderte natürlich eine

große Anzahl neuer Briefträger und fand den Beifall der Bevölkerung. Sie dehnte sich rasch auf immer mehr Orte aus.

Durch die neue Maßnahme wurden viele Postlager und kleine Postspeditionen entbehrlich; denn der abgehende Verkehr war in manchen Speditionen so gering, daß man sie nicht bestehen lassen konnte. Deshalb wurden viele aufgehoben. Waren die Gemeinden auch mit der Hauszustellung einverstanden, so aber nicht mit der Aufhebung ihrer Poststelle. Sie hielten die Aufhebung mit dem Ansehen ihrer Gemeinde nicht für vereinbar. Besonders hartnäckig verteidigten die Bewohner der Gemeinde Steinfeld ihr vermeintliches Recht auf eine Postanstalt, freilich ohne Erfolg (vgl. H. K. 1963, S. 116).

Schlimm sah es im Oldenburger Münsterlande nach dem Anschluß an Oldenburg mit den Wege- und Straßenverhältnissen aus. Die Postboten zu Fuß, zu Pferde und auf Wagen konnten davon ein Lied singen. Bald nach der Angliederung des Münsterlandes an Oldenburg erkundigte sich die oldenburgische Regierung nach dem Zustande der Wege und Straßen in den neu gewonnenen Gebieten. So schickte sie im Jahre 1804 den oldenburgischen Domäneninspektor Soltau, der hauptsächlich über den Zustand des Weges zwischen Cloppenburg und Vechta berichten sollte.



Sein Bericht lautet wörtlich: „Die Dörfer, wo man durchkommt, haben alle ein Steinpflaster, das aber von einer solchen Beschaffenheit ist, daß der, der kein festes Fahrzeug hat, sich nicht gelüsten lassen sollte, da durchzufahren. Es läßt sich keine Vorstellung davon machen, so schlecht, so fürchterlich gehts dadurch. Es sind Löcher darin, wo die Räder beynahe bis an die Achse hineinstürzen, und dann liegen Steine darin, alle verschoben, durcheinander im Schlamm oder Morast, weil die Straßen keine Abwässerung haben.“

Dieser Bericht bot wohl Anlaß, daß viele fast unbegehbare Wege wieder begehbar gemacht wurden. Dazu zog man wie üblich die anwohnenden Bauern und Kötter mit heran. Bald darauf ging man aber zum Bau von festen Chausseen über. Allmählich traten an die Stelle der einst mit Recht so geschmähten unbefestigten Landstraßen leichter begeh- und befahrbare feste Steinstraßen. Nicht alle neuen Straßen hatten freilich gleich gutes Steinpflaster. Die besseren trugen eine Decke von Kleinschlagpflaster („Grant“); die weniger guten waren mit Feldsteinen („Katzenköpfen“) gepflastert, auf denen die Wagen schwerfällig dahinpelpten.

1830 hatte Vechta noch keine Chaussee-Verbindung nach irgend einer Richtung hin. Die Chaussee, die nur von Oldenburg bis Ahlhorn führte, war 1836 fertig. Sie wurde 1837 über Vechta bis Damme und über die Landesgrenze bis Hunteburg und Bohmte weitergeführt. Im Jahre 1858 war auch das Steinpflaster der Straße Cloppenburg—Friesoythe erst zum Teil fertig. Der um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Aufschwung des Wirtschaftslebens, vor allem die Steigerung des Verkehrs, verlangte und bewirkte eine Besserung der Verkehrswege. Aber bis vor wenigen Jahrzehnten kannte man im Münsterland nur Steinstraßen mit Schotter- und Feldsteindecken.

Aufkommen der Eisenbahn

Eine neue Epoche im Postwesen brach an, als man den Dampf als Beförderungsmittel auszunutzen begann. Dadurch wurde das Postwesen durchgreifend umgestaltet. Die oldenburgische Eisenbahn stellte der Post anfangs kleine Abteilungen in Personen- und Packwagen, später ganze Bahnpostwagen zur Verfügung. Die Post entwickelte sich bald zur unzertrennlichen Begleiterin der Eisenbahn, die seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch im Oldenburger Münsterland Eingang fand. Sie ermöglichte

die Beförderung des Postgutes mit nie gekannter Schnelligkeit und in bisher nicht gesehenem Umfange.

Das Aufkommen der Eisenbahn besiegelte für die Dauer den Tod der Postkutsche und des alten Postomnibusses. Fahr- und Reitposten verschwanden, wenn auch nicht sogleich auf allen Strecken. Um die Bahnpost breitete sich bald ein dichtes Netz von Land- und Botenpostverbindungen über das platte Land aus, zumal mit der Vervollkommenung des Eisenbahnbetriebes die Beschleunigung und Vervielfältigung der Posttransporte Hand in Hand ging.

Am 15. 10. 1875 wurde die Bahnstrecke Oldenburg—Osnabrück eröffnet. Zehn Jahre später rollte der erste Zug über die Strecke Ahlhorn—Vechta, die in Ahlhorn Anschluß an die Strecke Oldenburg—Osnabrück hatte. Drei Jahre später, 1888, wurde die Strecke Ahlhorn—Vechta bis Lohne, 1899/1900 bis Holdorf—Bramsche gebaut, desgleichen die von Cloppenburg nach Lindern. Den Anschluß an Bremen eröffnete die 1898 fertiggestellte Strecke Delmenhorst—Vechta.

Der älteste Postkurs im Oldenburger Lande, die Linie Bremen—Cloppenburg—Holland, wurde durch die Bahn Oldenburg—Vechta und Delmenhorst—Vechta zerrissen. Zwischen Wildeshausen und Ahlhorn fehlte eine Bahnverbindung.

Die auf der Karlsruher Postkonferenz vom Jahre 1865 von dem damaligen Oberpostrat Stephan angeregte Postkarte wurde im Münsterlande z. B. schon im Kriege 1870/71 recht volkstümlich. Mit Kriegsende ging ihre Verwendung stark zurück, nahm dann aber schnell wieder zu. Sie hatte sich nämlich im gesamten Postverkehr als vortreffliches Mittel zu kurzer, schleuniger Mitteilung vollauf bewährt.

Von den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an leistete dann auch das zweiräderige moderne Fahrrad in Stadt und Land der Post unschätzbare Dienste. Der Landbriefträger auf Schusters Rappen wurde seltener. Er ging mit der Zeit und — fuhr. Die Post stellte ihren Beamten entweder posteigene Fahrräder zur Verfügung oder sie gab ihnen eine bestimmte Entschädigung für den Gebrauch eigener Räder. Die Einführung des Fahrrades bewirkte eine zusätzliche wesentliche Beschleunigung der Zustellung und zugleich eine Erweiterung des Bestellbezirkes.





Die Oldenburgische Landesbank (rechts) und das derzeitige Haus der Landwirtschaft (links) an der Großen Straße in Vechta stehen auf Parzellen, wo die früheren Gebäude zeitweilig postalischen Zwecken dienten.
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen



Der Altbau („Kaiserliches Postamt“) der Vechtaer Post aus dem Jahre 1896, später nach beiden Seiten wesentlich erweitert, aber im heutigen Bau noch erkennbar.

Die moderne Verkräftung des Postverkehrs

Im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eroberten Kraftwagen und Krafträder die Straße. Die Vorzüge der Kraftfahrzeuge gegenüber der Pferdebespannung kamen immer mehr zur Geltung. Der Kraftwagen vor allem wurde das Betriebsmittel der Zukunft, besonders für abseits der Eisenbahn liegende Gebiete. Fahrplanmäßige Anschlüsse an die Eisenbahn wurden hergestellt. Und wer kennt ihn nicht, den gelben, langen Postomnibus, der Personen zur Arbeitsstätte und zu Ausflügen befördert?

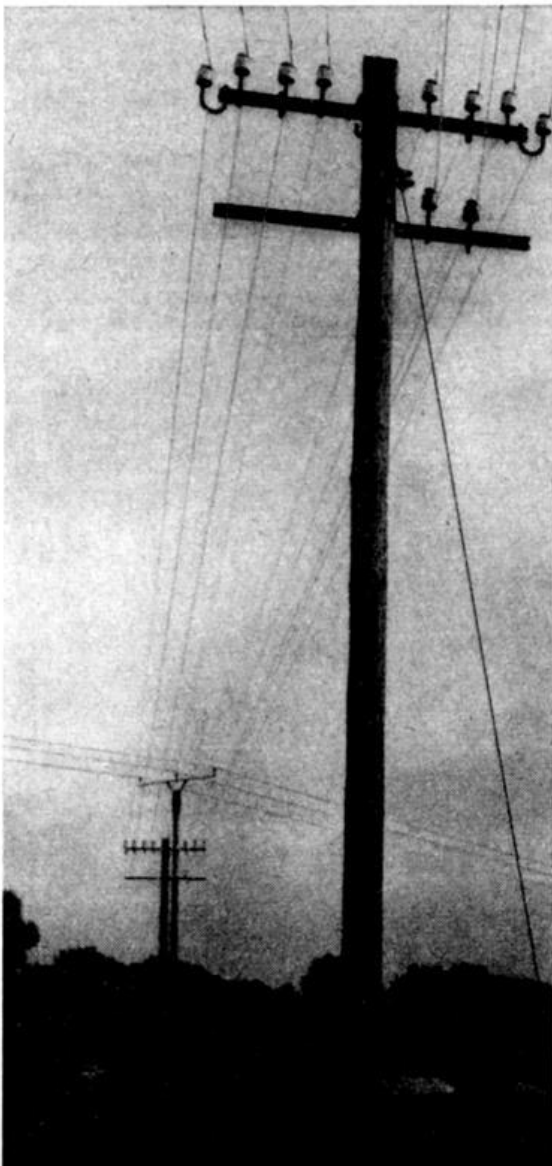
Um 1930 setzte auch die Verkräftung der Landpost ein. Die zeitraubende Landbriefzu-

stellung fiel weg, soweit die Wegeverhältnisse das gestatteten. Mit der allgemeinen Zunahme des Autoverkehrs wuchs die Zahl der Postbusse auf den Straßen des Oldenburger Münsterlandes. Diese Straßen mußten sich betreffs ihres Baues den Erfordernissen der neuen Transportmittel anpassen. Das alte Steinpflaster wich den Beton-Asphalt- und Teerstraßen. Geh- und Sandwege, wie sie die alten Steinstraßen begleiteten, wurden mit der Hauptfahrbahn vielfach zu einer einzigen Fahrstraße vereinigt. Es setzte gar ein „Kampf zwischen Schiene und Straße“ ein, wobei die Eisenbahn allmählich ins Hintertreffen geriet.

Von der Telegraphie, vom Fernschreib- und vom Fernsprechwesen

Mit dem Aufkommen der Technik und Industrialisierung, etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, begann der Begriff Zeit eine weit größere Rolle als vordem zu spielen. Deshalb versuchten Wissenschaftler und Techniker Apparate zu konstruieren, die schriftliche Nachrichten in bedeutend kürzerer Zeit befördern als der Brief oder die Postkarte. Im Jahre 1837 erfand Morse den nach ihm benannten Morseapparat. Von den älteren Telegrammapparaten wurde der nach dem Prinzip des Morseapparates arbeitende Farbschreiber lange in großem Umfange verwendet. Wer kennt ihn nicht, den auch in kleinen Dienststellen auf Nachricht wartenden Apparat, von dem ein langer, mit lauter Punkten und Strichen versehener Papierstreifen abrollte?

Während der achtziger Jahre wurden im Münsterlande schon in den bestehenden Posthilfsstellen die ersten Telegrammhilfsstellen zwecks Annahme und Zustellung von Telegrammen eingerichtet. Die ersten Telegraphenleitungen waren unterirdisch verlegt. Aber bald baute man sie wegen der vielen Störungen oberirdisch um. Oft liefen zehn bis zwanzig Eisendrähte, mit Porzellan-glocken an Telegraphenpfählen befestigt, die Landstraßen und Wege entlang. Nach dem ersten Weltkriege entstanden keine oberirdischen Telegraphenleitungen mehr, weil der Telegraphenverkehr infolge der Ausdehnung der Fernsprecheinrichtungen zurückging. Auch konnten nun die Fernsprechkabel zum Telegraphieren benutzt werden. Die Weiterentwicklung des Telegraphieapparates führte über eine Anzahl verschiedener Neuerungen zur modernsten Art der schnell-schriftlichen Nachrichtenübermittlung, zum Fernschreiber. Er hat alle anderen Apparate verdrängt.



Telegraphen- und Fernsprechleitungen durchzogen schon vor der letzten Jahrhundertwende unsere Heimatlandschaft, hauptsächlich an Verbindungsstraßen und Bahngeleisen. Von den großen Straßen sind sie inzwischen wieder verschwunden, weil sie verkabelt in den Boden gelegt wurden.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Heute ist dank der Trägerstromtechnik die gleichzeitige Übermittlung mehrerer Nachrichten in einer Richtung und zugleich in beiden Richtungen auf einer Leitung möglich. Auf einem Fernschreibkanal lassen sich viele Fernschreibwege unterbringen, die man gleichzeitig für telegraphische Übermittlung benutzen kann. Hierdurch ließ sich eine große Zahl billiger Fernschreibverbindungen schaffen, die den raschen Aufschwung der Fernschreibtechnik ermöglichte, besonders unter Anwendung der aus der Telephonie bekannten Vermittlungstechnik (Selbstwähldienst). Die Unterlagerungstelegraphie gestattet gleichzeitiges Fernschreiben und Telegraphieren auf derselben Leitung. Natürlich haben bereits zahlreiche Fernschreibgeräte auch bei uns im Oldenburger Münsterlande ihren Standort bei Wirtschaft und Verwaltung gefunden.

In Frankfurt am Main entstand 1860 der erste Fernsprechapparat. Um 1877 führte der geniale deutsche Generalpostmeister von Stephan das Telefon in Deutschland ein. Die Post übernahm den Betrieb des Fernsprechwesen. Damit wurden dem Mitteilungsbedürfnis der Menschen Möglichkeiten eröffnet, die alle Erwartungen übertrafen.

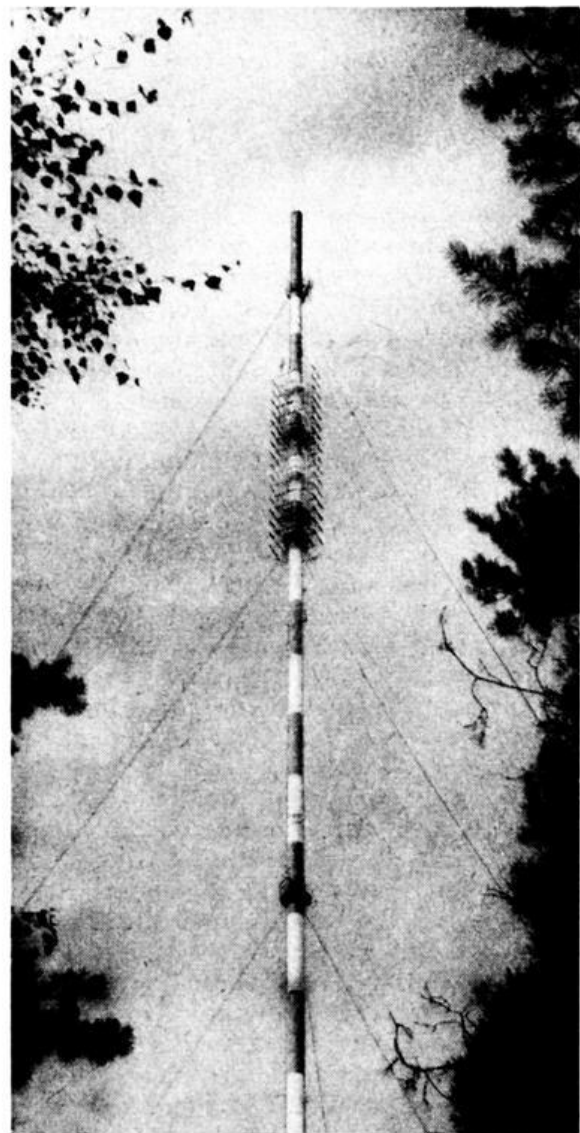
Bald nach der Einführung des Telefons begann ein ungeahnter Aufschwung dieses Zweiges des Deutschen Reichspost. Anfangs gab es nur Ortsnetze mit einigen hundert Teilnehmern. Die Verbindungen wurden mit der Hand hergestellt. An den Vermittlungsschränken standen oft Männer mit Vollbärten. In diese Männerwelt brachen jedoch bald die Frauen ein, die dann ausschließlich den Vermittlungsdienst im Orts- und Fernverkehr übernahmen, solange er nicht automatisch war. Auch bei uns reichten die vorhandenen Leitungen nicht lange aus.

Die Entwicklung der Trägerfrequenztechnik ermöglichte es endlich, wie oben ausgeführt, eine Leitung mehrfach auszunutzen, ja, auf einer Leitung gleichzeitig viele Gespräche zu übertragen. Doch erst mit der Automatisierung hat sich der Fernsprecher inzwischen zum allumfassenden Verkehrsmittel entwickelt. Ein engmaschiges Leitungsnetz durchzieht unterirdisch und oberirdisch das Oldenburger Münsterland ebenso wie das gesamte Bundesgebiet. Es verbindet uns nicht nur mit allen Gegenden des eigenen Vaterlandes, sondern auch mit Europa, ja, mit der Welt.

Die vor kurzem noch nicht geahnte Möglichkeit, auf einer einzigen Leitung viele Gespräche gleichzeitig zu führen, war entscheidend für den umfassenden Ausbau des

Selbstfernwähldienstes, der bisher immer nur dort eingerichtet werden konnte, wo genügend Leitungen zur Verfügung standen. Vor 1954 wurden im Bundesgebiet zwei Milliarden Ortsgespräche jährlich geführt. Dazu kamen noch rund 450 Millionen Ferngespräche im In- und Auslandsverkehr. Die stürmische Vorwärtsentwicklung seit Stephans Zeiten hat bewirkt, daß viele Millionen einen Fernsprechapparat benutzen.

Die ganze Welt ist von Kabeln und Telefondrähten umspannt. Ihr Netz erreichte das kleinste Dorf. Das Funktionieren der Wirtschaft, ja, der Ausbau der menschlichen Zivilisation sind ohne den Fernsprecher



Wie die Rundfunk- und Fernsehantennen auf den Häusern erscheinen Rundfunk- und Fernsehsenderanlagen in Gestalt von hohen Bleistift-Sendemasten auch im Oldenburger Münsterlande (Peheim) und in deren unmittelbarer Nachbarschaft (Steinkimmen, Egge zwischen Pente und Engter). Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

schlechthin undenkbar. Hunderttausend dünne Drähte vereinigen sich zu Tausenden von Kabeln, die dann in dicken Lagen im Fernamt einlaufen. An dieses riesige Netz ist das Oldenburger Münsterland ringsum von allen Seiten angeschlossen.

Im Schatten der Funktechnik

Während Telegraphie und Telephonie ursprünglich an metallene Leitungen gebunden sind, arbeitet die Funktechnik drahtlos. Der Bonner Professor der Physik Heinr. Hertz schuf im Jahre 1888 durch Versuche mit elektrischen Wellen die Grundlagen für die Technik der Funktelegraphie. Mit ihr ließen sich ganz ohne Kabel und Draht weite Entfernungen überbrücken. Zunächst freilich waren die Entfernungen, die drahtlos überwunden wurden, noch gering. 1897 erzielte man in Berlin eine Reichweite von 21 km.

Um 1910 begann die deutsche Marine, ihre Schiffe mit drahtloser Telephonie auszurüsten. 1912 wurde von Nauen aus die Funkverbindung mit New York aufgenommen. Im Dezember 1928 stellte die Deutsche Reichspost die erste Überseefunksprechverbindung auf Kurzwelle zwischen Berlin und Buenos Aires (rund 12 000 km) in Dienst. Von Anfang an widmete gerade sie der Entwicklung und dem Ausbau der drahtlosen Telegraphie und Telephonie große Aufmerksamkeit. Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges verfügte Deutschland über ein gut arbeitendes koloniales Funktelegraphennetz mit vier großen Funkstationen in der Südsee, ebenso über Verbindungen mit Nord- und Südamerika.

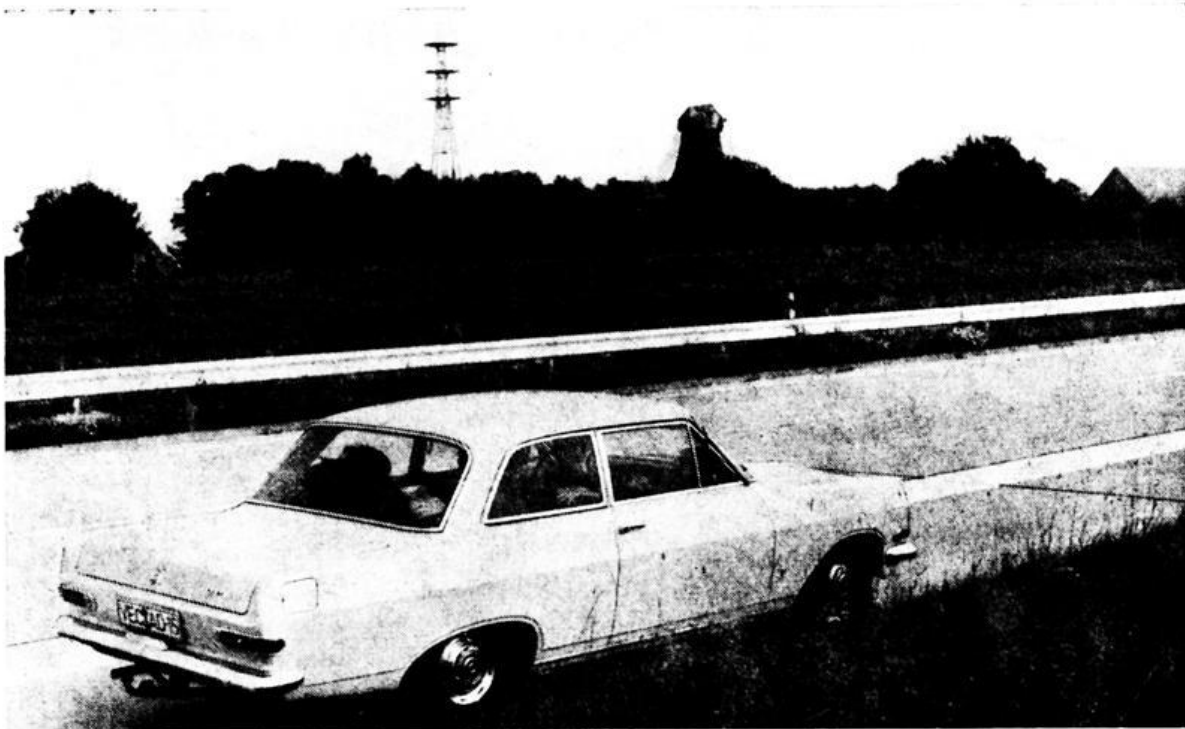
Da der Deutschen Reichspost das ausschließliche Recht zur Errichtung und zum Betrieb von Funkanlagen zustand, sie aber nicht in der Lage war, alle damit verbundenen Leistungen selbst auszuführen, übertrug sie in bestimmten Fällen die Ausübung des Rechts durch Verleihung oder Vertrag an andere Unternehmungen, so an die Transradio AG., an den Hochseefunk, Zugfunk und Polizeifunk. Spezielle Anwendungsgebiete des Funks sind diejenigen Fernmeldedienste, die über Kabel nicht abgewickelt werden können, wie Seefunk, Flugfunk und beweglicher Landfunk. Natürlich partizipierte das Oldenburger Münsterland mittelbar und unmittelbar an der modernen Funktechnik, deren Schatten ansonsten allmählich die ganze Welt überzog.

Eine auf der drahtlosen Funktechnik beruhende Einrichtung hat wohl die weiteste Verbreitung gefunden, der Rundfunk. Wohl in jedem Haushalt des Münsterlandes wird allmählich ein Rundfunkgerät in mannigfaltigster Form, Größe und Ausführung vorhanden sein. Der Rundfunk bringt so seit

drei oder gar vier Jahrzehnten allerlei Unterhaltung, Belehrung und Erbauung, und wir können uns über die Vielgestaltigkeit seiner Darbietungen nicht beklagen.

Im Jahre 1919 übertrug das Reich, dem das Hoheitsrecht für die Einrichtung und den Betrieb von Anlagen des Rundfunks zustand, an die Post den Aufbau und die Leitung des Rundfunks, von Anfang an „Radio“ genannt. Der 29. Oktober 1919 kann als der Geburtstag dieser neuen Einrichtung angesehen werden. Alle weiteren Bestimmungen über den Unterhaltungsrundfunk erließ das Reichspostministerium. Für die Programmgestaltung ist die Post nicht zuständig. Dafür sind eigens sogenannte Rundfunkgesellschaften verantwortlich. Anfangs erhob die Post 5 RM Monatsgebühr, setzte aber den Betrag am 1. 4. 1924 auf 2 RM fest. Wer die Entwicklung dieses Kommunikationsmittels vom Beginn bis heute aufmerksam verfolgt hat, muß den gewaltigen Fortschritt in dieser Zeit rückhaltlos anerkennen. Auch in unserer engeren Heimat gewann die Ausbreitung nach den ersten zögernden Anfängen während der 20er Jahre ein immer umfassenderes Maß.

Während der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts übernahm die Reichspost auch noch die Entwicklung und den Ausbau der Fernsehtechnik. Die Welttechnik auf diesem Gebiete wurde durch deutsche Bemühungen wesentlich mitbestimmt. Aus kleinen Anfängen entwickelte die Reichspost, gestützt auf Wissenschaft und Technik, in wenigen Jahrzehnten vorbildliche Einrichtungen des Schnellnachrichtendienstes mit Bildübertragung, deren Netz heute im Zusammenwirken mit den Verwaltungen anderer Länder die ganze Erde umspannt. Wer auf die Dächer der Häuser unserer Heimat hinaufschaut, kann einigermaßen ermessen, in wie vielen Haushaltungen das Fernsehgerät schon Einzug gehalten hat. Hier ist die Entwicklung schneller gegangen als bei allen anderen Einrichtungen der Post. Wie beim Aufkommen des Rundfunks begegnete und begegnet man manchem besorgten Kommentar auch beim Fernsehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß jetzt über Tag und allabendlich vor allem die Welt mit ihrem Glanz und Flitter, mit ihrer Sensation und Fragwürdigkeit unmittelbar in die Stuben des Oldenburger Münsterlandes eindringt. Jedoch ist zu hoffen, daß unsere Leute dieser Übersättigung mit fremden Bildern sehr bald innerlich gewachsen sein werden, wie aller Fortschritt unserer Tage bislang auf den richtigen Platz eingeordnet wurde.



Autobahn und Postsender bei der Garther Mühle künden von der echten Weltoffenheit des Oldenburger Münsterlandes. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Es würde zu weit führen, wollte man alle Aufgabengebiete, wie Telegrafie, Fernsprech- und Fernschreibwesen, Rundfunk und Fernsehen, die der Post nach und nach zugewiesen worden sind, hier noch viel eingehender erörtern. Hingewiesen sei nur auf eines. Die Einführung der Postanweisung und Zahlkarte, die Einziehung und Auszahlung von Geldbeträgen, die Ausstellung von Kreditbriefen sowie die Annahme und Auszahlung von Postsparkasseneinlagen haben die Post auch im Oldenburger Münsterlande zu einem umfangreichen Bankbetrieb gemacht.

In langer geschichtlicher Entwicklung, die schon vor den Thurn- und Taxisschen Zeiten begann, wurde die Post zum hochempfindlichen, jetzt unentbehrlichen Leistungsinstrument für unsere Heimat. Wie keine andere Einrichtung des öffentlichen Lebens reicht sie ständig in unsere private Sphäre hinein. Der Briefbote bringt uns Briefe, Pakete oder Zeitungen aus fernen Erdteilen ins Haus. Wir heben den Hörer ab, wählen und der Angerufene meldet sich 1000 km weit. Wir sprechen und fernschreiben mit Amerika. Wir wünschen Glück mit einem Schmuckblatt-Telegramm. Wir zahlen ein und nehmen Geldsendungen oder die Rente in Empfang.

Aber die technische Entwicklung schreitet unaufhörlich voran. Im Verkehrswesen ge-

winnt der Faktor Zeit noch immer an Bedeutung. Fernzüge mit Briefen, Paketen und sonstigem Postgut rasen Tag und Nacht über weite Strecken von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Fernmündliche Nachrichten jagen mit Blitzeseile über den Draht oder durch den Äther. Immer schneller werden die Flugzeuge, die Postgut befördern, immer kürzer werden die Zeiten, welche die Luftsendungen vom Aufgabe- zum Bestimmungsort gebrauchen. Diesem weltweiten Netz verwoben ist auch das Oldenburger Münsterland. Unsere heutige Deutsche Bundespost blieb aber ihrem Wesen nach den Grundsätzen der früheren Taxischen Reichspost und der späteren Reichspost treu, nämlich, Werkzeug der Volkswirtschaft und stille Dienerin des Volkes zu sein.

Joseph Vormoor †

Literatur

W. Funke, Das Buch von der Post, Athenäum-Verlag, Bonn.

Beiträge von Oberpostamtman i. R. Gerh. Tooren i. O. und Kreisrentmeister i. R. E. Hasekamp, Vechta, enthalten in den Postgeschichte, Blatt Bremen.

Karte der oldenb. Postanstalten in Postgeschichte.

G. Rühning, Gesch. der Oldenb. Post, Oldenburg 1902.

Urkunden eines merkwürdigen Kompetenzstreites

Kurze Vorbemerkung:

In einer Zeit, in der wir hoffen, daß die ehemaligen Staatsgrenzen Europas endlich zu Provinzgrenzen unseres vereinten Kontinents werden möchten, gehen manchmal die Gedanken um 100 Jahre in die Vergangenheit zurück, als in Deutschland ganz ähnlich die überholten Duodezstaaten nach Einheit drängten. Der Vergleich ist so unübel nicht, und die Geschichte müßte sich entsprechend auf größerer Ebene wiederholen. Einstweilen läßt sich freilich noch kein tröstliches Zeichen erkennen, das auf eine baldige Verwirklichung der „Vereinigten Staaten von Europa“ hindeutet.

Um so interessanter ist aus der gegenwärtigen europäischen Situation ein Blick auf die deutschen Verhältnisse vor 100 Jahre. Man war damals einerseits die Kleinkariertheit allmählich leid, die ringsum hoheitlich als Ausland ausspielte, was längst zusammengewachsen war und zusammengehörte. Andererseits benutzte man — wie noch gegenwärtig auf europäischer Ebene! — das Spiel mit Hoheitsgrenzen juristisch, um besondere Vorteile zu erreichen. Ja es obwaltete sogar eine echte Eifersucht im Hinblick auf mögliche Grenzverletzungen und Kompetenzüberschreitungen von „Land“ zu „Land“. Ein typisches Beispiel solcher „hoheitlichen“ Kleinkariertheit bildeten nachstehende Urkunden aus dem Dammer Pfarrhause.

Es handelt sich um Briefe, die Pfarrer Kleikamp an den damaligen Amtmann von Damme richtete. Leider war die Antwort von Amtmann Harbers nicht aufzufinden, aber man kann sie ungefähr erschließen. Es ging um einen eigenartigen Streitfall, der aber nur auf dem Hintergrund der angedeuteten hoheitlichen Verhältnisse restlos verstanden und gewürdigt werden kann. Der Dienstknecht Heinrich Köllmann bei dem Bauern Kruthaup in Sierhausen bei Damme war um Ostern 1958 vom evangelischen zum katholischen Bekenntnis übergetreten. Er stammte aus Levern, das über den Kreis Lübbecke zum preußischen Minden gehörte,

also nach damaliger Auffassung für Oldenburg „Ausland“ war. Der Bekenntniswechsel war den Angehörigen von Köllmann zur Kenntnis gelangt, die nun versuchten, den Abtrünnigen aus Damme zu entführen. Man hatte dazu unter Scheingründen die Amtshilfe des Dammer Amtmannes Harbers und des Amtsdieners Bödeker zu erlangen versucht, um über den Weg einer offiziellen dienstlichen Festnahme die Entführung Köllmanns rechtlich zu inszenieren. Der Delinquent roch Lunte, als man ihn in der Mangelei von Josef Nordhoff verhaften wollte, und flüchtete nach einer Rauferei ins Dammer Pfarrhaus, wo er Asylrecht bekam, bis die Lage geklärt war.

Pfarrer Kleikamp tadelte die eigenmächtige Dammer Amtshilfe gegenüber „ausländischen“ Wünschen, warf dem Amtmann Harbers Überschreitung seiner Kompetenzen und Willfährigkeit gegenüber den „Preußen“ vor. Solches wollte Amtmann Harbers sich nicht ohne weiteres vorwerfen lassen und reagierte wohl entsprechend. Es entstand ein echter „Sturm im Wasserglas“, der viele typische Elemente jener Tage durchscheinen läßt. Tatsächlich hatten die preußisch-minde-ner Beamten und Polizisten es nicht gewagt, die oldenburgische Hoheitsgrenze in dienstlicher Eigenschaft zu überschreiten. Ihr Versuch, den Wunsch der Eltern von Köllmann in Levern doch noch zu erfüllen, indem sie den oldenburgisch-dammeschen Amtmann Harbers vorspannten, scheiterte jedoch, weil Pfarrer Kleikamp die Lage begriff und danach handelte. Ob die Angelegenheit bis in die Residenzen von Berlin und Oldenburg weitergedrungen ist und diplomatische Aktionen auf höchster Ebene auslöste, läßt sich nicht erkennen. Aber erkennen läßt sich, daß nach 100 Jahren eine größere Ebene für ähnliche Verhältnisse in unserer Bundesrepublik existiert, wenn man von politischen Entführungen über die Grenzen hinweg gelegentlich hören kann. Die „Vergnüglichkeit von Annodazumal“ ist irgendwie im europäischen Rahmen hochaktuell geblieben.

Alwin Schomaker-Langenteilen





Wachholdergruppe in der Wärmelbäke (Dammer Berge).

Aufn. Franz Enneking

An
das Großherzogliche Amt
Damme

Heute Vormittags 9 Uhr kam der Knecht des Colonen Kruthaup zu Sierhausen, Heinrich Köllmann, gebürtig aus Levern, eiligst zu mir und klagte, daß er in dem Hause des Mangelbesizers Joseph Nordhoff hier selbst von seinem Vater und dem hiesigen Amtsboten Bödeker überfallen worden sei, und daß letzterer ihn habe gewaltsam fort-schleppen wollen. Er habe sich losgerissen, wobei, wie deutlich zu sehen war, ihm die rechte Hand zerdrückt und zerkratzt war. Soviel ich weiß, sind auch mehrere Zeugen von dieser selten mutigen Attaque des Amtsboten auf einen arg- und wehrlosen Menschen gewesen, der gekommen war, um für seinen Herrn bei Nordhoff ein Stück Leinen mangeln zu lassen.

Köllmann, im preußisch-protestantischen Glauben erzogen, ist am vorigen Sonntage von mir in die Gemeinschaft der Katholi-schen Kirche aufgenommen worden. Mag der Schritt, den er hiermit getan, in den

Augen seiner anscheinend von einem hyper-evangelischen Prädikanten aufgehetzten El-tern eine Sünde und bei jenem ein Ver-brechen sein, so hat er doch nur von seinem Rechte Gebrauch gemacht, welches nach Oldenburgischen Gesetzen jedem 14jährigen Kinde zusteht, das gleichmäßig auch in der preußischen Gesetzgebung nicht unbekannt ist.

Liegt nun gegen Köllmann keine Klage vor, daß er gegen die Gesetze unseres Lan-des, worin er seit mehreren Jahren lebt, etwas verbrochen haben soll; ist seine Con-version das Einzige, was ihm auch von Preu-ßen aus, wenn man will, zur Last gelegt wird, dann darf ich nicht zweifeln, daß Groß-herzogliches Amt, eventuell aber die Staats-regierung, gegen jede Vexation ihn in Schutz nehmen, alle Ausländer, die ihn wieder überfallen möchten, gesetzlich bestrafen und über die Grenze schaffen lassen und den Amtsboten, der sich so schmähhlicher Weise zum Schergen des Fanatismus hergegeben hat, mindestens in die Schranken seiner Be-fugnisse zurückweisen, nebenbei auch dem Colonen Kruthaup, der ein Recht an seinem

Dienstknecht hat, in diesem seinem Rechte schützen werde.

Großherzogliches Amt wird begreiflich finden, daß ich mich in diesem Falle an dasselbe wende. Unser Land ist ein paritätisches, Preußen gesetzlich auch, und Angriffe auf das Conversionsrecht sind Angriffe auf die betreffende Confession oder Kirche selbst. Einer geneigten Rückantwort, glaube ich, noch heute vertrauend entgegen sehen zu dürfen.

Mai 5. 58

An
das Großherzogliche Amt
hierselbst

Auf die vom Großherzoglichen Amt bezüglich unseres Schreibens vom 5. d. M. geneigtest ergangene Rückäußerung beehren wir uns, die nachstehenden Bemerkungen folgen zu lassen:

Der Amtmann zu Levern konnte leicht wissen, daß der Köllmann, hätte er dessen Conversion als Grund für seine Forderung namhaft gemacht, nimmermehr werde ausgeliefert werden, daß dieser der ihm von den Seinigen und auch anderweitig zugeordneten Bearbeitung somit nicht würde unterzogen werden können. Hinter den plausiblen Gründen seiner Requisition steht der wahre Grund für dieselbe übrigens so schlecht verborgen, daß niemand getäuscht werden kann; und der Schleier, hinter welchem man das Gesetz vermuten soll, ist so durchsichtig, daß das blödeste Auge, nachdem es nur einen Blick in das Sachverhältnis geworfen hat, auch das grinsende Gesicht des leibhaftigen Fanatismus gewahren muß. Nachdem in Zeit von 3 Jahren keiner daran gedacht hat, daß der arme Mensch, welchen, wie die Mutter desselben uns persönlich

mitgetheilt hat, der durch seines Vaters Suff ins Haus gebrachte Hunger hierher getrieben, unbefugter Weise über seine Person verfüge und sein Brod gewönne, woher jetzt dies sehnliche Verlangen, ihn in die theure Heimath transportiert zu sehen? Wir kennen die Genesis desselben und mögen uns das Vergnügen nicht versagen, Großherzoglichem Amt sie kundzugeben. Unsere Quelle ist die möglich lauterste, die man wünschen mag: Es sind die Angaben der schon gedachten Frau Köllmann selbst.

Durch den Pastor Müller zu Neuenkirchen von dem Vorhaben des Köllmann unterrichtet, hat der Pastor von Levern erst die Mutter, sodann die Geschwister desselben, darauf das dortige Amt in Bewegung gesetzt, um womöglich vor, sonst aber doch unmittelbar nach dessen Conversion ihn von hier fortzuschaffen. Die Frau sagte uns schon damals — es mögen jetzt 11 bis 12 Tage her sein —, daß polizeiliche Hilfe in Anspruch genommen werden würde, falls ihr Sohn gutwillig zu folgen sich weigern möchte; sie habe kaum Hoffnung, daß derselbe auch als Katholik selig werden könne. Erst als wir der von allem Entblößten aus freien Stücken einen Zehrpennig reichten, schien unseres Erachtens ihre Furcht zu schwinden, daß wir Katholiken ipso facto den ewigen Flammen gehören.

Wir begreifen vollkommen, daß Großherzogliches Amt, zumal von dem Religionswechsel des Köllmann nichts wissend, durch die betreffende Requisition in die Nothwendigkeit versetzt wurde, nach den Legitimationspapieren desselben zu forschen. Wir können aber auch von der Ansicht nicht lassen, daß die Art und Weise, wie das geschehen, etwas exorbitant ist und viel zu denken geben mußte. Hätte Großherzogliches Amt, falls ein Verzeichnis über Dienstbücher nicht geführt wird, in der so schonenden und humanen Weise, die dasselbe zu unserer aufrichtigen Freude gestern innegehalten hat, den Köllmann zitieren lassen, so hätte er sicher einen Fluchtversuch nicht gemacht, da er in dem von ihm nicht gekannten Amtsboten alsdann nicht einen preußischen Polizeioffizier erblickt hätte, der ihn, wie die Seinigen ihm ja gedroht hatten, auf den Schub nehmen sollte.

Da der Amtsbote, wie wir nun wissen, einfach einen amtlichen Befehl ausgeführt und nicht wie wir, stets gern die möglich mildeste Ansicht wählend, vermutheten, in wohlgemeintem, aber übertriebenem Dienst-eifer auf eigene Hand einem Ansuchen des Köllmann senior gewillfahrt hat, so haben

Wirtshaus an der Straße

von Josef Kamp

*An der Straße, die nach langem Säumen
heidemüde endlich dortwärts geht,
unter dem Gezelt von hohen Bäumen
sommerstill ein altes Wirtshaus steht.*

*Wölkchenblasend lehnt mit seiner Pfeife
sich der Wirt zur halben Tür heraus;
zwischen Hausgebälk und Sommerreife
flitzen Schwalben emsig ein und aus.*

*Vor der Schwelle hält ein Leiterwagen,
und das Pferd frißt Hafer aus dem Trog;
Wolken steigen wie in Vätertagen
traumhaft still am blauen Himmel hoch.*





Vorfrühling in den Dammer Bergen.

Aufn. Franz Enneking

wir mit ihm und seiner Amtsehre nichts zu schaffen. Aus unserer Supposition fällt also auch das, was auf derselben stand. Zudem hat an der betreffenden Stelle, wie auch sonst hin und wieder, unser Schreiben das Unglück gehabt, irrig aufgefaßt zu sein.

Großherzogliches Amt geben wir anheim, diese Erklärung genügend zu finden oder auch nicht. Nie wird es uns schwer fallen, ein Versehen zurückzunehmen und ein Unrecht wiedergutzumachen. Wir sind aber auch gesonnen, uns nie wegzuerwerfen. Und möchten Schritte geschehen so mächtig, daß die Erde unter ihnen erdröhnte, wir würden nicht zittern. Und alle uns etwa vorzuhal-

tenden Paragraphen des Strafgesetzbuches werden wir unverwandten Blickes ansehen, wenn wir im Rechte sind, das freilich in dieser unvollkommenen Welt oft nicht Recht bekommt.

Die Behauptung des Großherzoglichen Amtes, daß wir einem renitenten Menschen trotz und gegen den Befehl unserer Obrigkeit (wir können die Stelle nicht anders verstehen) in unseren Schutz genommen, statt ihm die Pflicht des Gehorsams einzuschärfen, weisen wir als falsch und mit Enttüstung zurück. Großherzogliches Amt, im Punkte der Amtsehre mit Recht so zart fühlend, wird unschwer einräumen, daß auch

wir, obwohl nicht Staatsdiener, in Sachen der Ehre nicht vogelfrei sind und Schutz für dieselbe suchen dürfen. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, das ist Lehre des Stif- ters unserer Kirche, und das Zitat des Groß- herzoglichen Amtes ist gleichmäßig Lehre unserer Apostel, und unsere Priester haben sie verkündet und geübt unter dem un- freien Regimente der römischen Imperatoren und verkünden und üben sie heute unter un- seren segensreichen Verfassungen. Hätte unsere Kirche das von der einschlägigen Stelle Gesagte nicht verkündet, es stände nicht in der lutherischen Bibelübersetzung, und es ist bekannt, daß die Stifter der Con- fessionen des 16. Jahrhunderts nicht immer so gelehrt haben. Wahrhaftig es gehört Muth dazu, einen katholischen Priester an die Pflicht des Gehorsams und der Treue zu mahnen. Es sind erst 10 Jahre seit jener großen Feuerprobe der Loyalität verflossen, die schon von so Manchen wieder verges- sen ist. Mit Stolz dürfen wir sagen: Man zeige uns einen Stand, der sie im Ganzen so ausgehalten wie unser Clerus, und wir persönlichen brauchen uns in diesem Punkte keiner Stunde aus unserer Vergangenheit zu schämen. Hätte ein katholischer Beamter in einer nicht katholischen Gegend im umge- kehrten Falle — auch optima fide in stren- ger Pflichterfüllung gerade wie Großherzog- liches Amt — so verfahren, wie hier ver- fahren worden ist: nicht überall würde der- selbe sicher gehen, so sorglos sich dem Schläfe überlassen zu können wie Großher- zogliches Amt hier thun darf. Vielleicht wäre der Sturmglocke schauerliches Geheul in die Amtsstube an den grünen Tisch ge- drungen, wenn das Volk mit dem: Jeder- mann sei unterthan der Obrigkeit! weniger bekannt wäre, als es ist; wir aber sind's, die es ihnen einschärfen, so oft wir es für dien- lich erachten.

Mai 7. 58

An

Herrn Amtmann Harbers zu Damme
als Amt Damme

Bei Hinsetzung dieser Titulatur können wir uns, aufrichtig gestanden, des Lachens nicht erwehren. Sie ist wohl auch im höch- sten Grade ridicul, und nimmer würden wir sie uns gestattet haben, wenn wir nicht in der uns heute zugekommenen Duplik einen Fingerzeig zu finden glauben mußten, daß sie dennoch wohl goutiert werden könne, und wenn wir nicht meinten, in Geschmacks-

sachen, de quibus bekanntlich non est dispu- tandum, jeden nach seinem Geschmack be- dienen zu sollen, wenn es auch etwas Über- windung kostet.

Abgesagter Feind aller irgend zu vermei- denden Schreibereien würden wir, da Köll- mann vor den Seinigen jetzt wohl Ruhe haben dürfte, den Herrn Amtmann und uns selbst nicht wieder bemühen, wenn uns an dessen Meinung über uns weniger gelegen wäre, als dies der Fall ist, und wir eben deshalb nicht gemüßigt wären, uns einige Erörterungen zu erlauben. Um von unnötiger Angst zu befreien, geben wir gerne die Ver- sicherung im voraus, daß wir das confes- sionelle Terrain — diese wirklich so un- schöne und gefährliche Gegend — nicht be- treten werden. Hätten wir doch auch nie einen Fuß auf dasselbe gesetzt, wenn man uns nicht — die Bibel in der Hand — auf dasselbe hinaufgedrängt hätte.

Die grammatikalische Explikation der Duplik wollen wir einfach übersehen; sie ist die allerschwächste Partie des Schreibens, welches uns, wenn nicht alles täuscht, kei- neswegs von dem Herrn Amtmann concip- irt und — ein unglücklicher Versuch — vielleicht nur um des willen nicht zensirt ist, weil es eben ein erster Versuch sein mag. Nun ja: Fabricando fabricimus und fortgesetzte Versuche können immerhin zu etwas ganz Leidlichem führen, und ein letz- ter Versuch wird wohl gar noch brillant ausfallen.

Köllmann glaubte von einem preußischen Polizeioffizianten angegriffen zu sein. Wir konnten vermuten, daß er hierin irrte, schick- ten unseren Heuermann Tepe, um sich nach dem Vorgange zu erkundigen und nannten dann ohne Weiteres den wirklich zur Stelle gewesenen, was gewiß ganz unverfänglich geschehen konnte und damals durchaus ge- nügte. Fast thut es uns wehe, die Freude, die man hat, weil man uns einen Wider- spruch in unseren Angaben vorwerfen zu können meint, mit grausamer Hand vernich- ten zu müssen.

Um der Art und Weise willen, wie Köll- mann war behandelt worden, mußte die von uns ausgesprochene Vermuthung die einzige sein, die wir hegen konten und durften. Mir ist nur völlig unbegreiflich, welchen Zusam- menhang man zwischen jener Präsentation und meinem Zweifel, die wir in die Berufs- treue des Amtes gesetzt haben sollen, aber nicht gesetzt haben, finden möge. Um, soviel

Dienstknecht hat, in diesem seinem Rechte schützen werde.

Großherzogliches Amt wird begreiflich finden, daß ich mich in diesem Falle an dasselbe wende. Unser Land ist ein paritätisches, Preußen gesetzlich auch, und Angriffe auf das Conversionsrecht sind Angriffe auf die betreffende Confession oder Kirche selbst. Einer geneigten Rückantwort, glaube ich, noch heute vertrauend entgegen sehen zu dürfen.

Mai 5. 58

An
das Großherzogliche Amt
hierselbst

Auf die vom Großherzoglichen Amt bezüglich unseres Schreibens vom 5. d. M. geneigtest ergangene Rückäußerung beehren wir uns, die nachstehenden Bemerkungen folgen zu lassen:

Der Amtmann zu Levern konnte leicht wissen, daß der Köllmann, hätte er dessen Conversion als Grund für seine Forderung namhaft gemacht, nimmermehr werde ausgeliefert werden, daß dieser der ihm von den Seinigen und auch anderweitig zugeordneten Bearbeitung somit nicht würde unterzogen werden können. Hinter den plausiblen Gründen seiner Requisition steht der wahre Grund für dieselbe übrigens so schlecht verborgen, daß niemand getäuscht werden kann; und der Schleier, hinter welchem man das Gesetz vermuten soll, ist so durchsichtig, daß das blödeste Auge, nachdem es nur einen Blick in das Sachverhältnis geworfen hat, auch das grinsende Gesicht des leibhaftigen Fanatismus gewahren muß. Nachdem in Zeit von 3 Jahren keiner daran gedacht hat, daß der arme Mensch, welchen, wie die Mutter desselben uns persönlich

mitgetheilt hat, der durch seines Vaters Suff ins Haus gebrachte Hunger hierher getrieben, unbefugter Weise über seine Person verfüge und sein Brod gewönne, woher jetzt dies sehnliche Verlangen, ihn in die theure Heimath transportiert zu sehen? Wir kennen die Genesis desselben und mögen uns das Vergnügen nicht versagen, Großherzoglichem Amt sie kundzugeben. Unsere Quelle ist die möglich lauterste, die man wünschen mag: Es sind die Angaben der schon gedachten Frau Köllmann selbst.

Durch den Pastor Müller zu Neuenkirchen von dem Vorhaben des Köllmann unterrichtet, hat der Pastor von Levern erst die Mutter, sodann die Geschwister desselben, darauf das dortige Amt in Bewegung gesetzt, um womöglich vor, sonst aber doch unmittelbar nach dessen Conversion ihn von hier fortzuschaffen. Die Frau sagte uns schon damals — es mögen jetzt 11 bis 12 Tage her sein —, daß polizeiliche Hilfe in Anspruch genommen werden würde, falls ihr Sohn gutwillig zu folgen sich weigern möchte; sie habe kaum Hoffnung, daß derselbe auch als Katholik selig werden könne. Erst als wir der von allem Entblößten aus freien Stücken einen Zehrpennig reichten, schien unseres Erachtens ihre Furcht zu schwinden, daß wir Katholiken ipso facto den ewigen Flammen gehören.

Wir begreifen vollkommen, daß Großherzogliches Amt, zumal von dem Religionswechsel des Köllmann nichts wissend, durch die betreffende Requisition in die Nothwendigkeit versetzt wurde, nach den Legitimationspapieren desselben zu forschen. Wir können aber auch von der Ansicht nicht lassen, daß die Art und Weise, wie das geschehen, etwas exorbitant ist und viel zu denken geben mußte. Hätte Großherzogliches Amt, falls ein Verzeichnis über Dienstbücher nicht geführt wird, in der so schonenden und humanen Weise, die dasselbe zu unserer aufrichtigen Freude gestern innegehalten hat, den Köllmann zitieren lassen, so hätte er sicher einen Fluchtversuch nicht gemacht, da er in dem von ihm nicht gekannten Amtsboten alsdann nicht einen preußischen Polizeioffizier erblickt hätte, der ihn, wie die Seinigen ihm ja gedroht hatten, auf den Schub nehmen sollte.

Da der Amtsbote, wie wir nun wissen, einfach einen amtlichen Befehl ausgeführt und nicht wie wir, stets gern die möglich mildeste Ansicht wählend, vermutheten, in wohlgemeintem, aber übertriebenem Dienst-eifer auf eigene Hand einem Ansuchen des Köllmann senior gewillfahrt hat, so haben

Wirtshaus an der Straße

von Josef Kamp

*An der Straße, die nach langem Säumen
heidemüde endlich dortwärts geht,
unter dem Gezelt von hohen Bäumen
sommerstill ein altes Wirtshaus steht.*

*Wölkchenblasend lehnt mit seiner Pfeife
sich der Wirt zur halben Tür heraus;
zwischen Hausgebälk und Sommerreife
flitzen Schwalben emsig ein und aus.*

*Vor der Schwelle hält ein Leiterwagen,
und das Pferd frißt Hafer aus dem Trog;
Wolken steigen wie in Vätertagen
traumhaft still am blauen Himmel hoch.*



an uns liegt, vor der letztgedachten gegen uns erhobenen Anschuldigung uns zu verwahren, bemerken wir noch: Es war keineswegs eine bloße Redensart, am allerwenigsten Ironie, wenn wir sagten, daß wir nicht zweifeln durften, Köllmann werde vom Großherzoglichen Amte, eventuell aber von der Staatsregierung geschützt werden. Oder läge ein beleidigender Zweifel etwa in diesem „eventuell“? Wäre vielmehr nicht recht gut möglich, daß drängenden Forderungen des Auslandes gegenüber nur die Staats-

regierung die nöthige Macht in Händen habe?

Wie die Sachen liegen, war Köllmann nicht renitent, faktisch wenigstens war er beschimpft und wie ein Verbrecher angegriffen worden. Ungeachtet der gegenheiligen Ansicht, die man aufstellt, werden wir nie bedauern, ihm die Tür nicht verschlossen und nur unter sicherer Begleitung, damit er von seinem Vater und Pieper nicht angefaßt werden könnte, ihn entlassen zu haben.

Mai 12. 1858

Englische Eindrücke von den Kampftagen 1945 im Cloppenburg-Raum

PRIMUS IN INDIS
MARABOUT
5th DORSETSHIRE
REGT

Bataillonszeichen
des 5. Dorsetshire-
Bataillons



Je mehr Material in den modernen Kriegen zum Einsatz kommt, desto größer werden die Verwüstungen. Die Vernichtungsmittel steigen in ihrer Wirkkraft, die Auswirkungen der Zerstörung dehnen sich auf das Material, auf die Landschaft und auf die Menschen aus. Einen kleinen Vorgeschmack von dem, was unsere Heimat in einem kommenden Kriege durchmachen müßte — Gott möge es verhüten! — erhält man, wenn man die Annalen des 5. Bataillons des Dorsetshire-Regiments durchblättert. Die Einheit beteiligte sich im April 1945 an der Eroberung Cloppenburgs. Warnend und mahnend mögen die Eindrücke über die Tage erzählen, die den eigentlichen Kampftagen folgten:

„Seite 63 . . . Am nächsten Morgen zog ein weiteres Bataillon durch, um das endgültige Angriffsziel der Brigade, Cloppenburg, zu erobern. Im Laufe des Vormittags (es war Freitag, der 13te) wurde Major R. W. Hewson verwundet, als sein Jeep auf eine Mine fuhr. Der Vormarsch war zunehmend erschwert worden wegen der Vielzahl der Brücken, die der Feind gesprengt hatte. Die ‚Königlichen Pioniere‘ waren ständig damit beschäftigt, Krater in den Landstraßen zu überbrücken und Straßensperren zu sprengen . . .

Seite 64 . . . Für die nächsten 3 Tage, während das Bataillon in der Nähe von Cloppenburg verblieb, kamen Kriegsgefangene zu zweien und zu dreien aus den umliegenden Waldungen, um sich zu ergeben. Eine große Zahl von freigelassenen Kriegsgefangenen der Alliierten zog auf den Landstraßen dahin; diese mußten gesammelt und überprüft werden, bevor sie zurückgeschickt wurden. Allen Kompanien gelang es, Unterkunft in Scheunen und Häusern zu finden, den Dreck der letzten Schlacht abzuwaschen und den so nötigen Schlaf nachzuholen.

Am 19ten zog das Bataillon weiter nach Riede, einem kleinen Dorf auf dem Südufer der Weser, von wo man Bremen in der Ferne liegen sehen konnte.“

Quelle: G. R. HARTWELL, G. R. PACK, M. A. EDWARDS: THE STORY OF THE 5th BATTALION THE DORSETSHIRE REGIMENT IN NORTH-WEST EUROPE; PRINTED BY HENRY LING LTD., AT THE DORSET-PRESS, DORCHESTER. Ohne Jahresangabe.

Herr Realschulrektor Heinrich Gier besorgte die Übersetzung. Dafür freundlichen Dank!

August Wöhrmann



Waldweg am Ausgang der Dwerchter Forsten bei Molbergen. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Die gepanzerten Heuschrecken

(Geh. Off. Kap. 9 Vers 9)

Anfang April war es und ein einzugschöner Frühlingsmorgen, aber eine böse Zeit. Nach einer Regennacht war der Himmel hell und klar bis zur Kimme.

Der Besitzer eines ansehnlichen Hofes kam vom Rundgang über das Feld in die große Küche, wo seine Leute im Unterschlag beim Pfannkuchen saßen.

„Gau'n Morgen“, sagte er lässig, „Gau'n Morgen“, brummelten sie zurück. Er schlug seinen grünen Jägerhut mit dem Borstenbüschel auf den Haken bei der Stubentür und zog dann ein gelbes, blankes Ding aus der Joppentasche. Die Leute kuckten neugierig darauf hin. Er zeigte ihnen das Ding.

„Dat hebbe ik gönne achtern bi'n Tauslag funnen. Dat is ja'n Patronenhülse van'n Maschinengewehrkuugel.“ Nachdenklich fügte er hinzu: „Also, sowat kann'm hier finnen.“

Er ließ die leere Hülse von Hand zu Hand gehen. Sie war aus Messing, ziemlich dick und länger als ein Daumen.

Die Bäuerin kam auch vom Herd herbei, schaute neugierig zu und betrachtete die Hülse mit sehr besorgter Miene. Dann sagte sie zu ihrem Mann: „Dat werd alle Daoge gefährlicker. As du gistern nao Vechte hewörst, do hebbe ik so bi Klocke tein dor gönne Scheeteree hört.“ Dabei zeigte sie nach der Richtung des Zuschlags.

Alle Leute bestätigten, daß auch sie das gehört hätten.

Die Magd Grete sagte dann: „As ik gistern nao use Lühen wör, do vertellden sei dor, dat dei Flegers up jeden scheeten döen, dei sik man wor sehen leet. Eenem öllern Mann harr'n sei mit ehr Scheeten üm'n dicken Boom tau jaoget, dei dor wor alleen steiht.“

Alle redeten ängstlich durcheinander, wie das denn werden sollte, wenn das so weiter ginge.

Da meldete sich der Heuermann: „Dat wedd noch väl leeper. — Gistern köm dör't Radio, dat dei Verbündeten all an disse Siete van den Rhein in Dütschland staoht. Use Soldaoten schölt sich allerwägens bit tau'n Dood verteidigen, aber väle gävet dat Stellunghollen tau, weil dat nix mehr nützen kann un treckt sick trügge.“

Knecht August schmunzelte verschmitzt: „Heinrich, dat heff di dei Göbbels uk nich vertellt. Nao den sine Utkünfte sieget wi, un wenn sik uk dei Russen un Amerikaoner un Englänners all vör Berlin dei Hand gävet.“

Alle lächelten, murmelten, aber in aller Busen wohnte die Angst.

Der Bäuerin fiel mit einem Male etwas ein: „Gerd, wi möt van Daoge noch unbedingt Brot un Mähl van dei Moehlen hao-len.“

„Dann wedd dat aber hoge Tied! — Kerls, maokt gau den Waogen farig und ladet den Roggen up. Nähmt den Waogen mit dei Einspännerdiessel un spannt den Wittfaut an! — Giv mi man gau wat tau äten her“, sagte er zu seiner Frau und ging in die Stube.

Die Frau zog den schon fertigen Pfannkuchen aus dem Backofen und brachte ihn ihrem Mann. Als sie dann noch mit Brot, Butter und Wurst kam, seufzte sie ganz bedrückt: „Mi is so benaut, as wenn der van Daoge noch wat passeiern deit. — Gerd —, bliev inne, wi willt sehn, dat wi uns sünner Brot helpet. Ik kann noch wat backen, sovähl Mähl hebbe ik noch. Morgen fräuh fäuerst du ganz bitieds los.“

„Benaut ist di't? Dat is Inbillung. Ji maokt jau gägensietig wat vör.“ Die Standuhr in der Küche schlug eben achtmal. Gerd konnte kaum vor zehn zu Hause sein.

„Un wenn sei van Daoge eher kaomt“, warnte die Frau.

„Och wat, dei kaomt nich vör tein Uhr, dei slaopt lange“, erwiderte ihr Mann.

Damit stand der Bauer vom Tische auf, nahm die Peitsche vom Stubentürhaken, warf einen Blick durchs Fenster und sagte im Hinweggehen: „Kaomen daut sei. Äben vör tein Uhr möt dei Wichter dat Veeh van dei Weide hao-len.“

„Ja, un du, Gerd? Bliev hier.“

Die Bäuerin stand mit bittend gefalteten Händen da.

Ihr Mann ließ sich keine Bedenken anmerken: „Ik bin der üm tein Uhr wedder“, sagte er noch und ging hinaus.





Nach wie vor lebt das uralte Handwerk des Reitdachdeckers in unserer Heimat und ernährt auch noch immer seinen Mann. Alte Dächer müssen ausgebessert werden, ganz neue entstehen auf heimat- und landschaftsgebundenen Bauten. Dennoch vermindert sich die Zahl der „Decker“ immer schneller, weil der Beruf anscheinend seine Anziehungskraft verloren hat und der Nachwuchs ausbleibt.

Aufn. Franz Enneking

Sie schaute dann prüfend durch das Küchenfenster, von wo aus sie weite Blicke über Feld und Wald werfen konnte und betete.

Auf dem Hofe standen die Leute noch um den beladenen Wagen. Der Bauer stieg hinauf, prüfte, ob alles in Ordnung war, setzte sich auf die Bank, hob schon die Peitsche und sagte dann noch dem August: „Du weest ja, vör tein Uhr moßt du mit't Haoversaien uphören. Wenn dei Sirene geiht, is't tau laote“, und mit „jüh“ ging's zum Hecktör hinaus.

In diesen angsterfüllten Tagen bestimmten die Tieflieger das Leben auf den Höfen. Die Bauern rechneten mit ihnen wie mit einem Mächtigeren, dem sie weichen mußten. Dabei war die liebe Gotteswelt an diesem Morgen so schön und voll Verheißung auf eine gute Ernte! Die Apfelbäume längs der Chaussee standen voll schwellender Blütenknospen. Grün war das weite Feld vom jungen Roggen. Rebhühner huschten eilig am

Ackerrand, fegten schwirrend im niedrigen Fluge davon und senkten sich in die Saat. Lerchen sangen hoch im Himmelsblau ihres Schöpfers Lob, und erste weiße Wölkchen schwammen am Horizont herauf wie festliche Wimpel der Lenzfreude dieses Tages.

Die Peitsche wippte, Wittfaut mußte von der Chaussee ab und den schaukelnden Wagen über den löcherigen Ackerweg ziehen. Der Bauer blickte umher und sah einen Zug Krähen im Roggen. Sie konnten sich noch nicht ganz darin verstecken. So war es recht. Im Frühjahr mußte alles langsam weiterkommen. Wenn alles vorentwickelt war, kamen meist Rückschläge durch Frost und Unwetter.

Was war das? Der Bauer horchte und durchforschte den Himmel. Ein Gewitter? Nirgends war eine aufsteigende Gewitterwolke zu sehen. — Wieder ein dumpfes Grollen, ein langes Murren aus weiter Ferne. Ihm fiel plötzlich ein, was der Heuermann im Radio gehört hatte.

Da — wieder dieser lange, rollende Ton. Kanonendonner! Ohne Zweifel, er kannte ihn, war im ersten Weltkrieg gewesen. Vor seiner Erinnerung standen die alten Bilder auf. Wenn das hier bald so aussehen würde wie an der Aisne und bei Verdun! „Gott beschütze und beschirme uns“, betete er. Aber nein, so schlimm würde es doch wohl nicht werden, es war ja kein Stellungskrieg. Unsere Leute gingen ja zurück.

Der Bauer seufzte und schnippte den Wittfaut mit der Peitsche, daß er voranmachen sollte. Der Wagen rollte in die Senke hinab, wo der Mühlenbach, randvoll Wasser, seine klaren Wellen über das Mühlrad stürzte.

In der Mühle faßten der Müller, sein Geselle und Bauer Gerd die Arbeit hastig an. Sie wußten, daß das Fuhrwerk schnell wieder auf den Rückweg mußte. Kommen würden sie bei dem klaren Wetter.

Der Müller war sehr besorgt.

„Dei? Dei fraoget nao't Weer nix nich nao! So deip hanget dei Wolken jao nich, dat sei dei nich unnerfleegen koent. Dat is bloß de Nävel, de us helpt. Paß bloß up, Gerd, sei hebbet hier gistern noch'n Perd up dei Weide anschaoten.“

Gerd wies noch schnell eben die Patronenhülse vor, und der Gesell berichtete von beängstigenden Vorfällen von dahinten irgendwo. Dabei wurde der Wagen schnell entladen und mit Brot und Mehl gefüllt.

Beim Abschied rief der Bauer: „Dann adjüh, bit up'n anner Maol“, und fort ging's unter starkem Ziehen von Wittfaut den Weg wieder hinauf.

Als der treue alte Braune den Federwagen mit vorgestrecktem Körper aus den niedrigen Büschen, die den Mühlenweg besäumten, nach oben ins Freie gezogen hatte, blickte Bauer Gerd besorgt in die Runde.

Die Lerchen trillerten immer noch hoch oben in ihrer Daseinsfreude, unbekümmert darum, daß die unseligen Menschen ihr strahlendes Revier zum Schlachtfeld gemacht hatten. Eine weitflügelige Weihe drehte ihre Kreise im Himmelsblau mit gelassener Grazie. Noch immer zogen weiße Wolken über den Himmel, große, stille Schiffe der Lenzhoffnung.

Immer wieder kam von ferne das dumpfe, gedehnte Grollen.

Auf halbem Wege nach Hause umgab den Wagen das weite Ackerfeld. Des Fahrers Augen maßen nun die Weite mit dem grünen Roggen mit rekognoszierendem Soldatenblick. Deckung wäre nirgends zu finden, wenn . . .

Der Bauer kitzelte Wittfaut mit der Peitsche und ließ die Leine auf seinen Rücken klatschen. Das Pferd hoppste und riß den Wagen schneller fort.

Plötzlich schrillten Sirenen durch die Morgenstille, von ganz weit her.

Wittfaut bekam einen Peitschenschlag. Er sprang kurz hoch und legte sich kräftig in die Sielen, der Wagen schaukelte und klappte und wand sich durch die tiefen Wagenspuren. Jetzt ertönten auch im nahen Kirchdorf die Sirenen . . .

Dicke weiße Wolken schoben sich am Horizont herauf, nun mit schwärzlichem Boden. Aus diese Horsten des Unheils brachen die „gepanzten Heuschrecken“ hervor. Trotz des Geräusches des knarrenden und jankenden Wagens hörte der Bauer das Surren der Maschinen. Sie waren da und würden auf ihn schießen.

Den Wagen anhalten, herunterspringen, das Pferd absträngen und es an die Seite des Wagens stellen, sich selbst darunter legen! Der Bauer mag es noch gewollt haben.

„Tack-tack-tack“, tönte es laut und hart. Er fühlte sich in die Brust getroffen. Ihm vergingen die Sinne, er sank auf der Bank um, aber Wittfaut setzte seine Weg fort.

August war vor zehn Uhr mit dem Gespann vom Säen nach Hause gekommen. Die Mädchen hatten rechtzeitig das Vieh von der Weide geholt. Aber wo blieb der Bauer? Sie hatten Schießerei gehört. Sie wagten

sich aus dem Hause und schauten durch das Hoftor dem Wagen entgegen.

Endlich kam er, aber, da war ja etwas nicht richtig. Dem Pferd hing die Leine zu beiden Seiten herunter.

O Schreck — der Bauer lag hingestreckt auf der Sitzbank. Die Kleinmagd schrie: „Dor löpp Blaut ut den Wagen!“

Als der Wagen vor der Haustür stand, kam auch die Bäuerin, die das Rufen gehört hatte, heran. Als sie sah, wie August und der Heuermann ihren Mann aufrichteten, als sie sein wachsbleiches Gesicht sah, da sank sie zitternd in die Knie. Die beiden Mädchen hielten sie, daß sie nicht umsinken sollte.

Voll Erschütterung standen alle um sie herum. Sie wußten um ihre böse Ahnung. Ja, sie hatte Recht bekommen, daß an dem Tage etwas Schlimmes passieren würde.

Elisabeth Reinke



Manchmal trifft man sie hierzulande vor den Hof- und Haustüren noch an, die alten Omas, auf einem schlichten Stuhl sitzend und eifrig nebenbei Strümpfe strickend oder stopfend. Immer zu einem Gespräch bereit, empfangen sie mit freundlichem Willkomm den Besucher oder Fremden. In treuer Obhut spielen vor ihren Füßen die Enkelkinder. Ansonsten kommt im Zeitalter der Autos und des Fernsehens leider der frühere Brauch ab, zum Feierabend draußen vor der Tür zu sitzen.

Aufn. Franz Enneking

Sitte und Brauch

im Wechsel des Jahres

Ostern — das Fest der Feste

„Freue dich, Erde, bestrahlt vom himmlischen Lichte, und fühle, vom Lichtglanz des ewigen Königs erhellt, wie das Dunkel im ganzen Umkreis von dir gewichen.“ (Aus dem „Exsultet“ bei der Weihe der Osterkerze.)

Gregor von Nazianz (um 390) bezeichnete Ostern als ein Fest, das die anderen Feste überstrahlt wie die Sonne die Sterne.

Papst Leo der Große (440—461) sagte über das Osterfest: „Unter allen Tagen, welche die christliche Frömmigkeit auf vielfache Weise in Ehren hält, ist keiner ausgezeichnet als der des Osterfestes, durch das alle Feste in der Kirche Gottes ihre Würde und Weihe erhalten.“

Fest der Feste ist Ostern schon deshalb, weil es hineinreicht in das Alte Testament; die Juden feierten das Passahfest als Andenken an den Vorübergang (Passah) des Würgengels bei der Befreiung des israelischen Volkes aus der Knechtschaft der Ägypter. Das christliche Osterfest wurde im Gegensatz zum alttestamentlichen Passahfest mit neuem Geist erfüllt. In Christi Leiden und Auferstehung erfüllte sich vollkommen die Befreiung der Menschheit.

Die christliche Osterliturgie spielt aber gern auf die alttestamentlichen Vorbilder an. Die Juden feierten ihr Osterfest zur Zeit des Vollmonds im ersten Frühlingsmonat, und zwar am Abend des 14. Nisan. Die Christen legten den Termin des Tages der Feier der Auferstehung des Herrn auf den Sonntag danach (Konzil von Nizäa 325). Durch diese Abhängigkeit vom Frühlingsvollmond ergibt sich für das Osterfest kein festes Datum; das Osterfest fällt in die Zeit vom 21. 3. als unterste Grenze bis 26. 4. als obere Grenze, beide Daten ausgeschlossen.

Nach dem Termin des Osterfestes richten sich alle beweglichen Feste des Kirchenjahres. Die Bemühungen, für das Osterfest ein gleichbleibendes Datum zu bestimmen und damit eine feste Einteilung im Jahresablauf zu erhalten, sind bisher ohne Erfolg geblieben.

Das Geheimnis der Ostern ist so reich, daß die Feier dieses Festes schon früh fast über eine ganze Woche ausgedehnt wurde.

Die Liturgie dieser Tage wird durchwoben von Sinnbildern, die besonders auf die Taufe hindeuten.

In der ersten christlichen Zeit war der Kar Samstag der Ruhetag des Herrn. Erst gegen Abend fanden sich die Gläubigen zur Nachtfeier zusammen. Mit der Feier der Auferstehung verbanden sie in dieser Nacht die Feier der hl. Taufe. Wegen der großen Zahl der Täuflinge dauerte im frühen Mittelalter diese Feier bis zum Morgen des Ostersonntags.

Später, als die Kindertaufe Gewohnheit wurde, verlegte die Kirche die Feier der Ostervigil auf den Nachmittag und seit dem 14. Jahrhundert auf den Vormittag des Kar Samstags. Papst Pius XII. ordnete die Feier der Liturgie wieder für die Nacht zum Ostersonntag an und gab so den Weg frei für die Rückkehr zur urchristlichen Form (1952).

Name und vorchristlicher Ursprung

Bis heute ist die Herkunft des Namens Ostern nicht ganz geklärt: althochdeutsch „ostarun“, mittelhochdeutsch „osteren“, englisch „eastern“. Der Schriftsteller Beda venerabilis (674—735), ein angelsächsischer Benediktiner und erster wissenschaftliche Theologe und Historiker des Mittelalters, leitet den Namen von einer altdeutschen Gottheit ab, der Gottheit des strahlenden Morgenrotes, des aufsteigenden Lichtes: „Der Eastermonat, welcher jetzt Ostermonat genannt wird, hatte früher seinen Namen von einer angelsächsischen Göttin, welche eostra genannt wurde und welcher sie in jenem Monate Feste feierten.“

In der Überlieferung des Altertums ist keine Spur von einer Göttin Ostara zu finden. Man suchte eine andere Erklärung und leitete das Wort von dem altdeutschen Wort „Ursten“ (Auferstehung) ab. In neuerer Zeit bringen Gelehrte den Namen mit „Osten“ (Austar) zusammen. Nach dieser Deutung ist Ostern das Fest des Ostens, das Fest des Sonnenaufgangs, das Fest, an dem der Heiland gleich der strahlenden Sonne aus dem Grabesdunkel hervorgeht, wie es im alten Kirchenlied heißt:

„Die ganze Welt, Herr Jesu Christ,
Zu deiner Urständ fröhlich ist.





Beim dörflichen Hufschmied. Ein Bild, das auch in unserer Heimat seltener wird, da das Pferd auf unseren landwirtschaftlichen Betrieben allmählich dem Traktor weichen mußte. Vor dem letzten Weltkriege begann diese Entwicklung sich bereits abzuzeichnen, aber erst nach dem Kriege, hauptsächlich in den „wirtschaftswunderlichen“ fünfziger Jahren, hielt der „Trecker“ einen totalen Siegeszug. Die ehemaligen Hufschmiede wurden zur Einrichtung von Werkstätten für Landmaschinen gezwungen. Aufn. Franz Enneking

Der Sonnenschein jetzt kommt herein
Und gibt der Welt ein'n neuen Schein."

Ostern bedeutet also ein Frühlingsfest. Die Herrschaft des Winters ist gebrochen, die Natur beginnt sich wieder zu erneuern:
„Nun dehnt und sehnt und regt's sich wieder,
Es keimt und sproßt am grünen Hag,
Aus vollen Zweigen klingt's hernieder
Vom lichten, deutschen Ostertag."

Neben der christlichen Hochfeststimmung sind deswegen im Brauchtum um das Osterfest Frühlingsbräuche und Wachstumsgedanken erkennbar, besonders im Osterfeuer und im Suchen und Verstecken von Ostereiern.

Osterbrauch und Osterfeuer

Uraltes Überlieferungsgut hat die Kirche fortentwickelt und neuformend weitergestaltet. Unsere Altvorderen stiegen am Ostermorgen die Höhen hinan und begrüßten jubelnd die aufgehende Sonne. Auf Bergen und Hügeln wurden abends große Holzstöße entzündet. Weithin loderten diese Osterfeuer. Jung und alt umsprangen das Feuer, Blumen und Heilkräuter wurden in die Flam-

men geworfen. Sie sollten Gesundheit im kommenden Jahr sichern und Fruchtbarkeit für die Felder und Wiesen im Sommer und Herbst bewirken.

Die Osterfeuer haben sich durch die Jahrhunderte erhalten, wenn auch ihr Brauch vielfachen Änderungen unterworfen blieb. Früher gab es in Norddeutschland viele Gemeindefeuer. Höhen, die für diese Feier ausersehen waren, tragen häufig Namen wie Oster- oder Paoskeberge (Osterberg bei Damme).

In Vechta waren früher die Nachbarschaften Träger des Osterbrauches. Dort brannten die Feuer noch vor 30—40 Jahren am Bullenbach, auf der Poggenburg, an der Piske und auf der Bleiche beim Krankenhaus.

Auf der Geest war die Zahl der Osterfeuer stets größer als in der Marsch, weil in jener Gegend das Material schwer zu beschaffen war. In einigen Orten wurden angebrannte Holzstücke aufbewahrt und im nächsten Jahre wieder in den neu errichteten Holzstoß gesteckt.

Der Brauch, am Osterabend ein Feuer zu entzünden, darf hierzulande nicht verschwinden. Das flammende Feuer am Abend des Ostertages ist Bekenntnis zum auferstandenen Heiland, dessen Licht und Glanz die Welt erneuert hat. Alle Heimatvereine und die Landjugend in unseren Städten und Dörfern sollten mithelfen, in jeder Bauerschaft, in jedem Dorfe Holzstöße zu errichten und am Osterabend abzubrennen. Besondere Aufgabe unserer Jugend muß es sein, daß dieser Brauch erneuert und, durch unsere christliche Auffassung geädelt, neu belebt wird.

Osterei und Osterhase

In allen Gegenden Deutschlands sind Osterhase und Osterei unzertrennlich mit dem Fest verbunden. Ebenso zahlreich sind dabei die Bräuche: Eiersuchen, Eierpicken, Eierschenken, Eierrollen, Spielen und Wettten mit bunt gefärbten Eiern.

Das Ei ist im Leben vieler Völker Symbol für neues Werden und neue Kraft, in ihm schläft künftiges Leben. „Das Ei ist eben

überall Lebensquelle an sich: es verkörpert ein neues Werden, die Entstehung des Lebendigen aus scheinbar Totem . . . , das alles in einer Zeit, da die ganze Natur aufkeimt und erwacht.“ (Becker). Daraus erklärt sich auch, daß dem Ei im Volksbrauch besonders wirksame Kräfte zugeschrieben wurden, in Saat und Äcker zur Wachstumsförderung vergraben, dem Vieh gegen Seuchengefahr unter das Futter gemengt, gegen Hagelschlag aufgehängt, bei Feuersbrunst in die Glut geworfen.

Der Brauch des Eierschenkens ist älter als das Christentum. Schon 772 vor Christus schenkte man sich in China beim Frühlingsfest (Kaltfleischfest) gegenseitig bemalte Eier. Auch in Persien und bei slawischen Stämmen war es Brauch, sich zum Frühlingsfest gefärbte Eier zu schenken (Rathgeber, Schmidt).

In christlicher Zeit weihte die Kirche Speisen wie Eier, Fleisch oder Brot. Seit dem 12. Jahrhundert ist erwiesen, daß das Ei



Neuzeitliche landwirtschaftliche Technik auf halbem Wege bedeuteten zeitweilig die eisernen Antriebsgöpel, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hierzulande im Zuge der ersten technischen Umrüstung allgemein verbreitet waren und von Pferden oder gar Kühen im Vorspann gezogen wurden. Über eine eiserne Welle erfolgte die Kraftübertragung auf die Tenne der Bauernhäuser, wo außer der Dreschmaschine weitere Maschinen wie Kornreiniger („Stufmöhlen“) und Rübenschnneider angeschlossen werden konnten. Hier ein solcher Göpel in Betrieb mit Kuhgespann, meistens bei kleineren Betrieben.

Aufn. Franz Enneking

durch die kirchliche Weihe besonders ausgezeichnet wurde. Schlicht gefärbte Eier, die Schüssel mit bunten Eiern, das Eierrollen und das Eierpicken gehören seit langem zum Osterfest und seinem Brauchtum. Nicht ursprünglich ist aber das Vielerlei, das in Eiform aus Zucker, Schokolade, Pappmasse und Steingut von unserer modernen Industrie hergestellt und oft mit schreienden Farben bemalt wird.

Nach dem Kinderglauben bringt der Osterhase die Eier. Dieser Glaube ist heute im deutschen Sprachgebiet allgemein verbreitet, jedoch nicht alt, und seine Herkunft ist noch ungenügend geklärt. Verbirgt sich im Osterhasen ein Symbol der germanischen Mythologie? Eine mißverständene Deutung des Ostergebildbrottes vom Osterlämmchen? Oder das erste Tier des Frühlings, das durch sein munteres Hüpfen und sein Hervorlugen aus dem ersten Grün des Frühlings unseren Vorfahren nach langer Winterszeit ein besonderes Zeichen war?

Das älteste Zeugnis für den Osterhasen stammt vom Oberrhein; im Jahre 1682 schrieb der Professor der Medizin Georg Frank in Heidelberg: „In Südwestdeutschland, in unserer heimatlichen Pfalz, im Elsaß und in den angrenzenden Gebieten wie auch in Westfalen heißen solche Eier die Haseneier. Man macht dabei einfältigen Leuten und kleinen Kindern weis, diese Eier brüte der Osterhase aus und verstecke sie ins Gras, ins Gebüsch usw.; man will sie von den Buben um so eifriger suchen lassen zum erheiternden Gelächter der Älteren“ (Schmidt, Hepding).

So können wir einen bunten Kranz von Sinnbildern und Bräuchen noch heute um das Osterwunder der Lebensauferstehung win-

den. Sinnvoll miteinander verbunden ist darin der Auferstehungstag, die Zeit der Erlösung, mit dem Aufsteigen der Sonne und dem Erwachen der Natur aus Eises Gewalt und Winterstürmen:

„Das ist die rechte Osterbeut',
Der wir teilhaftig werden,
Fried, Freude, Heil, Gerechtigkeit
Im Himmel und auf Erden.“

(17. Jahrhundert)

Literatur:

- Becker, Albert: Osterei und Osterhase, Jena 1937;
Freudenthal, Herbert: Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin und Leipzig 1931;
Hepding, H.: Ostereier und Osterhase, Hess. Blätter 26, 1927;
Herder: Der Große Herder, Band 6, Freiburg 1955;
Hoops, Heinrich: Sassenart, Niedersächsische Volkssitten und Bräuche, Bremen 1921;
Lauffer, Otto: Niederdeutsche Volkskunde, Leipzig 1917;
Rathgeber, Alfons Maria: Im Schatten des Dorfkirchleins. Ein Gang durchs Dorfkirchenjahr, Kempten/München 1923;
Schmidt, Philipp: Volkskundliche Plaudereien, Bonn 1941;
Strackerjan, C. F.: Beiträge zur Geschichte des Großherzogtums Oldenburg, Bremen 1837;
Strackerjan, Ludwig u. Willoh, Karl: Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 2. Auflage, Oldenburg 1909;
Schott: Meßbuch der heiligen Kirche, 37. Auflage, Freiburg 1934;
Wörterbuch der Deutschen Volkskunde, Stuttgart 1955.

Osterfeier

zu Beginn des vorigen Jahrhunderts

(Nach einer Darstellung von Carl Heinrich Nieberding, Lohne, aus dem Jahre 1837)

Brauchtum ist das Verhalten einzelner Menschen oder Gruppen, das durch Überlieferung festliegt, in der Gemeinschaft verbindlich ist und bei ähnlichen Gelegenheiten in gleicher Form wiederholt wird. Im Brauchtum handelt die Gemeinschaft, sie ist primär; der Brauch wächst aus dem Leben der Gemeinschaft, er ist deshalb sekundär.

Neue Gemeinschaften fordern neues Brauchtum. Dieses aber erhält nur Leben, wenn die Gemeinschaft eng gefügt und geschlossen bleibt.

Die Gemeinschaften waren in alten Zeiten räumlich eng begrenzt und abgeschlossen, so in der Nachbarschaft, der Bauerschaft, dem Dorfe oder in Berufsgruppen (Innungen) und Vereinen (Schützenvereine). Je enger und abgeschlossen die Gemeinschaft, desto fester und verbindlicher war das Brauchtum, das sich oft über Jahrhunderte gehalten hat. Mochte auch der Sinn für den Inhalt verlorengehen, die Form blieb.

Mit der Zunahme des Verkehrs, dem Wechsel in der Wirtschaft und Arbeitsweise,

sowie durch die wachsende Industrialisierung wurden alte Grenzen der Gemeinschaft gesprengt, und viele Gruppen aufgelöst. Das Brauchtum blieb nicht mehr verbindlich. Es ging in vielen Fällen unter oder wurde zur Vorführung und zum Schauspiel.

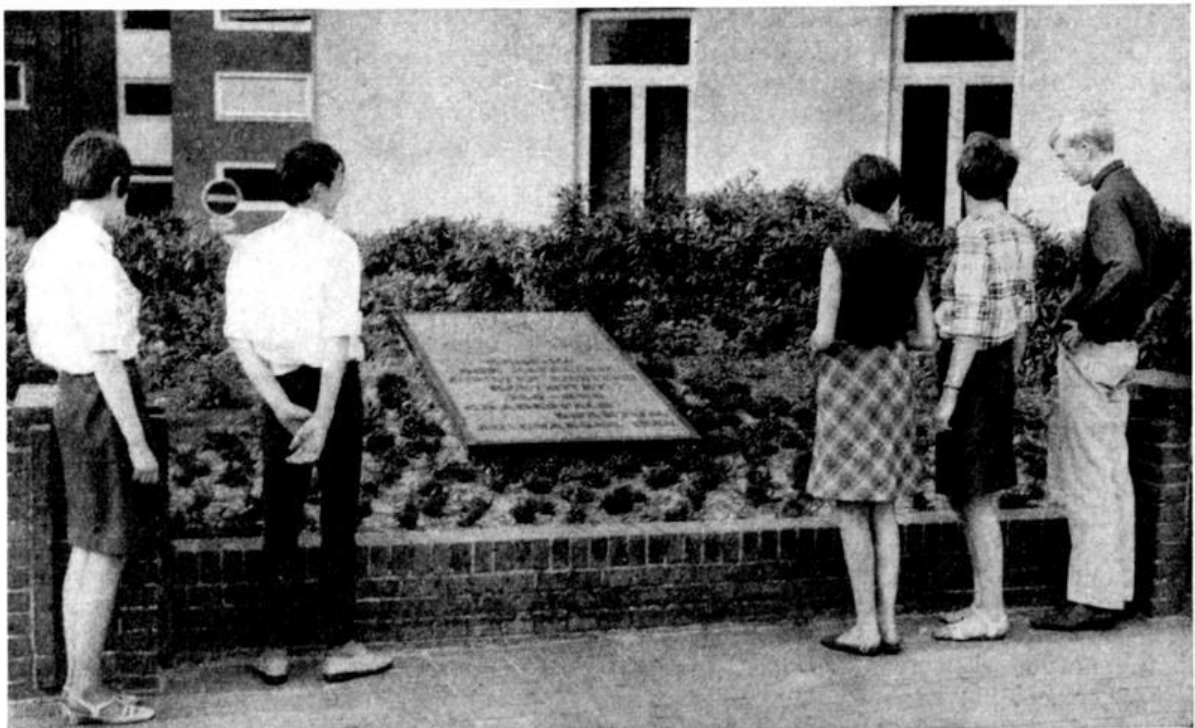
Auch das Osterfeuer hat im Laufe der Jahrhunderte seine Ursprünglichkeit verloren (vgl. den vorhergehenden Artikel). Wir besitzen aus alter Zeit noch Darstellungen vom Abbrennen der Osterfeuer.

Der Gemeinheitskommissär Nieberding aus Lohne hat im Jahre 1837 in den „Beiträgen zur Geschichte des Großherzogtums Oldenburg“, herausgegeben von Oberamtmann Christian Friedrich Strackerjan, in einer Abhandlung zur Geschichte des Christentums in den Kreisen Vechta und Cloppenburg über die Religion unserer Vorfahren vor der Einführung des Christentums berichtet. Im 4. Abschnitt (S. 75 ff) behandelt er die vorchristlichen Opfer, mit denen nächtliche Festmahle und Freudenfeiern verbunden waren. Eins dieser Freudenfeste fand nach Nieberdings Darstellung zur Osterzeit statt. Dabei brannten Feuer.

Im folgenden werden die Ausführungen ohne Kommentar wiedergegeben, obgleich Einzelheiten der Darstellung dem Stand der

heutigen Forschungen nicht genügen. Die Beschreibung der Osterfeuer gibt uns ein Bild vom Ablauf des Osterbrauchtums in unserer Heimat zu Beginn des vorigen Jahrhunderts und früher. Im 1. Abschnitt zieht Nieberding lateinische Quellen (Tacitus, Plinius) heran:

„Ihr erstes und zugleich ihr größtes Freudenfest wurde um unsere Osterzeit gefeiert, der Hertha, Ostara, zu Ehren, wenn diese nach dem rauhen nordischen Winter sich wieder verjüngte. Mit demselben fing zugleich das neue Jahr an, und an demselben wurden die jährlichen Gemeindevorsteher gewählt, Jünglinge bewehrt gemacht und neue Gemeindemitglieder aufgenommen. Es war daher ein Fest, welches in jeder Gemeinde gefeiert wurde, und sich nach dem Namen Eostra oder Ostara, wie die Erde nach den verschiedenen Mundarten genannt wurde, in unserem Osterfeuer noch zum Teil erhalten hat, und wovon unsere Osterberge noch den Namen führen. Eine Beschreibung der Osterfeuer, wie sie noch in einigen Orten in Gebrauch sind, mag dazu dienen, sich von den Festen unserer Vorfahren eine Vorstellung zu machen, in dem man sich, anstatt der christlichen Gesänge, heidnische, und, anstatt des Umgangs um die Kirche, die



Gebeine der ältesten Christen Emsteks, bestattet 780—840, Gräberfeld Drantum, Ausgrabung 1964*, so steht auf dem Gedenkstein zu lesen, mit dem die Gruft für die Gebeine geschlossen wurde, die von der Fundstelle nach Emstek gebracht und dort vor der Pfarrkirche neu beigesetzt wurden.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Grenzbegehung, Ambarvalia, denken muß. Den Beschluß dieser Feste machten dann wohl Gelage von Bier, welches von den neu gewählten Vorstehern, aufgenommenen Mitgliedern und wehrhaft gemachten Jünglingen gespendet wurde.

Am Abend des ersten Ostertages, wenn der Mond in seinem vollem Lichte über den Horizont hervorgetreten ist, wird ein von der versammelten Gemeinde auf dem Osterberge zusammengebrachter Holzstoß angezündet. Um diesen bilden die verheirateten Hausväter (bei unseren Vorfahren die stimmfähigen Gemeindemitglieder) einen engen Kreis und schützen gleichsam das Osterfeuer. Während dessen ziehen Jünglinge und Jungfrauen in einem weiten Kreise, geistliche Lieder zur Ehre der Auferstehung singend, dem Laufe der Sonne nach, um dieselben herum und harren des Zusammenstürzens des Feuers (früher der Beendigung der Wahl). Ist der Holzstoß ausgebrannt,

dann läuft alles hinzu und bildet an beiden Seiten eine Gasse. Je zwei und zwei Jünglinge nehmen ein Mädchen zwischen sich und stellen sich so in einer Reihe hintereinander; dann durchlaufen sie die Gasse mehrmals, und lassen die Mädchen, die sie an den Händen gefaßt haben, über das Feuer springen, indem sie selbst neben demselben hinlaufen. Ist endlich das zusammengeschürte Feuer ausgebrannt, dann zieht die ganze Versammlung im feierlichen Zuge, geistliche Lieder singend, zur Kirche und dreimal um dieselbe, womit sich dieses Volksfest endigt.

Ebenfalls laufen in der Abenddämmerung desselben Tages Knaben mit brennenden Strohbindeln über Kornfelder, um dadurch Fruchtbarkeit für dieselben zu erwirken, vielleicht eine Nachahmung der Fackeln von Kienholz, deren unsere Vorfahren sich bedienten, und ein Überbleibsel der Idee, von der Ostara ein gesegnetes Jahr zu erstehen."

Franz Kramer

Visbeker Schulen und Lehrer — vor 60 Jahren —

Die Schulgemeinde Visbek bestand vor 60 bis 65 Jahren aus mehrklassigen Schulen in Visbek, Rechterfeld, Hagstedt und Norddöllen, sowie aus einklassigen Landschulen in Endel, Varnhorn und Hogenbögen, zu denen wenige Jahre vor Ausbruch des ersten Weltkrieges noch die neue einklassige Schule in Wöstendöllen hinzukam. Die Schule in Varnhorn war 1903 gebaut und in Betrieb genommen worden, die Schule in Hogenbögen etwa fünf Jahre später. Die Schulkinder aus den Bezirken Hogenbögen und Varnhorn besuchten um das Jahr 1900 hauptsächlich die Kirchdorfsschule in Visbek, ein Teil der Varnhorner Kinder ging nach Endel zur Schule.

Die Schulen in Visbek, Rechterfeld, Hagstedt und Norddöllen waren drei- bzw. zweiklassig. Die geistliche Schulaufsicht führte damals Pfarrer August Zerhusen, gebürtig aus Lohne, der von 1887 bis 1920 Pfarrer in Visbek war und dessen Andenken bei der älteren Generation noch heute in hohen Ehren steht. Der sog. Schuljurat für die Schulen der Gemeinde Visbek war Eberhard Bellersen in Visbek, Gemeindevorsteher war Batke. Der Schuljurat zahlte u. a. die Lehrergehälter sowie die Unterhaltungskosten für die Schulachten aus.

Das Oldenburgische Schulgesetz vom Jahre 1910 brachte einige Änderungen in den Ver-

pflichtungen und Aufgaben der Schulträger.

Aus persönlicher Erinnerung und mit Hilfe mündlicher Überlieferung von noch lebenden Lehrerveteranen seien nachstehend die Namen der Lehrkräfte aufgeführt, die vor etwa sechzig Jahren und darüber bis zum Jahre 1914 in den Schulen der Gemeinde Visbek tätig waren.

An der Schule in Visbek wirkten nacheinander die Hauptlehrer K r e y m b o r g und R u h o l l. Nachdem Hauptlehrer Ruholl als Schulleiter nach Goldenstedt gegangen war, wurde Caspar O s t e r k a m p sein Nachfolger. Als weitere Lehrkräfte waren in Visbek tätig: Lehrer August F a n g m a n n, später Hauptlehrer in Hagstedt, sowie Lehrerin Elisabeth S t u k e n b o r g und 1914 Lehrer Georg F o r t m a n n, später Schulleiter daselbst.

In Rechterfeld wirkten Schulvikar Franz K r ü m p e l m a n n als Schulleiter, ferner nacheinander Lehrer F r i t z S u h r e n b r o c k, Lehrer Heinrich N i e m ö l l e r von 1908 bis 1913 und Lehrer Gerhard K r ö g e r von 1913 bis 1914. Vikar Krümpelmann war Nachfolger des unvergeßlichen Kaplans Hermann W a l l e n h o r s t, der am 24. April 1901 beim Brande der Kaplaneiwohnung in Rechterfeld ums Leben kam. Schulvikar Krümpelmann ging später als Vikar nach





Altes heimisches Schulhaus im Museumsdorf zu Cloppenburg

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Lohne. Lehrer Heinrich Niemöller kam im Jahre 1913 als erster Hauptlehrer an die neu errichtete einklassige Schule in Emstekerfeld bei Cloppenburg, wo er über vierzig Jahre tätig war. Er lebt heute im Ruhestand in Cloppenburg. Nachfolger von Heinrich Niemöller an der Schule Rechterfeld war Lehrer Gerhard Kröger von 1913 bis 1914. Er stammte gebürtig aus Essen (Oldb) und war vorher Lehrer in Peheim. 1914 kam Lehrer Albert Kettler an die Schule in Rechterfeld, der aber bald Soldat wurde und am 1. Juni 1915 in Rußland fiel.

An der Schule in Norddöllen war Hauptlehrer Theodor Klinker tätig als Schulleiter. Lehrer in Norddöllen waren ferner nacheinander Clemens Meyer und Caspar Osterkamp. Lange Jahre an der Schule in Hagstedt wirkten Hauptlehrer Theilmann und nach ihm Hauptlehrer August Fangmann, der vorher Lehrer in Visbek war und später seinen Ruhestand in Cloppenburg verbrachte.

Lehrer in Hagstedt war von 1905 bis 1910 Joseph Bixschlag, später Hauptlehrer in Bokern, gefallen 1916. Dessen Nachfolger

in Hagstedt war Lehrer Ludwig Kallage von 1910 bis 1914, gefallen 1916. Vorübergehend tätig an der Schule in Hagstedt war Lehrerin Adelheid Egberts, gebürtig aus Jever.

An der einklassigen Schule in Endel wirkte Hauptlehrer Clemens Moorkamp, der später an die neu eingerichtete Schule in Hogenbögen ging. Auf Clemens Moorkamp folgte in Endel der Hauptlehrer Gregor Frye, gebürtig aus Oythe, zuletzt Schulleiter in Nordlohe.

Erster Lehrer an der neuen Schule in Varnhorn war Hauptlehrer Julius Brüggemann, gebürtig aus Lutten, und zwar von 1903 bis 1914. Sein Nachfolger wurde Hauptlehrer Gerhard Kröger, der 1916 gefallen ist.

An der neu eingerichteten Schule in Wöstendöllen wirkte als erster Lehrer der Hauptlehrer Fritz Suhrenbrock, später Schulleiter in Hemmelte und Vahren, gestorben in Cloppenburg, wo er seinen Ruhestand verbrachte.

Hermann Brüggemann

Dei Krüzhoff

Vör länger Jaohr'n besöchde ick mien olen Unkel. Hei wör all in'e achtzig, aower noch krägel un gesund. As wi s'aowends tauhope-seeten un us wat vertellden, do segg hei: „Ick weit jo, dat du geern in ole Papiern kraomen deiht! Nu heff ick annerlessen so'n olen Kuffer köfft. ANNO DOMINI 1737. Bur Jans wull'n an'n Keerl verkopen, dei up sücke olen Saoken löpp. Do dachde ick an di, un hei heff'n mi verköfft.

In dat Schuffack van den Kuffer leegen ole Papiern. Bur Jans sä: „Dei stäk man in't Für!“

„Dat hest du doch woll nich daohn, Unkel“, sä ick.

„Ne, ne, dat heff ick nich! Ick kunn sei jo nich läsen un wull sei di wiesen.“

„Wor is dei Kuffer?“ frög ich un stünd up.

„Up'n Bäön'n“, sä Unkel, „man dor is kien Lucht! Täuw man bit moorn fräuh.“

As't Dag wör, seet ich up'n Bäön vör den olen Kuffer. Wat'n Glück, dat dit schöne Warkstück nich in'e Welt gaohn wör. Dei Meister, dei den Kuffer maakt har, wör lange vergäten. Sien Wark stünd vör mi, as wenn üm kien Tied wat andau'n kunn.

Ich börde den Deckel van den Kuffer up. Do seeg ick, dat Schuffack, wor Unkel van snackt har, wör uttrocken, un dei Papiern leegen unnen in'n Kuffer. Ick stünd'n Tiedlang in Gedanken.

Dat wör immer so, wenn ick ole Papiere vör mi seeg. Ole Papiere vertellt van Menschen, dei all lange in'e Ewigkeit sünd. Menschen as du un ick wörn dat. Ehr Läwen un dei olen Tieden läweden mit dei Papiern wär up; faoken uck dat, wat sei vör frömmen Ogen nich seihn laoten harn und wat nu tau Dag köm.

Ick greep in den Kuffer nao dei olen Papiern. As ick in'n eersten Ogenblick seeg, kunnen dei mehrsten up dat Ankieken teuwen. Ganz unnen in'n Kuffer aower leeg tausamenrullt en Bund Bläör van gäl Papier. Ick mök dei Rulle aopen.

Do lees ick up dat eerste Blatt: DER VÄTER SCHULD RÄCHT DER EWIGE! NOCH AUF KINDES KINDERN LAG SCHWER SEINE HAND! ABER DER HERR HAT SICH IHRER ERBARMT!

Wat har ick dor funn'n? Ick settde mi up den Kuffer und fünk an tau läsen: Un lees un lees . . .

Wat dor wedder lebennig wörd, greep mi an't Hart: Wor'n Mensk upstaohn wör kägen usen Härgott, wo hei tau Grunne günk. Unschüllig Blaut möss sien Schuld drägen. „Aber der Herr hat sich ihrer erbarmet“. Gott Dank wör disse Dag kaomen — — —

Wenn Bur Jans wüßt har, wat för Papiern in den olen Kuffer leegen, har hei se wull nich liggen laoten!

Unkel röp mi: „Dat is Middag“.

As ick in sien Staowend köm, frög hei: „Na, wat maakt dei olen Papiern?“

„Unkel“, sä ick ernst un wiesede üm dat Bund gäle Bläör, „ick mott di glieks wat vertellen!“

Nao Middag vertellde ick üm dei Geschichte, dei üm uck hart packede. Väl, väl länger as hunnert Jaohr har'n dei Papiern in den olen Kuffer lägen. Vielleicht har'n Geislick dei Geschichte upschräwen.

As ick utvertellt har, seg Unkel: „Well usen Härgott in'e Hann'n fällt, den kann dei ganze Welt nich helpen! Man up sowat wör ick in den olen Kuffer nich vermaut wäsen.“

Läöter heff ick dei Geschichte upschräwen. Un dit is sei:

*

Lünkerhand vör dat Dörp leeg dei grote Burnhoff. Dat Hus wör all olt, aower gaut instann'n. Mehr as hunnert stäwige Eiken stünnen üm dat Hus un dei groten Schürn. Man kunn seihn, dor wör Wollstand. Vanne Straoten günk'n breiden Weg nao'n Hoff.

Unner dei eersten hoogen Eiken stünd'n Krüz. Dei Korpus wör all olt. Dei Meister, dei dat Hus baut har, mögg uck dissen Korpus woll snitzt hebben. Man sä, hei har dat Gesicht van den olen Burn, dei dat Hus bauen laoten har. Aower dat wör woll man bloß Lüesnack . . .

Bur Harm, dei mit sien Familge up'n Hoff seet, har'n wat sonnerbaor Wäsen. Hei wör stolt. Wat hei wull, güllt. Kien Mensk, uck dei Pastor nich, kunn sien Willen ännern. Sien Hürlüe güngen üm ut'n Wegg. Hei wüß dat, aower dat kümmerde üm nich. Sei har'n dat





Das berühmte Steinkreuz am Ausgang zum Bentheimer Schloß. Diese ungewöhnliche Darstellung aus frühesten Tagen unseres heimischen Christentums ist nach Herkunft und Bedeutung, abgesehen von der kunstgeschichtlichen Einordnung, immer noch umstritten. Sie wurde vom Volke als so merkwürdig empfunden, daß sie als „Herrgott von Bentheim“ volkstümlich und auch den Hollandgängern des Oldenburger Münsterlandes allgemein bekannt wurde.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

nich leip bi üm, uck dei Densten nich, aower sei mössen aals so maoken, as hei't wull.

Bernd, sien Ollsten, wör üm dot in't Hus bröcht woorn. Dei wör in'e Bäke verdrunken. Bur Harm har sick dor lange nich in finnen kunnt. Aale up'n Hoff har'n dor ünner läen.

Jan, sien tweitöllste Jung'n, schull nu dei Arwe un Bur up'n Hoff weern. Hei wull dat nich. Hei wull Dokter weern.

Man Bur Harm löt kien Woort van üm gell'n: „Dei Hoff mott'n Arwen hebben, Jan, un du bist dat, basta!“

Dei Wichter tellden bi üm nich. Sien beiden Döchter güng'n ut'n Huse, so drocke sei man kunnen, un Bur Harm geef ehr'n gaude Utstür mit.

Bur Harm sien Frau wör all lange dot. Sei wör bi dat jüngste Wicht storwen, un uck dorin kunn Bur Harm sick nich finn'n.

Sien Mauder, dei all in'e achtzig wör un an'n Stock güng, läwede up'n Hoff. Sei seeg noch aals klaor. Man wenn sei Bur Harm uck sä, hei möß sick ünner Gottes Hand bögen, hei wull nich.

Jan, dei den Hoff arwen schull, har up'e hoogen Schaulen in'e Stadt väl lehrt, wat'n Bur nich wäten brukde. Aower sien Glowen har hei man verlorn. Un'n Bur, dei kien Glowen heff un mit usen Härgott nich up Du un Du steiht, dei kann nich Bur wäsen. Dei Bur bruukt Gottes Sägen Dag un Nacht, in'e Saottied und in'n Arn'n.

Jan sien Hart stünd nich nao'n Bur. Doch hüllt üm dei grote rieke Hoff. Sönndaogs günk hei nao Karken hen, aower hei dachde: Laot dei Ole man eerst dot wäsen! Af un an sä Jan eis'n Woort, wat Bur Harm naodentlich weern löt, aower hei dachde, dat sünd Snäcke baowen Harten weg.

In'n Kraug wörd Jan faoken wat dütlcker, un dei Lü trücken sich van üm trügge. In sien Ogen stünd kien gaut Licht. „So stell ick mi Düwelsogen vör“, sä dei Kulengräöwer eis in n Kraug, als Jan gaohn wör.

Bur Harm wörd dat vertellt, un dei Kulengräöwer schull afsett't weern. Dor köm Bur Harm aower nich mit dör un dat pierde üm.

Jan wull den Wegg van'e Straoten nao'n Hoff breider maoken. „Dat brukt nich“, sä Bur Harm, „un dat geiht uck nich! Dor steiht doch dat ole Krüz.“

„Dat Krüz, dat Krüz“, lachede Jan, „dat mott up'e Dur doch weg!“

„Wat? Dat steiht all hunnert Jaohr dor! Dat bliff dor staohn“ segg Bur Harm, „un dormit basta!“

Jan schweeg, slög dei Dörn achter sick tau un günk nao buten.

„Wat schall dat mit Jan weern, wenn hei Bur ist, Harm?“ frög dei ole Mauder.

„Use Härgott heff mi den Ollsten naohmen, un ick hebbe kien annern Arwen als Jan“, sä Bur Harm.

„Dat giff'n Unglück“, mennde dei ole Mau-
der ernst.

„Och wat, Wiewersnack“, sä Harm, „Jan
stött sick dei Hörn noch af!“

„Sien Hörn sittet in't Hart', röp üm sien
Mauder noa, aower Bur Harm hörde dat nich
mehr. Dei ole Mauder seeg deiper. Sei seeg
dat böse Für in Jan sien Ogen un hörde dat
böse Lachen, wor ehr vör graude.

Wanners har Jan Hochtied. In'n Dörpe har
üm kien Wicht wullt. Dor wör so sonnerbaor
aower üm snackt. Jan haolde sick'n Burn-
dochter van wiet her. Sei wör düchtig. Dat
möss'm seggen. Man sei brukede väl Staot.

Bur Harm paßde dat nich, aower hei kunn
nicks maoken.

„Twei Kinner sünd naug“, sä Jan, un dei
junge Frau mennde: „Mehr als naug!“ Un
mehr as zwei kreenen sei uck nich.

Dei Öllste wör'n Jungen, dei nich nao Opa
Harm dööpt wörd. Hei kreeg den Naomen
Fritz, dei Dochter den Naomen Margret.

Bur Harm agerde sick, dat sien Woort
nich mehr so gült as freuherstied. Harm sien
Mauder seet dei jungen Frau in'n Wegg,
aower disse har vör dei klaoren Ogen van
dat Mäüderken bannigen Respekt.

Dei lütke Margret wör twee Jaohr olt, as
Bur Harm störf. Binnen drei Daoge wör hei
gesund un dote. Hei wör nich verseihn worn,
wenn nich sien ole Mauder den Knecht nao'n
Pastor henkrägen har. Jan un dei junge
Frau har'n sick nich seih'n laoten. Dei Nao-
wers dö'n Hülpe, as't Bruuk wör, aower dei
junge Bur gefüllt ehr nich.

As dei Pastor nao dei Dodenmisse nao dei
Pastoraot günk, wör hei in deipe Gedanken.
Hei seeg Unglück kaomen. Hei wüß, wo't üm
Jan stünd, und har all versöcht, dat Is üm
sien Hart uptaubräken. Jan har'n latinsk
Woort as Antwort gäwen. Dat har dei Pastor
noch kienen äöwersett't: Ich kann ihn nur
Gott, den er leugnet, empfehlen, und seiner
Barmherzigkeit, die er so nötig hat, dachde
hei un bangde vor dat, wat kaomen möß.

Bur Harm leeg noch kien acht Daoge up'n
Karkhoff. Bur Jan wull nu ut den Staowend,
in den Bur Harm sien Mauder ehr'n Lähn-
stauhl har, dat Krüz vanne Eckboort nähmen.
Do stuffelde dei ole Mauder an'n Stock up
üm tau: „Laot da Krüz staohn!“

„Dat schall ut mien Staowend herut“, sä
Jan frech.

„Wat wullt du? Usen Härgott ut'n Hus
smieten? Versünnige di nich!“

„Wiewergequak“, lachede Jan.



Der „Philosoph“. Mit ruhiger Gelassenheit blickt der knorrige Bauersmann, massiv aus einer eichenen Giebelbalken-Stütze geschnitzt, über Land und Zeittläufte. Wir fanden die eindrucksvolle Schnitzerei am Seitengiebel des Hofes Ellerbrock in Nellinghof, der im Jahre 1956 nach Plänen des Architekten Hermann Büld, Damme, renoviert wurde. Sie entstammt den geübten Händen von Meister Heinrich Star mann, Nellinghof, dem bedeutendsten derzeitigen „Schnittker“ unserer Heimat, dessen Arbeiten an vielen Häusern, aber auch in Gestalt von Hof- und Feldkreuzen anzutreffen sind.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Dei ole Mauder keek üm an un sä ganz
langsam: „In di is woll dei Satan? Man ick
segge di, röögst du dat Krüz in mien Stao-
wend an, treck ick van'n Hoff, stelle mi anne
Straoten un rop dien Schann'n ut!“

Jan sä nicks, dreihde sick üm un slög dei Dör tau. Dei ole Mauder kunn üm dann up'e Daol deuwel'n hör'n. In ehr'n Staowend aower köm Jan nich wär.

Drei Daoge läöter wüssen sei in'n Dörpe van Jann sien Schann'n. „Hei wull den Härgott ut'n Hus smiten“, günk dat van Hus tau Hus. Un dei Lue wüssen uck, dat bi Jan an'n Diske nich mehr bäet wörd.

Naohn paor Sönndaoge wör Jan uck nich mehr in'e Karken. Dei Densten wull'n in so'n Hus nich bliewen. Jan haolde sick annere van wiet her, dei woll gaut arbeiten kunnen, aower dei Karken nich eis van buten ankeeken.

Jan sien junge Frau wull üm in'e eersten Tied noch wat stürn. Hei löt sick nich stürn un wull uck dat Krüz vör'n Hoff weghebb'n. Dei junge Frau kreeg'n Schreck: „Jan, dat kann use Härgott sick nich beien laoten, wat du wullt! Maok us doch nich aale unglücklich!“

Jan löt sick nicks seggen. Dat ole Krüz vör'n Hoff schull weg. As hei den Timmermann röp un üm sä, hei schull mit sien Lue dat Krüz vör'n Hoff wegmaaken, frög dei Timmermann: „Wor schall ick't wär hensen?“

Jan lachede: „An kien anner Stä up mien Hoff un uck nich in mien Esk.“

„Bewaohre Gott“, rööp dei Timmermann, „dann röge ick dat Krüz nich an, un dat deiht kiene in't Dörp.“

„Dat will'ck doch seihn“, snaude Jan. Do schulln sien Hürlue dat ole Krüz wegmaaken, man kiene wull'n Hand rögen. Jan wörd dull un butt, man dat hülp üm nich.

„Dann haol ick Handwarker ut'e Stadt“, sä Jan, hei kunn sien Hürlue nich missen un günk in't Hus.

Dat wör'n warmen Dag so Midde Juni. Dei Densten kömen van't Heien. As Jan inne Käöken köm, stünd Bur Harm sien Mauder inne Staowendör. Jan slög dat Für in't Blaut: „Wat wullt du?“

Do keek dei ole Mauder üm lange an un sä: „Dat fraog ick di! Wat wullt du? Du wullt nu dat ole Krüz van'n Hoff smieten?“

„Dat maok ick as ick will“, segg Jan.

„So, as du wullt?“ Schäme di! Hest du usen Härgott nich mehr nödig?“

„Ne“, sä Jan hart.

Dei ole Mauder stünd stief un keek üm an. Van buten hörde man dat Grummeln un dat Lecht wörd weniger inne Käök.

„Jan, versünnige di nich!“, röp dei junge Frau.

„Wief, swieg stille“, bölkede Jan, „ick bruuk den Härgott nich!“

Dat wörd stille in'e Käök. Daor hörde man dei olen Mauder ehre klaore Stimme: „Jan, hef dei Satan di ganz ünner?“

Sei har dat Woort noch nich utseggt, as dei Käöken vull Für wör. Van buten hörde man'n harten Slagg, un dat Grummeln brök herdaol, dat dat Hus bäwerde.

„Gott spreck!“, röp dei ole Mauder.

Dei annern löpen nao buten: „Dat heff inslaogen!“ Do har'n sei't uck all funn'n. Dei hooge Eiken, dei bi dat ole Krüz stünd, wör van'n Blitz van baowen bit unnen upkellert woorn.

As sei noch doräower snackeden, lusterden sei nao buten. Dor günk'n Haogelslag daol, dat dei Ruten kläöterden.

„Mein Gott“, sä dei junge Frau, „use schöne Roggen.“

Jan kneep dei Tähn'n tauhope un sä nicks.

„Bur, us ganze Esk ligg platt“, köm dei Grotknecht inlopen.

„Laot üm plattliggen!“ Jan stünd up un günk nao dei Butendörn: „Un dat ole Krüz kummt doch weg!“

Hei günk nao buten un slög dei Dör'n achter sick tau.

Kienein sä wat inne Käök. Angst seet ehr in't Hart. Inne Staowend seet dei ole Mauder. Ehr löpen dei Traon'n äöwer dei bleiken Backen. Sei foolde dei Hann'n un keek nao dat Krüz up'e Eckboort: „Härgott, erbarme di äöwer üm un us.“ Dat bae'de sei immer wär . . .

Bur Jan stünnd vör sien Esk. Sowiet hei kieken kunn, leeg dei schöne Roggen platt. An dei annere Siet seeg hei, dat dei Burn in den Gestrich man wenig Schaoden har'n.

„Wenn dei in'n Dörpe meent, ick gaoh nu inne Knei, dann hebbt sei sick verseihn“, iwerde hei un keek dat ole Krüz mit böse Ogen an, as hei in't Hus günk.

Drei Daoge läöter kömen Handwarker ut'e Stadt. Sei gröwen dat ole Krüz ut un lä'n dat an'e Straoten daol. Dor leeg't nich mehr up Bur Jan sien Grund. Hei har den Härgott van'n Hoff wieset.

Dei Dörper hörden dat un haolden dat ole Krüz af, üm dat up'e anner Siet van't Dörp in'n Esk tau setten. Bur Jan har kien'n Frönd mehr in'n Dörp.

As Pastor Bur Harm sien Mauder besäuken dö, wull hei uck Bur Jan spräken. Dei wiesede üm van'n Hoff. Man dei Pastor köm wär, as dei ole Mauder verseih'n weern schull. Dei Schann'n üm dat Krüz har ehr dat Hart braoken.



Heimische Heuerhandlandschaft bei Lohne (Hopen)

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Dei junge Frau wör lange bi dei ole Mau-
der inne Kaomer wäsen. Sei har, as dei
Mauder storwen wör, dat Krüz vanne Eck-
boort in'n Staowend naohmen un in'n olen
Kuffer inslaoten. Man wenn Jan nich in Huse
wör, bäede sei mit dei beiden Lütken.

Use Härgott aower wiesede, dat hei noch
Herr up'n Hoff wör. Jan sien Arn'n wör hen.
Läöter kreeg hei dei Süke in'n Veihstall. Dei
halwe Bestand günk üm in. Do möß hei'n
suren Wegg gaohn inne Stadt un seihn, dat
hei Geld kreeg.

Dei Last wörd nich minner, sei wörd mehr.
As dat Früjaohr köm, wörd dei lütke Mar-
gret krank. Acht Daoge stünd dei Doot an
dat lütke Bedde. Dan nöhm hei dat un-
schüllige Kind mit in'e Ewigkeit.

Jan günk mit'n düster Gesicht dör't Hus.
In sien Harten aower rögede sick nicks.

Dei junge Frau wüß, dat sei nu'n swor
Krüz up'e Schullern drög. Sei leeg faoken
up'e Knei un röp usen Härgott an, dat hei
ehr doch ehr'n Jungen löt. Sei mennde, sei
möß immer bi üm wäsen. Dei Angst günk
ehr nich ut'n Harten. So günk dat Dag för
Dag. Wenn sei s'nachens upwaokede, stünd
sei sinnig up un keek nao den Jungen.

Uck üm Jan har sei Angst, aower sei sä
üm kien Woort mehr van dat, wat ehr so
swor up'n Harten leeg. Sei har dat eis ver-
söcht, do wör Jan so butt woorn, dat ehr
noch dei Gräsen äöwerlöpen, wenn sei d'ran
dachde. Sei drög ehr Krüz un sei sä sick
faoken, dat sei uck mit schüllig wör. Wo
schull dat Läwen up'n Hoff wiedergaohn?
Düster wör dei Tied, dei vör ehr legg.

Dei Pastor, den sei stillken eis besöcht har,
har sick äöwer ehr verwunnert. Wat kiene
mennt har, use Härgott har den Hoff doch
dei junge Frau gäwen, dei dat harte Krüz
annöhm un drög. Pastor sprök ehr Maut
tau, un dei junge Frau geef sick un Jan in
Gottes Hann'n.

So güngen dei Daoge hen. Man seeg, dat
kien Sägen mehr up'n Hoff wör, wat Jan
uck arbeiden dö. Hei wull dei Dörper wiesen,
dat hei aals mit Arbeit dwingen kunn un
usen Härgott nich brukede. Aower in sien
Hart wörd hei wisse, dat hei't nich dwingen
kunn.

Dei ole Wollstand günk van Jaohr tau
Jaohr trügge. Dei Schuld wörd mehr. As in'n
Arn'n dat Körn nich schäpelde, löt hei den
Dösk up'e Daol liggen un günk in'n Kraug.
Nachts köm hei besaopen in. Dat har hei
anners nich daohn. Un hei söchde nu fäöke-
ner bi'n Brannwien sien Trost. Dat wör'n
neiet Krüz för dei junge Frau.

Dat anner Jaohr up'n Karfreidag wull
Bur Jan mit'n Spann junge Pär in't Naower-
dörp fäuern. Dor dröp hei kiene ut sien
Dörp. Dor kennden üm uck nich väl Lüe.

Sien junge Frau: „Blief doch vandaoge in
Huse, Jan!“

„Vandaoge jüst nich!“

„Jan, dann nimm nich dat Spann junge Pär,
nimm dat Spann ole Pär! Dei Grotknecht
heff mit dei jungen Pär Last genau hat, as
hei nao dei Mäöhlen wör.“

„Dei Rackers dwing ick, dat will'ck jau
wiesen!“, lachde Jan un günk nao buten.

Dei Grotknecht hülپ üm, dei Pär an-
spann'n. Jan sprünk up'n Ledderwaogen un
nöhm dei Lie'n. „Jüh!“, röp hei un knallde
mit'e Swäpen.

Kiene kunn naohher seggen, wo't kaomen
wör. Dei jungen Pär löpen flüsk! Bi dei
lesten Eiken an'n Wegg flög Jan van'n
Waogen un slög hart up'n Grund!

Dichte bi dei Stä, wor dat ole Hoffkrüz
staohn har, leeg Jan as dot — — —

Dei Grotknecht löp in't Hus: „Frau, dei
Pär löpen flüsk, dei Bur flög van'n Waogen.“

Dei junge Frau wörd bleik as dei Wand:
„Dat is use Härgott sien Hand!“

Sei löp nao dei Stä, wor Jan leeg. Hei
wör nich bi Verstand, aower dat Hart slög
noch. „Haolt drocke den Pastor!“, röp sei
den Grotknecht tau.

Dann drögen sei Jan in't Hus un lä'n üm
up sien Bedde. Dei junge Frau bäwerde vör
Angst.

„Härgott, erbarme di“, bäede sei un wrüng
dei Hann'n.

Do rögede Jan sick. Sei löp an't Bedde. Jan
keek ehr grot an mit klaore Ogen. Hei wull
wat seggen, aower hei kreeg kien Woort
herut. Dann sackede hei trügge un leeg still.

„Jan! Jan“, schreide dei junge Frau up.

Do köm dei Pastor. Hei wör ernst. Dei
junge Frau seeg, dat üm Traonen aower dei
Backen löpen. Hei günk an't Bedde. „Tau
laote!“ Dat Woort stünd in dei stillen
Kaomer . . .

Pastor kreeg aale, dei inne Kaomer kao-
men wörn, nao buten hen un sä dann tau
dei junge Frau, dei mit'n steinern Gesicht an
Jan sien Bedde seet:

„Gott ist barmherzig. Er will nicht den
Tod des Sünders, sondern daß er lebe. Der
Tote hat in seinem Leben sich schwer am
Herrgott versündigt, aber auch diese Sünde
kann vergeben werden. Wir wollen hoffen,
daß Gott ihm am Ende noch seine Gnade
schenkte; denn Gott allein weiß, wo die
größere Schuld liegt, daß alles so kam. Wir



Das Vogelsang-Leibersche Doppelheuserhaus aus Damme im Museumsdorf

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

aber wollen nicht richten und Bur Jan nicht ausschließen aus unserer Gemeinschaft, sondern ihm in geweihter Erde einen Platz geben."

Nu kömen swore Daoge för dei Wittfrau. Jan sien Unglück un sien Doot günk dei Dörper an't Hart. Dei Naowers döen uck bi Jan, wat Bruuk wör. Dat ganze Dörp wör up'n Karkhoff, as Jan eert wörd.

Den annern Sönndag predigte dei Pastor äöwer dat Woort: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“ Hei näümde Jan nich, aower aale wüssen, wat hei mennde. Un dei Lü güngen naodenklich nao Hus.

*

As dei junge Wittfrau van'n Karkhoff wör up'n Hoff köm, kreeg sei dat Krüz ut'n Kuffer un stellde dat wör up dei Eckboort in'n Staowend: „Härgott, nu bist du wör up'n Hoff! Verlaot us nich in use Not."

Dei Wittfrau wüß, dat ehr Krüzwegg noch lang wör. Sei wüß uck, dat dei Dörper noch lange scheif up ehr un ehr'n Jungen kieken döen. Dat wull sei drägen.

Un sei heff't draogen. Ehr Haor wör vör'e Tied grau woorn. Sei feulde, dat usen Härgott sien Hann'n noch swor up'n Hoff leegen.

As ehr Fritz ut'e Schaule köm, günk sei nao'n Pastor un frög, of sei dat ole Hoffkrüz nich wör up sien olen Stä hensetten laoten schull.

Dei Pastor sä ehr, sei schull bäter noch teuwen. Sei har nich aals verstaohn, wat hei ehr seggt har, aower ein Woort har sei nich vergäten: „Gott nimmt seine Hand, die heute schwer auf dem Hof lastet, von ihm zu seiner Zeit. Wir können diese Zeit nicht erzwingen. Er gibt ein Zeichen, wenn Kreuz und Opfer und sein Erbarmen die Schuld gelöscht haben."

Dei Wittfrau wör dann ehr'n harten Wegg wiedergaohn. Sei heff noch väl Last un Unglück beläwen mößt. In ehr'n Harten aower wör dei faste Glow: Dei Dag kummt, wor wör Sägen is up'n Hoff.

Sei har Land, wat wiet van'n Hoff legg, verköfft un kunn nu dei Schuld drägen. Fritz, ehr Junge, wör'n kräftigen jungen Keerl woorn.

Dat geef Wichter in'n Dörp, dei üm woll lieden möchden, aower dei Olen sä'n: „Laotet dei Hand van den, dor is kien Sägen up'n Hoff. Dei dor junge Frau wäsen will, mott'n Krüzwegg gaohn.“

Fritz sien Mauder kunn dei Angst üm ehr'n Jungen nich losweern. Sei hörde up sien Snacken un keek up sien Daun, of hei woll Jan sien Natur arwt har. Aower use Härgott wull ehr dit Krüz nich mehr upleggen. Dat har sei woll nich mehr drägen kunnt. Fritz kreeg doch'n Frau ut'n Dörp, dei Jao seggen dö tau dat Krüz, dat up ehr tauwen dö.

Dat Wicht wör'n Burndochter, sinnig un fromm van Gemäut, har in't Kloster wullt. Use Härgott har ehr'n annern Platz taudacht. Dei Olen wull'n nicks van Fritz wäten, aower dat Wicht sä: „Ick will'n hebben, wenn hei mi will.“

Un Fritz wull. So wörd wär Hochtied hooln up'n Hoff. Sei wör man still. Dei Olen van dat Wicht wören nich kaomen.

Man wat dei Härgott bunnen heff, kann kien Mensk uplösen. Dei Pastor köm up dei Hochtied un fünd uck dei rechten Wör. Dat geef vāl Lue in'n Dörp, dei dat nich begriepen wulln. Pastor wuß dat. Den annern Sönddag prädigte hei: „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!“

Fritz un sien junge Frau arbeiden fräuh un laote. Mangers wull Fritz dat Hart mäu weern, wenn hei seeg, dat all Arbeit nich hinnern kunn, dat dei Last up'n Hoff gröter wörd. Hei mößde wär'n Lappen Land verkopen. Hei wull den Hoff hooln, solange as't günk.

Sien Frau sä üm: „Fritz, use Härgott sien Hand ligg up us, un wi mäöt d'r Jao tau seggen. Wi wätet jao, worüm. Wat use Härgott schickt, schall gescheihn.“

Drei Kinner har'n dei beiden, zwei Jungens un ein Wicht. Bur Jan sien Wittfrau har vār Freide an dei Lütken.

Man mangers wör ehr dat so tau, as wenn al ehr Haopen dot weer. Dann seet sei vör dat Krüz up'e Eckboort in ehr'n Stao-wend, un ehr Hart röp nao usen Härgott üm Hülpe. Dat wör'n dei swoorsten Stunn'n för ehr. Sei nöhm dann gedüllig ehr Krüz wieter up sick.

Fritz sien Frau lä woll den Arm üm ehr Schullern un sä: „Oma, use Härgott läwet noch! Un hei heff uck us nich vergäten.“

Dei junge Frau ehr Öllern haren sick lange nich gäwen. Sei kömen uck nich up Fritz sien Hoff, aower in'n Dörpe dröpen sick dei Olen mit ehr Tochter woll eis sönn-

daogs. Sei verstünnen ehr Kind nich. Sei wüssen, dat Fritz vāl Last har, un dat uck Unglück up'n Hoff wör, aower sei hülpen nich.

Do köm dei Dag, wor Bur Jan sien Wittfrau in'e Ewigkeit günk. Sei wör vör dei Tied olt woorn un ehr Hart wör so mäu. Do nöhm use Härgott sei tau sick. Sei leeg morgens doot in't Bedde.

Uck dat wulln wekke ut'n Dörpe tau'n Leipen kehrn. Aower dei neie Pastor, dei lange als Kaplaon in'n Dörpe wäsen wör, sä ein'n van disse Snackers ernst: „Gottes Gedanken sind nicht der Menschen Gedanken.“ Do sweegen dei Dörper still. —

Nu wör'n Bur Fritz un sien Frau mit dei Kinner un dei Densten up'n Hoff allein'n. Dei junge Frau günk faoken saoterdays nao'n Karkhoff un sei hüllt dei Gräwer van Bur Harm, van siene ole Mauder, van Bur Jan un sien Frau in beste Ordnung. Sei kunnen kien Denkmaol setten laoten, aower Blaumen nao dei Jaohrtied bleihden up dei Gräwer immer.

Dei Dörper kunnen ehr nicks naoseggen. Faoken stünd sei mit Fritz un dei Kinner sönnadaogs nao dei Homisse an dei Gräwer. Ehr Gedanken söchden dann ut dat Dunkel, wat up den Hoff leeg, en Wegg in'e Sünne, aower sei fünd kienen.

Man segg, ein Unglück kummt selten allein. Fritz sien Öllsten, Harm, arbeide all mit up'n Hoff. Hei wör Fritz aal sien Haopen, wör fuffteihn Jaohr, un dei Arbeit hann'de üm. As Fritz ein Middag ut'n Dörpe köm, seeg hei, dat dei Grotknecht sien Öllsten up'n Arm drög.

Um schöt dei Angst in't Hart. „Wat is mit Harm?“, röp hei.

„Jao, Bur, in'e Weide — — dei junge Bulle!“, sä dei Grotknecht.

Bur Fritz stünd stief. „Is Harm — — dot?“

„Jao, Bur“, sä dei Grotknecht.

„O Gott!“ Fritz wörd witt as Kalk an'e Wand! Kien Woort kunn hei mehr seggen.

Dei Grotknecht har den doden Jung'n in't Hus bröcht un up sien Bedde leggt. Sien Mamme har upschreit un sick äöwer üm smäten: „Harm, Harm, waok up, segg noch ein Woort!“

Man Harm leeg dor. Dei Bulle har üm ein Hörn in'e Bost stött. So wör hei verblött.

Bur Fritz hörde buten den Schrei van sien Frau un löp in't Hus: „Mamme, Mamme, use Öllste . . .“

Dann seeten sei dor in dei lütken Kaomer. Aower aal ehr Traonen kunnen den Jungen dat Läwen nich wärgäwen.

Wat wör dat wär en Snacken in't Dörp! Pastor wör Naomiddags all up Fritz sien Hoff. Wat hei dei Ollern an Trost gäwen kunn, dö hei. Man dat wör swor. As hei in deipe Gedanken nao Hus günk, wüß hei, dat bloot einer helpen kunn, aower uck usen Härgott har Menskenschuld dei Hann'n bunnen.

As Harm eert wörd, wören uck Fritz sien Frau ehr Ollern up'n Karkhoff. As dei Vaoder för sien Dochter kien annern Trost har at: „Hebbt wi di nich seggt, dat . . .“, do keek sien Dochter üm mit'n Blick an, dat hei boomstill sweeg.

Un dissen Blick van sien Kind har hei immer vör Ogen. Dei löt üm faoken nich in'n Slaop kaomen. Hei wüß nu, hei har sick an sien Kind versünnigt.

Up Bur Fritz sien Hoff wör'n dei Daoge trist. Fritz kunn sick in dat neie Krüz nich finnen. Tau hart har disse Slag üm draopen. Wat siene Frau üm uck sä, hei schüddelde den Kopp un günk nao buten. Hei söchde in'e Arbeit Vergäten, aower hei fünd't nich.

As dei Arn'n köm, streide dat Körn nich. Dat geef neie Sorgen. In disse Tied köm dor ein Keerl ut'e Stadt, bi dem Fritz Geld lennt har: Dei möß dat Geld bet Michäil wär hebben!

„Dat kann ick nich“, segg Fritz bestött.

„As ick seggt heff, bet Michäil“, röp dei Keerl un günk.

Bur Fritz köm in't Hus un sien Frau frög: „Fritz, wat hest du?“

„Man schull vertwieweln“, un vertellde, dat dei Keerl ut'e Stadt tau Michäil sien Geld wärhebben wull.

Sien Frau dachde: „O Gott, uck dat noch!“ „Fritz, mien Ollern mäöt helpen.“

„Ne“, blew Fritz hart, „üm kien Groten fraogst du dei! Ne, dei nich! Dann will ick leiwer'n Lappen Land, den in'n Brauk, verkopen. Man den Hoff mäöt wi holl'n, den mäöt wi holl'n.“

Un dei Lappen in'n Brauk geiht weg. Dei Keerl in'e Stadt heff Michäil sien Geld. So gaoht dei Jaohre hen. Bur Fritz un sien Frau gaoht mit Sorgen in't Bedde un staoht mit Sorgen up. Dat fählt up'n Hoff an aal Ecken un Enn'n.

Fritz sien Tweide, Bernd, wör'n jung'n Bur, as hei in'n Bauke steiht. Hei har all fräu mitsörge mößt, un hülپ sien Ollern dat Krüz drägen. Den Doot van Harm kunn hei lange nich vergäten. Man hei wör nu dei Arwe, un möß an den Hoff denken. Um den stünd dat nich gaut. Dat wüß hei.

Bernd aowerlä sick dit un dat: Ick mott frei'n, mennt hei, dat Oller heff ick jo. Un'n junge Frau in't Hus kunn'n wi woll bruken. As hei dormit bi sien Mamm'n kummt, segg sei: „Hest du dat usen Pappen all seggt?“

„Ne“, segg Bernd, „ick wull dat di eerst seggen.“

„Hest du denn all'n Wicht?“, fraogt dei Mamme.

„Jao, dei Libett van Harms Bur in't Naowerdörp. Ut use Dörp will ick kiene. Dei menn't jao, wi hebbt den Düwel up'n Hoff!“

„Ick weit“, segg dei Mamme, „man wi hebbt kien Düwel up'n Hoff, aower wi hebbt'n swaor Krüz van usen Härgott up'n Hoff. Weit dien Wicht dat? Will sei dat Krüz mitdrägen, Bernd?“

„Dat weit ick nich.“ Bernd is klack.

„Segge ehr, wat is, Bernd, un wenn sei dann di noch will, is't uck Gottes Wille. Aower sei brukt dor kienen nao tau fraogen as ehr eigen Hart. Dat allein'n kann ehr Jao of Ne seggen. Wenn du Antwort hest, will ick mit usen Pappen snacken, Bernd.“

„Gaud, Mamme, Sönn'dag snack ick mit Libett.“



Die früher so charakteristischen Ziehbrunnen auf den helmischen Bauernhöfen und im Dorfbilde hierzulande sind heute restlos verschwunden. Zunächst war es die einfache Saugpumpe mit Schwengel, dann waren es moderne Bohrburrunnen und Wasserleitungen, die sie verdrängten.

Aufn. Franz Enneking

Sönndag günk Bernd in't Naowerdörp. As hei Libett aals verklaort har, segg sei: „Ick will mit mien Öllern un mit usen Härgott snacken. Kumm Sönndag man wär.“

Mit swaoren Harten günk Bernd den annern Sönndag den Wegg nao Libett: „Wo is't mit us, Libett?“

„Bernd, mien Öllern seggt Ne, mien Verstand segg uck Ne; man mien Hart segg Jao! Wenn du mi so hebb'n wullt, as ick bin, kaom ick, Bernd. Wat up jau'n Hoff up mi teuwt, dor bin ick nich bange vör.“

Bernd pück ehre Hann'n un sä: „Gott Dank, Libett, ick haole di.“

As hei sien Mamm'n vertellde, wat Libett seggt har, keek sei üm lange an un sä dann: „Bernd, dat is dei Frau för di! Un nu snack ick mit usen Pappen!“

As sei Fritz dor mit köm, har hei'n hart Ne in'n Munn'n, man sei segg: „Segge noch nicks, hör eerst tau!“ Un dat Enne wör, dat Fritz uck Jao sä, wenn üm Bernd sien Frei'n uck väl tau früuh köm.

Paor Maonde läöter har Bernd mit Libett Hochtied. Dat wör man'n ganz lütke Hochtied. Ut'n Dörpe wör d'r kiene bi, ut'n Naowerdörp uck nich. In Fritz sien Dörp snackeden sei van „Pracherhochtied“.

Un mit Bur Fritz sien Hoff schull't uck nich väl mehr wäsen. Hei har jo all wär'n Lappen Land verkopen mößt. Gaud, dat Fritz dat aal nich hör'n mößt! Pastor aower köm nao dei Hochtied up sien Hoff, snackde mit Fritz, sien Frau, mit Bernd un sien junge Frau. Hei mennde, Libett har dat Hart up'e rechten Stä.

Bernd un Libett packeden dei Arbeit up'n Hoff an. Sien Mamm'n dankte Gott för disse Hülpe. Fritz hüllt mit nicks mehr achter'n Barge. Hei sä Bernd un Libett, wo't mit den Hof stünd, un dat hei faoken all den Maut verleisen wullt har.

Do segg Libett: „Pappen, Bernd un ick nähmt dat Wark nu vör'e Bost. Us Härgott giff dat Krüz nich swörer, as't eine drägen kann. Wat hei us upleggt, willt mi drägen.“

„Ick danke di, Libett“, sä Fritz, un sien Frau drückde Libett dei Hann'n. Seggen kunn sei nicks.

Bernd un Libett har'n in dei nächsten Jaohre zwei Jungers un ein Wicht. Dei öllste Junge har den Naomen Fritz krägen, dei tweede den Naomen Harm. Dat Wichtken wör up den Naomen van Fritz sien Frau, Marie, döpt woorn. Nu wör wär Kinnerlachen up'n Hoff, un dat Dunkle, wat in aal Ecken lurde, treet trügge.

Libett har dei Geldsaoken in'e Hand naohmen. Sei sorgede, dat Schatt und Last tau rechter Tied betaolt würden. Dat anner müß teuwen, wenn't uck hart wör. Wat in'n Dörp tau dauhn wör, mök Libett uck af. Un as sei den ersten dor, dei sien lack Mulwark aopenmök, hellschen dei Menung seggt har, kreegen dei Dörper bannig Respekt vör ehr.

Fritz aower wörd sien Sorgen nich los. Sei har'n in'e lesten Jaohre kien Land verkopen bruukt. Aower hei seeg, dat sien Wark Trä för Trä trüggegünk. Dei ganze Restkupp up'n Hoff wör olt un möß verneiet weern. Man woher dat Geld nähm'n? An Hus un Schürn möß wat maokt weern, man dat bleef as't wör. Sei hüll'n den Hoff un läweden knapp. Wo lange günk dat? Dei Densten har'n sei so minnerseiert, dat dei Dörper in'n Kraug all wetten döen, wann-eiher dat mit Fritz sien Hoff tau Enne wör.

Dann stünn'n äöwer Fritz sien Hoff noch düstere Wolken. Kiene seeg sei. Dat wör in'e Arn'n.

„Ick mott den Roggen up't Fack packen“, segg Fritz.

„Ne, ne, Fritz, bliew du van'n Balken aowe! Dauh't nich! Mi tauleiwe nich, Fritz“, sä sien Frau tau üm.

Man Fritz wull nich hörn: „Dat heff ick doch all so faoken daohn!“

As dei beiden Fäuer Garben afstickt wör'n, wull hei van'e Hill'n up'e Leddern wär afstiegen. Do treet hei vörbi un slög lang up'e Daol hen.

Sien Frau stünd in'e Daoldörn. As sei Fritz fall'n seeg, knickde sei in'e Knei un röp noch: „Fritz, Fritz!“ Dann sackde sei tausamen.

Bernd köm up'e Daol lopen un Libett d'r achteran. Un do seegen sei dat Unglück! Fritz har sick dat Genick braoken! Hei wör dot!

Libett krampde dat Hart tausamen, aower sei dwüng sick mit Gewalt un löp nao Fritz sien Frau hen, hülpe dei in'e Käök, wor sei langsam wär tau Verstant'n köm. „Fritz is dot“, segg sei bloot, „un nu sünd wi as verlorn.“

Dei grote Knecht wör all nao'n Pastor lopen, dei uck wanners köm. Dat wör sien leipste Gang bet nu hen wäsen. Un disse Wegg wör ein Gebet wäsen: „Herrgott, du bist gerecht, aber auch barmherzig! Die Not dieser Familie schreit um dein Erbarmen! Herrgott, erbarme dich ihrer.“

Un hei har an Fritz sien Lieke bäet, wat üm sien Hart ingäwen har. Hei har Fritz sien Frau in Gottes Erbarmen inslaoten un üm Kraft för sei bäet. Hei har Bernd un



Dei Thülsfelder Taolsperr

von Josef Nietfeld

Van Cloppenburg nao Frieseythe
Daor ligg up linker Siet
Bi Thülsfeld inne Heide
Dei Taolsperr, groot un wiet.

Vörn ünner dei hoogen Brügg
Flütt still dei Seusten dör,
Dat Waoter up krummen Rüggen
Brink sei van Gaorthen her.

So ligg dei Taolsperr vör us
Un treckt sick lank hendaol
An Wähen, Porst un Kalmus,
In Rüt slink sick dei Aol.

Hier haolt sick Dükersküken
Un wilde Äönte up.
Wat käönt sei munter düken,
Koppünner un koppup!

Grell blinkt dei Sünn upt Waoter,
Dat flimmert un dat schinnt,
Un Vögel, ein Geschwader,
Dei tummelt sick in Wind.

Ein Blick up Sei un Wälder
Van'n Diek in Aobenschien:
Rotgolden Heide un Felder! —
Wor kann't woll schöner sien!

Dor achtern up dat Waoter
Paor Haubentaucher swemmt:
„Koppünner-, Koppuptheaoter“,
Dat is ehr Element.

So stiew as Pööhle staot daor
Paor Fischreiher up dei Luur,
Stuur stiert sei in dat Waoter,
In stolter Positur.

Am Euwer hukt dei Fisker
Mit siene Angelschnur;
Dei Wind weiht jüst wat frisker,
Van Bieten kiene Spur.

Dei Karpen, Hükde, Zander,
Dei schull't ant Lär jao gaohn;
Man dei treckt naoeinanner
Int Deipe ähre Baohn.

Hier feuhlt sick aale sicher,
So dicht ant Schutzgebiet. —
Van wieden klink Gekicher
Am Strand van anner Siet.

Libett seggt, dat us Härgott nu up ehre Schullern dat swore Krüz leggt har. Un sei har'n üm dei Hand gäwen, sei wulln sick in Gottes Willen gäwen un dat Haopen up Gottes Erbarmen nich upgäwen.

In't Dörp wör't wäsen, as wenn sei aal dei Slag draopen har, as sei van Bur Fritz sien Doot hörden. Kiene har sien lacken Mund aopen. Sei wörn aal up'n Karkhoff, as Fritz eert wörd.

Sien Frau har nich mitgaohn kunnt. Sei leeg krank in Huse. Do kloppde uck ehre Mauder dat Hart un sei günk nao lange Jaohr'n tau'n eersten Maol den Wegg nao chr Kind. Bernd un Libett sä'n tau ehr: „Kumm man in“, un bröchden dei ole Mauder nao ehr Dochder in'e Kaomer un löten dei beiden allein'n.

As dei ole Mauder naon Stunn'n günk, sä sei: „Ick kaom wedder!“ Wieder kien Woort. Un kiene frög ehr wat.

Läöter köm uck dei ole Vaoder mit. Hei snackde mit Bernd un böt üm Hülpe an. Bernd aower sä: „Ick will di't woll seggen, wenn ick Hülpe bruk.“

Dei ole Vaoder nickköppde un wör't taufrä.

För Bur Bernd un Libett kömen noch harte Jaohrn. Sei hüll'n aower dat Haopen faste, dat use Härgott einmal'n Inseihn har.

*

As Fritz, Bernd sien Ollsten, dat leste Winter nao Schaule günk, wör üm dat in'n Harten so, as wenn us Härgott üm röp. Hei seet fäökener allein in'e Karken vör dat hoge Krüz un dann wör üm immer, as wenn hei den Rop van baowen noch dütlaker hörde. Do nöhm hei sick'n Hart un günk nao'n Pastor.

Dei hörde Fritz an un keek dann lange up dat Krüz, dat äöwer sien Kneibank hünk. Wull use Härgott dat Krüz van Jan sien Hoff nähmen? Hei sä Fritz, hei wull dat äöwerdenken un mit sien Ollern snacken. Dat dö hei uck wanners.

Bernd wör bestött: „Dat is dei Ollste, Pastor, un dei Arwe!“

„Wenn Gott ihn ruft, soll ihn keiner hindern. Der Zweite kann als Erbe an seine Stelle treten!“ Un as Bernd noch Inwennigen mök, sä dei Pastor ernst: „Kann das nicht ein Zeichen sein, daß Gott sich eurer erbarmen und das Kreuz vom Hof nehmen will, das nun schon so lange und so schwer auf ihm lastet?“

Bur Bernd und sien Frau säen do Jao. Fritz günk eerst nao'n Pastor un läöter mit Pastor sien Hülpe up'e hoogen Schaule. Nao'n halfstiege Jaohrn wörd hei weiht. As hei sien Primiz har, wör dat ganze Dörp up'e Beinen. Kien Woort rögde an dei vergaohn'n Tieden.

In'n fierlicken Zug wörd dei Primiziant nao'n Hoff bröcht. As dei Dörper wär in't Dörp kömen, setten sei sick bi'n Kräuger hen, besnackden sick un naomiddags günk wär'n Zug nao'n Hoff, wor dei Primiziant wör. Aale wör'n blootkoppt. Teihn junge Burn drögen dat ole Hoffkrüz, dat so lange Jaohrn annersiet van't Dörp in'n Eske staohn har, vöran. Dei Olen güngen achterher. Sowat har dat Dörp noch nich beläwt.

As sei bi Bernd sien Hoff ankömen, seeg dei Jüngste van Bernd sien Kinner den Zug. Hei löp in'n Staowend, wor dei Primiziant, siene Ollern, dei Pastor un dei annern seeten, un röp: „Sei kaomt un bringt dat grote Krüz.“

Do wör't still in'n Staowend as in'e Kark. Up den Pastor un den Primizianten sien Gesicht stünd'n Lüchten, un dei Pastor röp: „Kommt alle, laßt uns ihnen entgegengehn!“

As sei an dei Stä kömen, wor dat ole Krüz fräüher staohn har, wör dei Zug all daor. Bernd sien ganze Familge un Fritz sien Frau kneiden up den Platz hen un alle kneiden mit. Dei jungen Burn gröwen dat ole Krüz wär in.

Do treet dei Pastor vör dat Krüz, wenkede den Primizianten an sine Siet, un hei hüll't'n Prädigt, dei kien'n vergäten heff, dei dor kneide, un is hei hunnert Jaohr woorn. Dei Prädigt har den Sinn: „Der Väter Schuld rächt der Ewige. Noch auf Kindeskindern lag schwer seine Hand. Aber der Herr hat sich ihrer erbarmet.“

As dei Pastor sien Amen seggt har un'n Vaterunser anslöt, wüssen alle, för well hei dat bae'de. Un sei bae'den mit . . .

Do brök dei Sünne dör dei grauen Wolken un dei Wind straoke sacht äöwer dat hoge Körn up'n Esk.

„Deo gratias“, sä dei Pastor.

Dei Hoff har sienen Härgott wär. Un uck sienen Sägen. — — —

*

„Dat is dei Geschichte“, sä ick.

„Ich segge uck Deo gratias“, sä Unkel, „dat besegg aals.“

Ick sweeg.





Dei Thülsfelder Taolsperr

von Josef Nietfeld

Van Cloppenburg nao Frieseythe
Daor ligg up linker Siet
Bi Thülsfeld inne Heide
Dei Taolsperr, groot un wiet.

Vörn ünner dei hoogen Brügg
Flütt still dei Seusten dör,
Dat Waoter up krummen Rüggen
Brink sei van Gaorthen her.

So ligg dei Taolsperr vör us
Un treckt sick lank hendaol
An Wähen, Porst un Kalmus,
In Rüt slink sick dei Aol.

Hier haolt sick Dükersküken
Un wilde Äönte up.
Wat käönt sei munter düken,
Koppünner un koppup!

Grell blinkt dei Sünn upt Waoter,
Dat flimmert un dat schinnt,
Un Vögel, ein Geschaoder,
Dei tummelt sick in Wind.

Ein Blick up Sei un Wälder
Van'n Diek in Aobenschien:
Rotgolden Heide un Felder! —
Wor kann't woll schöner sien!

Dor achtern up dat Waoter
Paor Haubentaucher swemmt:
„Koppünner-, Koppuptheaoter“,
Dat is ehr Element.

So stiew as Pööhle staot daor
Paor Fischreiher up dei Luur,
Stuur stiert sei in dat Waoter,
In stolter Positur.

Am Euwer hukt dei Fisker
Mit siene Angelschnur;
Dei Wind weiht jüst wat frisker,
Van Bieten kiene Spur.

Dei Karpen, Hükde, Zander,
Dei schull't ant Lär jao gaohn;
Man dei treckt naoeinanner
Int Deipe ähre Baohn.

Hier feuhlt sick aale sicher,
So dicht ant Schutzgebiet. —
Van wieden klink Gekicher
Am Strand van anner Siet.



Moorbrand im Saterland

Aufn. Walter Deeken

As ick Unkel nao Jaohr'n wär seeg, leeg hei in'n Sark.

Up Bernd sien Hoff wör Wollstand un Sägen. Ick heff vör dat ole Hoffkrüz staohn, bin aower nich in't Hus gaohn.

Dei öllsten Lüe in'n Dörpe hebbt disse Geschichte nich mehr beläwt, aower vergäten is sei nich. Dei Tied heff ehr, wat düster wör, naohmen. Bläwen ist dei Waohrheit,

dat'n Burnhoff tau Grunne geiht, wenn us Härgott sien Sägen van üm aftreckt.

Noch staoht bi us tau Lann'n Krüze an väle Straoten un Wäge, un uck väle Burnhäöwe hebbt ehr Hoffkrüz. Wenn wi nich up usen Härgott vorgätet, vorgett uck hei us nich. Un sien Sägen bliff bi uns, mag dei Tied weern, as sei will.

Hermann Thole

Helle Freude bei „Mutter“ Ginster!

Der Ausbeuter blieb aus

Da war im Sommer 1967 eitel Freude beim liebenswerten Goldginster. Sein ärgster Feind, der Ausbeuter und Wegelagerer „Ginsterwürger“, *Orobancha rapum genistae*, auch „Ginster-Sommerwurz“ genannt, blieb aus. Unser Vollscharotzer Ginsterwürger lebt als unheimlicher Geselle nur von Raub. Selbst arbeiten mag er nicht. Insofern verhält er sich anders als die übrigen Kinder Floras, „die mit kräftigem Blattgrün all den Dreck aus unserer schönen Welt wegschaffen,

die giftige Kohlensäure aus der Luft und den bitteren Humus aus dem Boden“, wie einmal unser Botaniker Wilhelm Meyer, Oldenburg, sagte.

Diese seltsame Pflanze ohne Blattgrün sieht mit ihren rötlich-braunen bis samtgoldenen Blüten jedoch recht attraktiv und gar nicht böse aus. Sie hat sich aber als Betreuer und Pflegemutter den zur Maienzeit blühenden Goldginster ausgesucht. Auf den Wurzeln des leuchtenden „Braambusks“ oder

„Besenstrunks“ nistet sie sich ein, um sich von ihm ernähren zu lassen, und ist eine Seltenheit unserer Münsterländer Heimat, hauptsächlich der südlichen Gemeinden des Kreises Vechta: Damme und Neuenkirchen.

In dem an Südoldenburg angrenzenden Kreisgebiet Bersenbrück, etwa um Kalkriese, Alfhausen, Vörden bis hin zum Osnabrücker Hügelland, begegnete man dem Ginsterwürger früher manchmal recht häufig. In Ossenbeck, Hinnenkamp und im Raum Vörden, wo ich in diesem Jahre besonders nachspürte, war er an keiner Stelle mehr anzutreffen. Freilich ist der Ginster als gern gesehener Begleiter an Wegen und Feldrainen ebenfalls weniger geworden. Wenn sich sein ärgster Feind ins Oldenburgische kaum noch hineinwage, so meinte Wilhelm Meyer vor Jahren einmal scherzeshalber, traue er den Oldenburgern nicht mehr so recht, weil sie zu sehr auf ihre alte Art pochten . . .

Von den Dammer Bergen bis hinab zur Haseniederung kennt man den Goldginster überall, aber der Würger tritt, wenn überhaupt, nur im südlichen Teil der Gemeinden Damme und Neuenkirchen (Ossenbeck, Hinnenkamp, Straße nach Grambke) auf. Wenn er vor zehn Jahren erstmals etwa 800 Meter nördlich der alten Fundstellen, im Gebiet des Erzschatzes Damme, gefunden wurde, besagt das keineswegs, daß die Grenzscheide des interessanten Schmarotzers allgemein weiter nördlich zu suchen sei. Geht es dem Ginsterbusch infolge Auswinterung schlecht, dann kann auch sein Ausbeuter nicht erscheinen. Möglicherweise können wir die Orobanche in den kommenden Jahren wieder mehr entdecken.

Wie bösartig der Ginsterwürger tatsächlich auftreten kann, erhellt der Umstand, daß ich verschiedene Male Wirtspflanzen traf, die nicht weniger als je 15 bis 20 Blütschäfte (Höhe bis zu 60 Zentimeter) des Würgers ernähren mußten. Bis zu einer Entfernung von eineinhalb Metern saßen die faulen Gesellen mit ihren dicken unterirdischen Knollen auf den Wurzeln des Brams, um die Nährflüssigkeit, die Mutter Ginster so brav erarbeitet hatte, zu stehlen. Leicht passierte es dann, daß die über ihre Kraft ausgenutzte und gequälte Pflegemutter nicht mehr wußte, wie sie die bösen Eindringlinge ernähren konnte. Schließlich begannen die Blätter des Brams zu welken. Der so stolze Goldginster ließ die Zweige fallen, und die Zuhälter „erwürgten“ in des Wortes ureigenster Bedeutung ihre Pflegemutter. —

Der schon erwähnte Botaniker Wilhelm Meyer wies mich erstmalig am 30. April des

Jahres 1951 auf die Orobanche im Raume Damme/Neuenkirchen hin. Er bat mich herzlich, dem „Ginsterwürger“ auf der Spur zu bleiben. Er selbst habe im Jahre 1931 den ersten Fundort, und zwar bei Ossenbeck, in seine Pflanzenkartei eintragen können. Wörtlich schrieb er mir: „Von seinem nördlichsten Vorkommen in Deutschland habe ich mir (von Ossenbeck) einen Ginsterbusch mit dem Würger auf den Wurzeln im Kraftwagen nach Oldenburg in den botanischen Garten geholt. Vier Jahre mußte ich allerdings warten, bis ich dort die ersten Blütschäfte des Würgers feststellen konnte. Ich habe mich in diesem Jahre (1950) noch wieder daran erfreuen können und erhoffe das weitere . . .“

Der unvergeßliche Wilhelm Meyer (43 Jahre Seminar-Oberlehrer in Oldenburg, danach noch 16 Jahre Gründer und Direktor des



Der Ginsterwürger

Aufn. Franz Enneking

Staatlichen Botanischen Gartens Oldenburg) freute sich stets, wenn ich ihm Neuigkeiten über den Dammer Ginsterwürger erzählen konnte. Er drängte mich, unentwegt weiterzusuchen und neue Fundstellen zu entdecken. Er verstand es überhaupt ganz vorzüglich, alle Pflanzenkartierer auf wesentliche, in ihren Gebieten zu tätige Aufgaben hinzuweisen. Mittlerweile hat er längst das Zeitliche gesegnet. Sein begonnenes Werk der Pflanzenkartierung wurde vom „Naturkundlichen Ausschuß“ des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und den Botanikern: Lehrer Wagner, Dr. Klövekorn und Hauptlehrer Ruholl mit Erfolg fortgesetzt, ergänzt und abgeschlossen. So wird Wilhelm Meyer in unserer Münsterländer Heimat unvergessen bleiben.

Nachsatz: Aus der Einsamkeit der Südtiroler Berge stelle ich zu meinem für den „Heimatkalender“ vorgesehenen Beitrag vom Ginsterwürger noch folgende Nachsätze an den Schluß:

*So sehr ich im Verlauf dieses Sommers und auch des vorausgegangenen Jahres 1966 an den früher bekannten Fundstellen der Dammer Bergmark der *Orobancha rapum genistae* vergeblich nachspürte — sie kann ja nach Wilhelm Meyer bis zu zehn und mehr Jahren ausbleiben — wurde dieses Suchen doch noch belohnt, zwar nicht im Raum unserer Südoldenburger Bergmark, sondern mehr als 1000 km weiter, in den Südtiroler Bergen, in einer Höhe von rund 1400 m. Auf meiner Alpenwanderung Brenner — Sterzing — Stange — Ratschingtal fand ich den Würger, diesesmal nicht auf dem lieben Goldginster der Heimat, sondern auf der Berberitze, einem strauchartigen Gewächs, von dessen Beeren die Tiroler Bergbauern einen — wie mir eine Bergbäuerin erzählte — wohlschmeckenden Trank bereiten. Gegenüber dem von mir bewohnten Zilmeiderhof in Biehl/Ratsching „leuchtete“ er mir erstmals im morgentlichen Sonnenlicht entgegen, als ich vom Balkon des Hauses zu den Almen emporschaute. Bei der Wanderung am 1. August durch das ganze Ratschingtal fand ich den Würger wirklich „en masse“.*

Bis zu 40 „böse Buben“ saßen jeweilig auf den Wurzeln der Berberitze. In ihrem goldgelben, leuchtenden Habitus hatten sie dort ihre Wohnstatt, dichtgedrängt, groß und klein, munter und vergnügt unter ihren Wirtspflanzen. „Das gefällt uns hier“, schienen sie zu sagen, „Mutter Berberitze ist gut zu uns, sie ernährt uns bestens!“ Einmal zählte ich sogar 49 Würger; und es war deutlich zu sehen, wie die gequälte Wirtsmutter ob der Last dieser Beanspruchung stöhnte ...

Gregor Mohr

Die eigenartige Beziehung



des Hundes zum Menschen

Unter den Tieren hat der Hund in seiner Beziehung zu dem Menschen eine ganz ausgezeichnete Begabung. Einesteils ist er nicht bloß für solches, was nicht unmittelbar mit seinem Nahrungs- und Fortpflanzungstriebe zu tun hat, intelligenter als andere Tiere; andererseits hat er zu seinem Herrn eine solche Liebe, daß ihm dessen Gunstbezeugungen die größte Freude, hingegen die Trennungen das schwerste Leid verursachen. Diese Eigentümlichkeit des Hundes ist gewiß weniger um des materiellen Nutzens willen vom Schöpfer verordnet, wie bei anderen Haustieren, sondern dieses Tier ist in seinem Naturell ein lebendiges Gleichnis zur anschaulichen Belehrung für uns.

Das eigentümliche Verhältnis des Hundes und seines Herrn sinnbildet eine hohe, übernatürliche Wahrheit. Der Mensch liebt seinen Hund, manchmal bis zum Übermaß, viel mehr als sein nützlichstes Haustier, bisweilen sogar mehr als seine Hausgenossen. Weshalb liebt er den Hund so sehr? Nicht, weil er ihm nützlich wäre, auch nicht, weil er besonders schön ist; denn er mag sich auch dann nicht vom Hunde trennen, wenn er blind und haarlos geworden ist. Der einzige Grund, durch den der Hund die große Liebe seines Herrn gewonnen hat, ist die treue Liebe des Hundes zu seinem Herrn, die auch dann noch nicht aufhört, wenn er Schläge bekommen hat. Denken wir jetzt an das wunderbare Verhältnis Gottes zu uns Menschen. Alles, was wir sind und haben, ist vor Gott eigentlich nichts wert. Wir können Gott in keiner Weise etwas nützen, noch weniger als der Hund seinem Herrn. Aber wir können, und zwar für alle Ewigkeit, die größte Liebe Gottes zu unserer Person gewinnen durch das gleiche, wodurch der Hund die Liebe seines Herrn gewinnt, nämlich dadurch, daß wir Gott lieben, in ihm unser Leben und unsere Freude finden.

(Aus einem Kalender von Alban Stolz).
mitgeteilt von Franz Morthorst

Die Brieftaube

Dieter spielte mit seinen Freunden verstecken. Er war hinter die Schuppenwand geklettert. Hier würde ihn so schnell niemand entdecken. Ganz still saß er da und lauschte. Sehen konnte er nicht viel. Mühsam mußte er durch die Holzspalten lugen.

Nun war Hans schon abgeschlagen und gleich darauf Bernd. Dieter hörte Schritte, aber die Freunde liefen vorbei. Dann hörte er auf dem Schuppendach ein schurrendes Geräusch. War das ein Ast? Er hielt eine Weile den Atem an. Vielleicht war es ja eine Katze.

Dieter verließ sein Versteck und sah sich um. Da entdeckte er die Taube. Sie saß ein-

geschüchtert und wie verloren auf einem Schuppenvorsprung. Vorsichtig schlich er näher. Gleich würde sie wegfliegen.

Die Taube rückte nur ein wenig zur Seite und duckte sich. Behutsam streckte der Junge die Hand aus. Ängstlich begann das Tier zu flattern. Da sah Dieter, daß ein Flügel verletzt war. „Na, komm schon!“, lockte Dieter und hatte die Freunde vergessen.

Hübsch war die Taube. Über dem Schnabel hatte sie einen weißen Wulst. Am Fuß trug sie einen Metallring. Ob das eine besondere Taube war? Der Junge hatte schon oft gehört, daß Vögel beringt werden: Störche zum Beispiel oder Wasservögel — aber Tauben?

Jetzt hatten ihn die Spielkameraden entdeckt. „Abschlag für Dieter!“, schrien sie.

„Seid doch ruhig!“, rief der Junge. „Kommt, helft mir lieber!“

Neugierig liefen die anderen herbei. „Hast du dich festgeklemmt?“

„Nein, aber seht mal, die Taube. Schiebt mich mal ein bißchen höher. So!“ Vorsichtig hob Dieter sich am Schuppenrand hoch, griff schnell nach der Taube und hielt sie fest. Mit Hilfe der Freunde gelangte er wieder auf die Erde.

„Zeig mal, Dieter!“

„Eine hübsche Taube!“

„Und zahm ist sie auch noch!“

„Mensch, willst du die verkaufen? Zahle drei Mark!“

„Die hat ja einen Streifschuß. Nichts ist das Tier wert. Eine lahme Ente!“

Dieter sagte gar nichts. Er hockte sich auf den Holzplatz, hatte schon eine Weile nachgedacht und die Taube aufmerksam betrachtet.

Die lag nun ganz zutraulich in seiner Hand. Eine Wildtaube war es demnach nicht. Ob das vielleicht sogar eine Brieftaube war? Im Fernsehen hatte er einmal einen Film gesehen. Ja, und es gab auch hier Brieftaubenzüchter. Er kannte zwar keinen; aber in der Zeitung hatte er schon manchmal davon gelesen. Er wollte einmal seinen großen Bruder fragen; denn wenn es eine Brieftaube war, mußte er sie melden. Manchmal waren diese Tiere sehr wertvoll.

Als die Freunde merkten, daß Dieter die Taube nicht verkaufen wollte, trollten sie sich. Sie wollten noch zum Fußballplatz.



Swienegel

von Erika Täuber

Unnern Hägen, wat is dat?
Luster maol, dor ruschelt wat!
Swatte Oogen kiekt herut,
lütke Been un spitze Snut,
Stacheln öwer't ganze Fell:
Unnen grau un baoben hell!
Swienegel! — Wat frei ick mi!
Wenn dat günk, ick straokte di!
Och, wo geern wull ick di eihn,
kiene Kalt schull di mehr kleihn!
Swienegel, wat löppst du so?
Segg, söchst du een Igelfro?
Unnern Holtbult, hörst du dat?
Snurks un murks un ruschelt dat,
swatte Oogen kiekt herut,
lütke Been un spitze Snut.
Sei drägt jüst so'n Stachelfell,
unnen grau un baoben hell!

Der Junge saß noch auf dem Hofplatz, als sein Bruder mit dem Motorrad kam. Die Taube war jetzt in einem Kasten. Durstig hatte sie das dargebotene Wasser getrunken und auch die ausgestreuten Maiskörner aufgepickt.

„Klar, das ist eine Brieftaube!“, rief Dieters Bruder. Ein Arbeitskollege von mir hat Brieftauben. Da werden wir gleich einmal hinflitzen. Komm, nimm die Taube und steig auf's Motorrad!“

Dieter stieg auf. Er hielt den Karton mit der Taube an sich gepreßt. Wenn die Taube nur nicht zu sehr geschüttelt würde! Sie fuhren an den Rand der Stadt, Siedlungshäuser standen hier. Auf einem Stall sah Dieter viele Tauben sitzen.

„Siehst du, wir sind da!“, rief der große Bruder. Er hupte kurz; und gleich darauf kam der Brieftaubenzüchter durch den Garten. Sachkundig betrachtete er die Taube.

„Nicht besonders schlimm!“, sagte er. „Die erholt sich wieder. Ein paar Tage Ruhe und gutes Futter, dann fliegt sie wieder.“ Er nahm die Taube in die Hand, löste vom Bein des Tieres einen Gummiring, der Metallring blieb sitzen.

„Sieh einmal, kleiner Freund, die kommt von einem Flug. Hier hast du die Adresse des Vereins oder des Besitzers!“ Dieter staunte. „Ja, und auf dem Metallring siehst du die Zahlen, drei Jahre ist deine Taube alt. Siehst du in der Mitte die Zahl 63?“ Dieter nickte.

„Und nun möchtest du bestimmt einmal einen Schlag sehen?“, fragte der Mann. Sie stiegen die Leiter zum Taubenschlag hoch. Im Vorraum stand das Futter. Auch leere Schalen, Taubengrit und Tabellen erblickte der Junge. Hinter der großen Tür sah er die Tiere schon gurren und flattern.

Ganz aufgeregt war Dieter, als der Taubenfreund ihn zu den Tieren führte. Auf dem Dachsparren und auf dem Boden sah er viele Tauben. Einige saßen auf ihren Nistzellen, viele hatten schon Junge. Diese hockten ganz unförmig da, hatten noch keine Federn, sondern nur einen spärlichen graugelben Flaum. Die Schnäbel waren dick und breit. Die Jungen mußten gefüttert werden, obwohl sie schon fast so groß waren wie die Elterntiere.



Die kleine Taubenfreundin

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Hastig liefen die Brieftauben über den Boden und warteten auf Futter. Als die Körner ausgestreut wurden, kamen sie herangetrappelt. Auf den Lockruf des Taubenzüchters kamen auch die Tauben von draußen in den Schlag. Der Mann konnte sie sogar in die Hand nehmen. Sie verhielten sich dann ganz ruhig.

Dieter lernte in dieser kurzen Zeit allerhand über Brieftauben. Er hörte, daß man



Hans und Hänschen

Bild und Text von Erika Täuber

*Ich kenn ein weißes Häslein,
mit einem Schnupfernäslein,
mit einem Stummelschwanz,
mein Hase, der heißt Hans.*

*Hans Langohr sitzt im Bau
bei seiner lieben Frau;
und 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
sieben Häslein muß er wiegen.*

*Alle haben Schnupfernäschen,
meine kleinen Osterhäuschen.
Alle haben Stummelschwänzchen.
Und das kleinste, das heißt Hänschen!*

die jungen Tauben an die Flüge gewöhnen muß. Natürlich kann man sie nicht irgendwo hinschicken. So bringt man sie mit dem Auto fort und läßt sie auf. Dann finden die Tauben in ihren Heimatschlag zurück. Mit jedem Wochenende wird die Strecke ein wenig länger. Später kommen die Tauben in den Taubenexpress und werden sogar bis nach Wien gebracht. Selbst von dort finden sie zurück nach Hause.

Leider gibt es aber immer wieder Menschen, die die Brieftauben abschießen. Auch Unwetter macht den Tauben zu schaffen. Jeder Züchter ist froh, wenn seine Tauben wieder glücklich zu Hause gelandet sind.

„Paß einmal auf, auch deine Taube wird, wenn sie sich wieder erholt hat, in ihren Heimatschlag zurückfinden. Sie wird glücklich sein, dort leben zu dürfen, wo sie aufgezogen wurde. Ein noch nicht ergründetes Orientierungsvermögen weist ihr den Weg zur Stätte ihrer Geburt.“

Dieter wußte nun, daß er sich von der Taube trennen mußte. Er schluckte ein paar mal. „Wann soll ich sie denn wieder fliegen lassen?“, fragte er.

„Das wirst du schon selber sehen. Nimm die erschöpfte Taube mit nach Hause und pflege sie gut. Vielleicht möchtest du später selber einmal Brieftauben haben. Dann gebe ich dir ein paar Junge. Es müssen immer solche sein, die noch nicht geflogen haben. Sonst werden sie in einem fremden Schlag nicht heimisch. Und nun, mach's gut, mein Junge!“

Dieter fütterte und betreute die Taube noch acht Tage. Dann schrieb er einen kleinen Zettel mit seiner Adresse. Den steckte er unter den Metallring der Taube und ließ sie fliegen.

„Mensch!“, riefen seine Freunde. „Das hätte ich nicht getan. Die bist du los! Dann hättest du auch uns das Tier geben können. Wir hätten sie bezahlt.“

„Das versteht ihr nicht!“, sagte Dieter. „Fragt mal einen Taubenfreund — einen Brieftaubenzüchter! Da könnt ihr allerhand lernen!“

Richtig froh aber war Dieter erst, als der Postbote ihm nach zwei Tagen einen Brief brachte. Der Besitzer der Taube dankte ihm. Die kleine Brieftaube war noch am selben Tage angekommen, zur Freude des Eigentümers. Ohne zu zögern war sie die Strecke von 300 Kilometer geflogen.

Dieter dachte noch oft an seine Taube ... voller Wehmut und voller Stolz. Nun wußte er wenigstens, wo sie war, seine kleine Taube.

Erika Täuber

Die Brieftaube

Dieter spielte mit seinen Freunden verstecken. Er war hinter die Schuppenwand geklettert. Hier würde ihn so schnell niemand entdecken. Ganz still saß er da und lauschte. Sehen konnte er nicht viel. Mühsam mußte er durch die Holzspalten lugen.

Nun war Hans schon abgeschlagen und gleich darauf Bernd. Dieter hörte Schritte, aber die Freunde liefen vorbei. Dann hörte er auf dem Schuppendach ein schurrendes Geräusch. War das ein Ast? Er hielt eine Weile den Atem an. Vielleicht war es ja eine Katze.

Dieter verließ sein Versteck und sah sich um. Da entdeckte er die Taube. Sie saß ein-

geschüchtert und wie verloren auf einem Schuppenvorsprung. Vorsichtig schlich er näher. Gleich würde sie wegfliegen.

Die Taube rückte nur ein wenig zur Seite und duckte sich. Behutsam streckte der Junge die Hand aus. Ängstlich begann das Tier zu flattern. Da sah Dieter, daß ein Flügel verletzt war. „Na, komm schon!“, lockte Dieter und hatte die Freunde vergessen.

Hübsch war die Taube. Über dem Schnabel hatte sie einen weißen Wulst. Am Fuß trug sie einen Metallring. Ob das eine besondere Taube war? Der Junge hatte schon oft gehört, daß Vögel beringt werden: Störche zum Beispiel oder Wasservögel — aber Tauben?

Jetzt hatten ihn die Spielkameraden entdeckt. „Abschlag für Dieter!“, schrien sie.

„Seid doch ruhig!“, rief der Junge. „Kommt, helft mir lieber!“

Neugierig liefen die anderen herbei. „Hast du dich festgeklemmt?“

„Nein, aber seht mal, die Taube. Schiebt mich mal ein bißchen höher. So!“ Vorsichtig hob Dieter sich am Schuppenrand hoch, griff schnell nach der Taube und hielt sie fest. Mit Hilfe der Freunde gelangte er wieder auf die Erde.

„Zeig mal, Dieter!“

„Eine hübsche Taube!“

„Und zahm ist sie auch noch!“

„Mensch, willst du die verkaufen? Zahle drei Mark!“

„Die hat ja einen Streifschuß. Nichts ist das Tier wert. Eine lahme Ente!“

Dieter sagte gar nichts. Er hockte sich auf den Holzplatz, hatte schon eine Weile nachgedacht und die Taube aufmerksam betrachtet.

Die lag nun ganz zutraulich in seiner Hand. Eine Wildtaube war es demnach nicht. Ob das vielleicht sogar eine Brieftaube war? Im Fernsehen hatte er einmal einen Film gesehen. Ja, und es gab auch hier Brieftaubenzüchter. Er kannte zwar keinen; aber in der Zeitung hatte er schon manchmal davon gelesen. Er wollte einmal seinen großen Bruder fragen; denn wenn es eine Brieftaube war, mußte er sie melden. Manchmal waren diese Tiere sehr wertvoll.

Als die Freunde merkten, daß Dieter die Taube nicht verkaufen wollte, trollten sie sich. Sie wollten noch zum Fußballplatz.



Swienegel

von Erika Täuber

Unnern Hägen, wat is dat?
Luster maol, dor ruschelt wat!
Swatte Oogen kiekt herut,
lütke Been un spitze Snut,
Stacheln öwer't ganze Fell:
Unnen grau un baoben hell!
Swienegel! — Wat frei ick mi!
Wenn dat günk, ick straokte di!
Och, wo geern wull ick di eihn,
kiene Kalt schull di mehr kleihn!
Swienegel, wat löppst du so?
Segg, söchst du een Igelfro?
Unnern Holtbult, hörst du dat?
Snurks un murks un ruschelt dat,
swatte Oogen kiekt herut,
lütke Been un spitze Snut.
Sei drägt jüst so'n Stachelfell,
unnen grau un baoben hell!

Hastig liefen die Brieftauben über den Boden und warteten auf Futter. Als die Körner ausgestreut wurden, kamen sie herangetrippelt. Auf den Lockruf des Taubenzüchters kamen auch die Tauben von draußen in den Schlag. Der Mann konnte sie sogar in die Hand nehmen. Sie verhielten sich dann ganz ruhig.

Dieter lernte in dieser kurzen Zeit allerhand über Brieftauben. Er hörte, daß man



Hans und Hänschen

Bild und Text von Erika Täuber

*Ich kenn ein weißes Häslein,
mit einem Schnupfernäslein,
mit einem Stummelschwanz,
mein Hase, der heißt Hans.*

*Hans Langohr sitzt im Bau
bei seiner lieben Frau;
und 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
sieben Häslein muß er wiegen.*

*Alle haben Schnupfernäschen,
meine kleinen Osterhäschen.
Alle haben Stummelschwänzchen.
Und das kleinste, das heißt Hänschen!*

die jungen Tauben an die Flüge gewöhnen muß. Natürlich kann man sie nicht irgendwo hinschicken. So bringt man sie mit dem Auto fort und läßt sie auf. Dann finden die Tauben in ihren Heimatschlag zurück. Mit jedem Wochenende wird die Strecke ein wenig länger. Später kommen die Tauben in den Taubenexpress und werden sogar bis nach Wien gebracht. Selbst von dort finden sie zurück nach Hause.

Leider gibt es aber immer wieder Menschen, die die Brieftauben abschießen. Auch Unwetter macht den Tauben zu schaffen. Jeder Züchter ist froh, wenn seine Tauben wieder glücklich zu Hause gelandet sind.

„Paß einmal auf, auch deine Taube wird, wenn sie sich wieder erholt hat, in ihren Heimatschlag zurückfinden. Sie wird glücklich sein, dort leben zu dürfen, wo sie aufgezogen wurde. Ein noch nicht ergründetes Orientierungsvermögen weist ihr den Weg zur Stätte ihrer Geburt.“

Dieter wußte nun, daß er sich von der Taube trennen mußte. Er schluckte ein paar mal. „Wann soll ich sie denn wieder fliegen lassen?“, fragte er.

„Das wirst du schon selber sehen. Nimm die erschöpfte Taube mit nach Hause und pflege sie gut. Vielleicht möchtest du später selber einmal Brieftauben haben. Dann gebe ich dir ein paar Junge. Es müssen immer solche sein, die noch nicht geflogen haben. Sonst werden sie in einem fremden Schlag nicht heimisch. Und nun, mach's gut, mein Junge!“

Dieter fütterte und betreute die Taube noch acht Tage. Dann schrieb er einen kleinen Zettel mit seiner Adresse. Den steckte er unter den Metallring der Taube und ließ sie fliegen.

„Mensch!“, riefen seine Freunde. „Das hätte ich nicht getan. Die bist du los! Dann hättest du auch uns das Tier geben können. Wir hätten sie bezahlt.“

„Das versteht ihr nicht!“, sagte Dieter. „Fragt mal einen Taubenfreund — einen Brieftaubenzüchter! Da könnt ihr allerhand lernen!“

Richtig froh aber war Dieter erst, als der Postbote ihm nach zwei Tagen einen Brief brachte. Der Besitzer der Taube dankte ihm. Die kleine Brieftaube war noch am selben Tage angekommen, zur Freude des Eigentümers. Ohne zu zögern war sie die Strecke von 300 Kilometer geflogen.

Dieter dachte noch oft an seine Taube ... voller Wehmut und voller Stolz. Nun wußte er wenigstens, wo sie war, seine kleine Taube.

Erika Täuber

FLEDERMÄUSE - *mehr Schutz den nächtlichen Helfern!*

Ein seltsames Säugetier

Diese Tiergruppe hat viel Seltsames und Wunderbares an sich. Sie ist außerdem lange zu Unrecht mit allerlei Aberglauben und unsinnigen Vorstellungen umwoben gewesen, und es lohnt sich, mehr darüber zu erfahren.

Im System der Säugetiere nehmen die Fledermäuse eine besondere Stellung ein, da sie als einzige Säugetiere durch Ausbilden der Hand zum Flugorgan das Reich der Lüfte erobert haben. Lange Zeit hindurch sind die Fledermäuse für die Wissenschaft eine rätselhafte Tiergruppe geblieben. Vieles an ihnen ist noch heute rätselhaft.

Man weiß schon länger, daß sie als Säugetiere lebende Junge zur Welt bringen, winzige putzige Geschöpfe, die während des Fluges vom Weibchen mitgetragen und aus in die Achseln mündenden Zitzen gesäugt werden. Man erkannte die Wärmebedürftigkeit der Fledermäuse, durchforschte ihren langen Winterschlaf und ihre geheimnisvollen Wanderwege . . .

Eines blieb aber bis in unsere Zeit ein Rätsel, das zu vielen Vermutungen und Theorien Anlaß gab. Wie können diese Tiere ihre zielsicheren Beutezüge bei stockfinsterner Nacht durchführen? Erst gegen Ende des zweiten Weltkrieges konnten Forscher die sensationelle Entdeckung machen, daß die Fledermäuse auf ihrem nächtlichen Flug ein unfehlbares „Radargerät“ benutzen. Durch das Ausstoßen schriller, dem menschlichen Ohr nicht mehr wahrnehmbarer Schreie senden sie Schallwellen aus, die beim Auftreffen auf einen Gegenstand zurückprallen und im Gehirn des Tieres ein Hindernis oder ein angepeiltes Beutetier registrieren.

Vom Winterschlaf

Wenn der Herbst mit seinen ersten Frost- und Nebelnächten Einzug in die Wälder unserer Heimat hält, und die Natur, gleichsam zum Abschied, ihr buntestes Kleid anlegt, dann neigt sich der Kreislauf des Lebens draußen scheinbar seinem Ende zu. In Wirklichkeit ist es aber nur ein tiefer, langer Schlaf; nicht ein Ausruhen nach den Mühen des vergangenen Jahres, sondern ein Winterschlaf. Die Natur versucht dadurch, den Unbilden der kalten, lebens- und wachstumsfeindlichen Jahreszeit zu entgehen.

Von den Säugetieren, den höchstehenden Lebewesen, hat nur eine sehr kleine Gruppe

diese Fähigkeit des Winterschlafes erlangt; wie etwa Siebenschläfer, Igel und Dachs. Gleichwohl unternimmt letzterer im Winter auch Streifzüge. Andere, zum Beispiel Hamster, legen riesige Vorräte in Kammern an. Davon zehren sie dann während des Winters.

Am ausgeprägtesten haben aber wohl die Fledermäuse ihren Winterschlaf entwickelt, da sie als reine Insektenfresser eine andere Möglichkeit der Überwinterung sonst gar nicht hätten; es sei denn, sie würden wie Zugvögel weite Wanderungen nach Süden unternehmen.

Zwanzig einheimische Fledermausarten

Es gibt in unserem Lande — was viele gar nicht vermuten — 20 Fledermausarten. In unserer engeren Heimat sind 12 Arten nachgewiesen, unter denen man nach ihrer Lebensweise zwei Gruppen unterscheiden muß: die Gebäudefledermäuse und die Baumfledermäuse.

Zu den Gebäudefledermäusen gehören vor allem die Hufeisennase, die Riesenfledermaus (auch Mausohr genannt), die Zwerg- und Mopsfledermaus. Sie sind Bewohner alter Kirchtürme, Keller- und Speicherräume, hängen hinter alten Fensterläden und suchen die menschlichen Behausungen. Auch die Langflügelige und die Spätfliegende Fledermaus, sowie das Langohr finden sich gelegentlich in Gebäuden ein. Die Trennung in der Lebensweise kann gegendweise verschieden sein.

Die Riesenfledermaus (Mausohr) erreicht eine Flügelspannweite von 40 Zentimetern. Sie tritt oft in großen Kolonien auf, wo sie traubenförmig am Tage beisammenhängen und nachts auf Beute ausfliegen. Es gab Kolonien — vielleicht gibt es sie noch — von Hunderten solcher Riesenfledermäuse. Man kann sich vorstellen, welche Mengen von Insekten im Bereich solcher Vorkommen vertilgt werden. Dabei ist noch die besondere Gefräßigkeit der Fledermäuse zu erwähnen.

In ihren Kolonien leben die Fledermausarten streng nach Arten und oft auch nach Geschlechtern getrennt. So finden wir zur Zeit der Geburt der Jungtiere regelrechte „Wochenstuben“, während es die Männchen vorziehen, diese aufregende Zeit lieber abgesondert zu verbringen.



Eine Wochenstuben-Gesellschaft von Langohr-Fledermäusen in einer künstlichen Fledermaushöhle
Aufn. Josef Hürkamp

Die Lebensweise der Gebäudefledermäuse ist gut bekannt. Über ein halbes Jahr verbringen sie „hängend“ im Winterschlaf bei einer Dauertemperatur von rund fünf Grad über Null und bei fast 100prozentig gesättigter Luftfeuchte. Während des Winterschlafes ist der gesamte Lebensrythmus auf ein Minimum herabgedrückt. Nur wenige Herzschläge erfolgen in der Minute und die Tiere liegen in einer Kältestarre, bei der die Körpertemperatur bis zu null Grad absinken kann. Wenn zur Frühlingszeit die Fettreserven aufgezehrt sind, verläßt die Fledermaus klapperdürri ihr Winterquartier.

Den Waldfreund interessiert besonders die Gruppe der nützlichen Baumfledermäuse. Dazu gehören der Abendsegler, die Bart- und Fransenfledermaus und die Langohr-Fledermaus. Sie schlagen draußen im Wald in Baumhöhlen ihre Sommerquartiere auf, um dort wahrscheinlich auch zu überwintern. Ähnlich wie die Höhlenbrüter unter den Singvögeln sind diese Baumfledermäuse in große Wohnungsnot geraten, seitdem unsere Wälder keine faulen und ausgehöhlten Alteichen mehr beherbergen.

Es sollte deswegen die dringende Aufgabe des Menschen sein, den Fledermäusen in Form künstlicher Fledermaushöhlen das wiederzugeben, was er ihnen genommen

hat. Leider ist dies nicht so einfach wie bei vogelnistkästen; denn die Fledermäuse haben eine viel kompliziertere Lebensweise und stellen recht hohe Ansprüche.

Hilfe gegen die Wohnungsnot

Fledermäuse sind neuerdings aus wirtschaftlichen Erwägungen wieder in unser Blickfeld gerückt, vor allem bei Waldbesitzern und Forstleuten. Als man die Nützlichkeit der Fledermäuse dank ihrer Vertilgung nachfliegender Schadinsekten erkannte und mit Schrecken den rapiden Rückgang dieser Nützlinge verspürte, suchte man nach Mitteln und Wegen, sie zu beschützen und ihnen zu helfen.

Wie aber kann den Baumfledermäusen geholfen werden? Zumindest läßt sich heute für Fledermäuse ein brauchbares Sommerquartier schaffen, wo die Weibchen auch ihre Wochenstuben einrichten und die Jungen großziehen. Unter den vielen verschiedenartigen Modellen haben sich bestimmte Kästen, vor allem in zwei Formen, als brauchbar erwiesen: Der Holz-Fledermauskasten (von Dr. W. Issel entwickelt) und die Holzbeton-Fledermaushöhle der Firma K. Schwegler. Letztere hat den Vorteil, daß sie viel billiger und dauerhafter ist, sowie gern

angenommen wird. Übrigens gehen Fledermäuse auch gerne in Vogelnistkästen, wo sie bei der Herbstkontrolle gefunden werden. Die Trennung von Vogel und Fledermaus ist daher Hauptaufgabe jedes künstlichen Fledermaus-Sommerkastens. Im Gegensatz zu Vogelnistkästen besitzen Fledermaushöhlen an der Unterseite der Kastenvorderwand (Deckel) einen schmalen Einflugschlitz, und die Fledermäuse hängen sich innen an der Kastenoberseite tagsüber mit dem Kopf nach unten auf.

Ungelöst im Fledermausschutz ist immer noch die rechte Beschaffenheit brauchbarer Überwinterungsquartiere für Baumfledermäuse. Zweifelsohne waren es früher feinste Spalten und Ritzen inmitten mächtiger Alteichen. In diese konnte keine Winterkälte eindringen. Solche Alteichen sind selten geworden, und die Tiere müssen oft weite Suchflüge zu geeigneten Winterquartieren unternehmen, über deren Art wir wenig wissen. Hier sind noch wichtige Fragen aufzuklären.

Beispiel einer Fledermaus-Ansiedlung

Ein Forstbetrieb unserer Heimat hatte stets mit mannigfachen KiefernSchädlingen zu kämpfen. Man ergriff alle verfügbaren Möglichkeiten des biologischen Forstschutzes, also auch den Fledermausschutz. In den Jahren 1956 bis 1961 wurden die Nistkästen für Singvögel von 283 auf 450 gesteigert; die Zahl der Fledermauskästen (verschiedene Typen) wurden von 0 auf 100 aufgebaut. Im gleichen Zeitraum konnte eine Vervierfachung der Fledermaus-Tierfunde bei den alljährlich mehrmals erfolgenden Kastenkontrollen registriert werden. Die Trennung von Fledermäusen in Vogelkästen und solchen in Fledermaushöhlen wurde beiseite gelassen. Über 400 Fledermäuse (sie verteilen sich auf acht Arten) wurden beringt, in der Mehrzahl: Langohrfledermäuse, Franzen-, Bart- und Zwergfledermäuse sowie Mausohren.

Dieses Ergebnis mit seiner kontinuierlichen Steigerung des Fledermaus-Bestandes erscheint als sehr günstig. Es wäre freilich falsch, wollte man die Schwierigkeit und die Geduld verheimlichen, welche die Fledermausansiedlung und der Fledermausschutz — im Gegensatz zum Vogelschutz — erfordern. Andere Forstämter weisen wesentlich geringere Erfolge auf. Das hängt nicht zuletzt mit der geringen Vermehrungsrate (nur ein Junges im Jahr) der Fledermäuse zusammen. Das Beispiel zeigt jedoch, daß

Spaziergang in den Herbst

von Erika Täuber

*In milder Sonne liegt das Dorf,
das ich auf meinem Wege fand.
Kronsbeere blüht auf braunem Torf,
Brombeere reift am Grabenrand.
Kartoffelfeuer steigt empor.
Die Sonnenblume blüht am Haus.
Und lautlos — über dunklem Moor —
fliegt schon die erste Fledermaus!*

man diesen liebenswerten und nützlichen Säugetieren helfen kann!

Lebenslange Standorttreue

Besonders wertvoll für die biologische Schädlingsbekämpfung ist die enorme Standortstreue der Fledermäuse. Auf die einmal angesiedelten und sich vermehrenden Fledermäuse darf man lange Jahre zählen. Beispielsweise wurden bei Kastenkontrollen ganze Fledermausfamilien viele Jahre lang in ein und demselben Kasten oder ganz in der Nähe wiedergefunden. Die Lebensdauer einer so kleinen Fledermaus kann erstaunlicherweise ein Jahrzehnt betragen.

Diese Standortstreue erklärt auch die vielen Wiederfunde beringter Fledermäuse. Bei verschiedenen Fledermausansiedlungen wurden mehr als ein Viertel aller Tiere regelmäßig wiedergefunden und abgelesen. Mit der Standortstreue verbunden ist ein erstaunliches Heimfindevermögen. Fledermäuse, die man 30 km und mehr verfrachtet hatte, waren in kurzer Zeit wieder in ihrer gleichen, alten Fledermaushöhle. Das erschwert umgekehrt die Ansiedlung fremder Fledermäuse, weil sie leicht in ihre Heimat zurückfliegen. So wurden in einem 50 km entfernt liegenden Revier Fledermäuse ausgesetzt, die alle wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Schutz der Fledermäuse tut dringend not!

Zum Abschluß sei über den so dringend nötigen Schutz unserer nützlichen Fledermäuse hinaus noch auf den törichtten Aberglauben hingewiesen, der in manchen Köpfen spukt. Dieser ist natürlich barer Unsinn! Tatsächlich stellt die vielverfolgte Fledermaus ein liebenswertes Geschöpf dar. Ihre klugen Auglein flehen uns um Hilfe und Nachsicht an, und ihr Schutz müßte uns am Herzen liegen. Solcher Schutz bedeutet gewissermaßen eine ethische Verpflichtung gegenüber dem schwächeren, verfolgten Geschöpf. Andererseits ist er wirtschaftlich notwendig für den gesunden Wirtschaftswald!

Josef Hürkamp



Das Rehkitz

Es war erst einige Minuten alt und noch viel zu müde zum Aufstehen. Da lag es nun in einer Grasmulde und hob mühsam den Kopf; auch das war schon eine Anstrengung. Dann bewegte das Rehkitz die Ohren. In der Nähe auf der hohen Tanne sang ein Vogel. Das hörte sich schön an. Auf dem Waldweg knackte es von morschem Holz.

„Das sind Menschen!“ sagte die Rehmutter zu ihrem Jungen. „Auf die mußt du ganz besonders gut acht geben. So, und nun komm und steh auf! Ich weiß doch, daß du es kannst!“

Das Rehkitz seufzte. Auf diesen langen, dünnen Beinen sollte es stehen können? Das war doch unmöglich! Aber vorsichtig erhob es sich.

Die Rehmutter war sehr geduldig. Sie leckte ihr Junges, beschnupperte die kleinen Nüstern und ließ ihm ihre Wärme und Fürsorge spüren.

Endlich stand das Rehkitz auf seinen Läufen — stakig und ungelenk. Vorsichtig machte es den ersten Schritt, den zweiten — und endlich fand es das Gesäuge der Mutter. Zufrieden trank es die warme Milch; aber auch das Saugen (Trinken) war noch anstrengend, ganz erschöpft lehnte das Kitz sich an die Mutter.

„Komm, wir wollen schlafen!“ sagte die Rehmutter.

Das Kitz ließ die Läufe einknicken und kuschelte sich an die Flanke der Mutter. Ach, das tat gut. Zufrieden schloß es die Augen. Es hörte noch die Stimme seiner Mutter.

„Schön bist du, mein kleiner Sohn. Einmal wirst du ein starker Rehbock mit einem königlichen Kopfschmuck. Jetzt hat deine Decke noch hellbraune Farbe mit vielen weißen Tupfen darin. Das ist eine Tarnfarbe. Niemand soll dir ein Leid antun. Du weißt, bei mir darfst du dich geborgen fühlen!“

Am nächsten Morgen regnete es. Das Rehkitz hörte, wie es auf Bäume und Büsche tropfte. Die Luft war grau und feucht.

„Bleib schön in der Mulde liegen!“ sagte die Rehmutter. „Du mußt dich ganz dicht an den Boden drücken, wenn du ein Geräusch hörst!“

Das Rehkitz verstand nicht alles, was die Mutter meinte. Warum durfte es nicht auf

der Wiese heruntrollen wie die jungen Hasen oder die Waldwege entlanghuschen wie die flinken Eichhörnchen? Von seiner Mulde aus sah das Rehlein seltsame Dinge. Menschen auf zwei Rädern oder in großen Kästen. Es hörte den Axtschlag der Holzfäller, das Knattern der Mähmaschine und gewöhnte sich daran, allein zu bleiben ...

Eines Tages nahm die Mutter ihr Junges mit, und es sah von weitem die Wohnungen der Menschen. Die Zweibeiner waren immer laut. Man konnte ihre Stimmen schon von weither hören. Auch ihre Hunde waren laut. Als das Kitz zum erstenmal das wütende Bellen eines Hundes hörte, machte es ganz erschrockene Augen und flüchtete ...

Bald aber konnte das kleine Reh vieles unterscheiden. Es wußte, wann Gefahr drohte und daß es besser war, sich ganz still zu verhalten.

Oft war das Rehjunge so ausgelassen, daß die Mutter mahnen mußte, vorsichtig zu sein: „Bleib immer schön hinter mir!“ sagte die Ricke dann ärgerlich. „Du weißt, sonst passiert noch ein Unglück! Dann kann ich dir nicht helfen. Also, höre auf deine Mutter!“

Jedoch das Rehlein hörte nicht gerne auf die Mutter, fühlte sich schon groß und kräftig und meinte, es könne längst allein auf sich aufpassen!

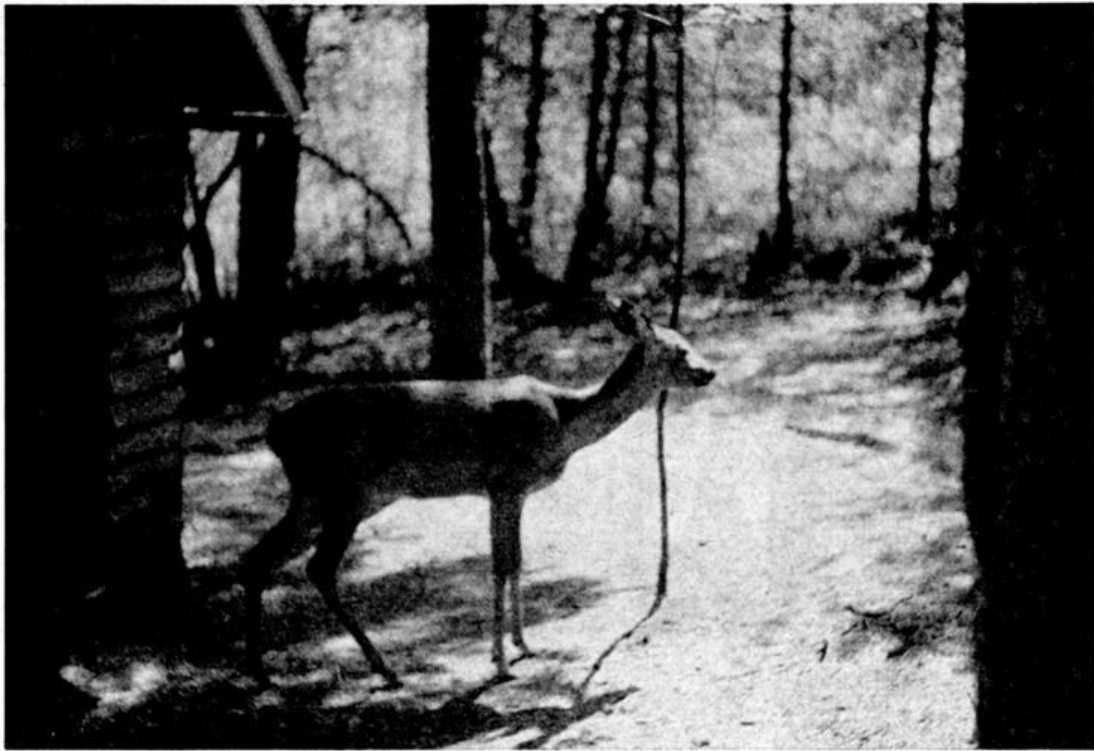
Jeden Abend passierten sie den Wildwechsel, der über eine breite Straße führte. Die Rehmutter sah die hellen, grellen Scheinwerfer von weitem; das Junge aber sprang vor seiner Mutter auf die Fahrbahn, wurde von der Stoßstange des Autos erfaßt, fiel zu Boden und schrie auf ...

Brennender Schmerz bohrte in seiner Flanke. Als das Rehkitz den Kopf zu seiner Mutter wendete, sah es wie sie hilflos am Rande der Straße stand. Warum nur half sie nicht?

Das junge Reh versuchte, sich aufzurichten, und hörte die Stimmen der Menschen näherkommen. Da sprang die Ricke in den Wald zurück und das Rehkitz war allein. Vor Angst begann das Tier mit den Läufen zu schlagen, als ein Mann es betastete.

„Das Reh ist verletzt!“ sagte der Autofahrer. „Kommt, faßt mal mit an! Wir tragen es ins Auto!“





Aufn. Erika Täuber

Doch das Rehkitz wollte nicht ins Auto. Es wollte zurück zu seiner Mutter in den Wald! „Na, nun mal ganz ruhig!“ sagte die Begleiterin des Mannes und streichelte über das hellbraune, weißgetüpfelte Fell des Tieres. Die Frau hatte weiche Hände und eine tröstende Stimme.

Das kleine Reh legte den Kopf auf die Seite. Es war so müde und ganz und gar verloren ohne seine Mutter...

Das Auto holperte und huppelte über ausgetrocknete Waldwege. Endlich hielt es vor einer Försterei. Ein Mann in grünem Rock kam heraus. Er rauchte eine abscheuliche Pfeife. Das Reh mußte niesen, als der Mann sich über es beugte.

„Na, kleiner Freund?“ sagte der Förster. „Da ist ja wohl jemand wieder ganz und gar unvernünftig gewesen? Na, das kriegen wir wieder hin. So schlimm ist es nicht, wie es aussieht!“

Das junge Reh glaubte dem alten, erfahrenen Förster nicht. Wer weiß, was die Menschen nun noch mit ihm vorhatten! Zwei Tage lag es auf seiner Strohschütte, ohne sich zu rühren. Dann begann der Hunger abscheulich zu zwicken und zu zwacken.

Die Lore vom Förster kam immer wieder mit der Milchflasche, das Böcklein leckte nicht einmal daran, lieber wollte es sterben!

Das sah ein Storch, der gerade auf dem Hof vorbeistolztierte: „Ach, sieh an, schon wieder ein Findelkind!“ klapperte der vergnügt. „Kuck mal, hat der Förster mich nicht schön wieder zusammengeflickt?“

Das Reh sah hoch. Freund Adebars Flügel war geschient; dennoch schien der Langbeinige ganz vergnügt zu sein: „Fühlst du dich auch so allein?“ fragte das Reh traurig.

„Allein?“ lachte Adebar. „Sieh mal hoch! Kuck dich doch um, du Trauerkloß! Na? Dort, das ist die Dohle Cook und im Baum schläft die Eule Mausl. Dann haben wir noch den Wildkater Rex und den Fasan Goldi! Sie alle waren krank und lagen jämmerlich verlassen draußen in der freien Wildbahn. Der Förster hat sich ihrer angenommen. Nun wollen alle gesund werden und leben. Einmal dürfen wir wieder in die Freiheit zurück; aber erst, wenn wir richtig hergestellt sind. Das willst du doch auch?“

Und ob das Rehkitz das wollte. Nun konnte es kaum die Stunde erwarten, daß Lore mit der Milchflasche kommen würde. Es wollte auch gesund werden wie die anderen.

„Es trinkt! Es trinkt!“ rief Lore. „Nun ist es gerettet!“ Sie streichelte das Reh, und beide waren seit Tagen zum erstenmal wieder ganz froh.

Das verletzte Rehlein blieb lange im Gehege des Försters. Seine Decke wurde dunkelbraun. Die weißen Flecken im Fell verschwanden. Nur eine Narbe blieb an der rechten Flanke — und die Furcht vor den Autos.

Eines Tages wurde das Gatter geöffnet, das Reh sprang zurück in die Freiheit. Es war jetzt so erwachsen, um für sich selber sorgen zu können.

Der dunkelbraune Rehbock mit der Narbe sah seine Mutter wieder. Sie beschnupperten sich und standen still beieinander. Ob sie sich wiedererkannten?

Die Rehmutter hatte bald wieder für ein kleines Kitz zu sorgen. Der Dunkelbraune rieb sein Geweih am Stamm einer Birke. Er sah seiner Mutter nicht nach, die langsam in das Dunkel des Waldes davonzog.

Erika Täuber

Dat witte Reih

Ower Nacht was dei ganze Welt witt worden; dei ganze Welt, tauminnt so völ dorvan, as dei veierjöhrlige Anneleen ut ehr Fenster seihn kunn. Dei Däcker wassen nich mehr rot, dei Strücker nicht mehr greun, dei Gaornwäge nich mehr schwatt: Alles leeg vull van witten Schnei.

Aower wat was dat? Anneleen köm höger up den Stauhl, up den sei all kneien dö, un drückde ehre Näsen gägen dei Schieven. Dor seet of leeg ein Deert, wat sei in ehr Läven noch nich seihn har. Einen witten Kopp har 't, mit lange Ohrn dor an; staakige

Beine, wo 't up liggen dö; einen witten Rüggen.

Anneleen was Fүүr un Flamme; sei rönnde in dei Köken un haolde dei Mauder: „Kiek is, dor in usen Gaorn!“

„Dat is ja ein Reih!“, dö dei Mauder heil vergneugt. Earnsthaftig settde sei dortau: „Dat is vannacht woll ut 't Holt hierher lopen; buten is dat nu alltiet so kolt — —“

„Wat is 'n Reih?“, frög Anneleen. „Kann ik dor mit spälen? Deiht dat Reih mi wat?“

„Ne! Ein Reih is doch kien Wulf, Anneleen!“

Dei Lütke gleichde vör Drockte. Dat hülpe nich, dei Mauder müß mit nao ünne hen, in den Gaorn. Anneleen keek sik mit grote Ogen dat Reih van alle Sieden an. Dann eide sei mit ein paor Fingers den Hals. Sei trück dei Hand foors weer trügge. Ne, dat Reih har sik nich röög; aower 't feuhlde sik so isig an.

„Wi willt dat Reih mit in't Hus nähmen“, sä Anneleen, dat 't weer warm werd!“

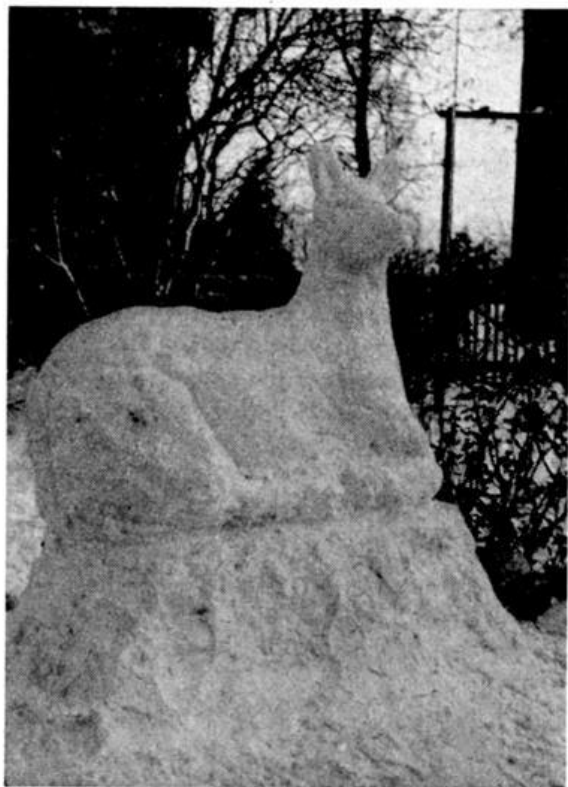
„Dat geiht nich, Anneleen, un dor mag 't uk gaor nich wäsen. So, un nu kumm! Änners verküllst du di noch!“

Anneleen wull nich. Ehr Hart puckerde: Dat was wat! Dor kunn sei mit spälen! Ein Reih! Un dat lööp nich is weg!

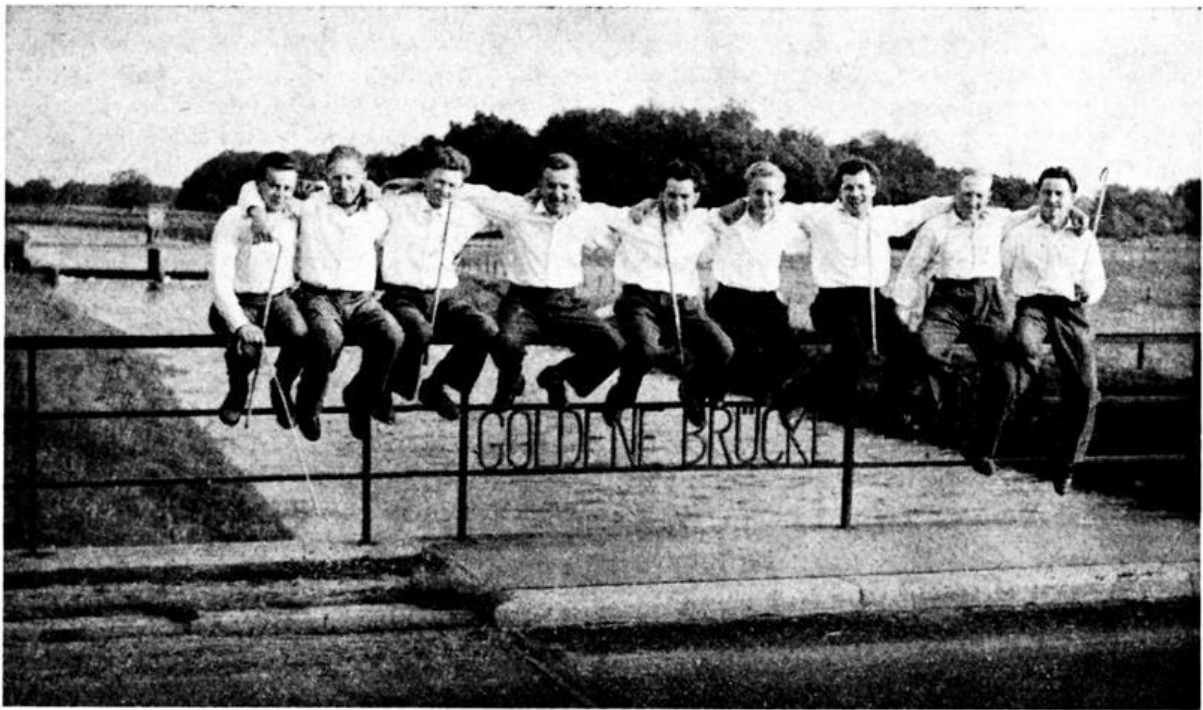
Dei Mauder bröchde ehre lütke Tochter einen Mantel un ein Paor Hanschen van baoven. Anneleen trück sei an.

„Dann blief noch man 'n bäten“, verlöfde dei Mauder.

Dei Vaoder har'n paor fixe Hannen. Gistern har hei sik dacht, hei kunn ut den Schnei doch is maol wat änners as einen Schneikerl bauen. Nammdaogs har dei Schnei gaut backt, un nao eine Stunn, as 't all düüster weren wull, har dat witte Reih in den lütken Gaorn staohn.



Aufn. Heinz von der Wall



Eine Dümmerlohausener Wandergruppe erwandert sich regelmäßig jedes Jahr ein Stück unserer heimatlichen Landschaft. Das Bild zeigt die Gruppe auf der Goldenen Brücke bei Goldenstedt anlässlich einer Wanderung von Barnstorf bis Wildeshausen. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Dat bleef noch länger Fröstweer.

Anneleen har elk Dag van neien ehren Spaoß, wenn sei nao ünner gaohn un mit dat Reih spülen kunn. Dat was nu ehr Fründ worden, un sei müß üm alles vertellen, wat sei belävt har, wor sei sik öwer freuen dö un wor sei öwer weenen müß. Eine olle Däken har sei üm öwer den Rüggen leggt, un dann kunn sei up dat Reih rieden — wekker weit, wor dat hengükn? In den Busk, dör 't Holt, öwer wiede Wisken in ein Land, wat blot Anneleen un dat Reih kennden?

Man Anneleen drüff nich lange ünner blieven. Bold rööp dei Mauder: „Kumm herin, Anneleen, änners verküllst du di!“

Dat rööp sei alltiet, un Aneleen müß dann kaomen. Dei Tiet was so kort, wor sei bi 't Reih in 'n Gaorn wäsen drüff. Amenn was sei dorüm so fein. Un bold köm dei neie Dag . . .

Dat was all meist Freuhjaohr worden. Dei Sünne kreeg mehr tau seggen, un up eenmaol füng dat an, uptaudeihen. Warm trück dei Wind. Dei Schnei schmüllt weg, as wenn hei up eine Heerdplatten leeg.

Woll gaut was 't, dat jüst an dissen Dag Anneleens Oma Namensdag har un Anneleen ehr besöken dö. Dat was nix för ehr wäsen, wenn sei mit ankieken müßt har, wo dat Reih van Stunn tau Stunn tausamen-sackde. Erst füllen dei Ohren af, dann pul-

terde dei Hals mit 'n Kopp nao ünner hen. Bold jaohnde an dei Siete, wor dei Sünne up scheen, ein groot Lock in den Buuk van dat arme Deiart.

As Anneleen an 'n ännern Morgen ehren Fründ begreuten wull, leeg an dei Stäe, wor hei staohn har, nix as vällicht 'n gauden Emmer vull krömmigen un griesen Schnei.

Dei Lütke kunn nich begriepen, wor ehr Spälkameraod up einmaol bläwen was. Sei söchde den Gaorn af un kreeg ehre Schauhe dor ganz schettrig bi. As sei üm nargends finnen kunn, lööp sei nao ehre Mauder.

Wat kunn dei väl seggen? Dat Reih was weg. Dei Sünne har 't mit sik naohmen.

„Worüm wullt du denn schreien, Anneleen?“

Dat Kind stünden dei Traonen up dei Bakken un 't wull nich is liden, dat dei Mauder sei afdröögde. Wat was dat för eine Sünne, dei einen dat Leiwste wegnähmen dö?

Sei kunnen mit Anneleen nix mehr anfangen . . . Tau 'n ersten Maol in ehr Läden har seit wat verloren, wor ehr Hart ganz an hangen har. Sei sprüng nich dör 'n Flur un störmde nich mit Lachen dei Treppen hendaol. Dat Reih was weg.

Dei Öllern gewen sik väl Meihte un wullen sei upmuntern. Sei haolden ehr ännern Späältüügs un köffden ehr elk Dag wat Neies. Man sei wull 't nich seihn. Dei Öllern

würden bange, off Anneleen nich krank würd. Sei was nie krägel un driest as änner Kinner un alltiet wat fien un minn. Un nu füng sei an tau quienen.

*

Dei Daoge gungen der her. In Boom un Struuk röögte sik nao den langen Winter dat neie Läwen.

As Anneleen nao eine Wäken up möe Beine weer herunner trippelde in den Gaorn, seeg sei up eine Stäe säwen, acht, nägen witte, gäle un lila Blaumen. Sei bleihden jüst dor, wor dat Reih staohn har.

Anneleen rööp dei Mauder un trück sei mit sik nao dat Blaumenbettken.

„Kiek is, dei Krokus bleiht all!“, wunnerde dei Mauder sik. „Man wor sünd dei änner? Wi harn doch noch väl mehr!“

Do füllt ehr up, wor disse Blaumen ut dei Eern wassen wörn.

„Och so“, sä sei, „dor kummt dat van! Anneleen —“, sei böögde sick nao ehr Kind daol, „Anneleen, wenn dien Reih hier in dei kolle Tiet nicht staohn har, wassen disse Blaumen uk dotfroren. Dat Reih heff sei bi dei Külle warm hollen.“

Anneleen verstünd dat nich ganz, wo dei Mauder dat meende. Aower sei wüß, dat up disse Stäe hier ehr witt Reih staohn har. Un nu bleihden dor dei Blaumen.

Up eine Aort — kunn sei wäten, up wat för eine? — harn dat Reih un disse moien Blaumen mit'nänner tau dauhn. Vällicht, wenn sei disse Blaumen wat vertellde, — vällicht höörde ehr Reih dat uk — — un vällicht, wenn sei dei Blaumen eide, feuhldde ehr Reih dat, wor 't uk ümmer was — — —

Do seeg dei Mauder Anneleen weer lachen.

Heinz van der Wall

Die nordische

Ringdrossel

Wenn im zeitigen Frühjahr an den Ufern unseres Bruchbaches die ersten Blumen blühen, die Lerchen über sprossenden Feldern ihre Lieder singen, muntere Kiebitze in gaukelndem Fluge sich treiben, dahinjagen und mit übermütigem Geschrei die Luft erfüllen, dann kommen mit den Scharen der Zugvögel manchmal auch seltene Fremdlinge in unsere Gegend wie die nordische Ringdrossel (*Turdus t. torquatus*). Dieser Vogel gibt hier an den schmalen Ufern unseres Bruchbaches hin und wieder eine stille und kurz Gastrolle.

Die nordische Ringdrossel unterbricht ihre Wanderung — das tun fast alle Zugvögel mal für kürzere, mal für längere Zeit — vielleicht, um etwas auszuruhen und um Nahrung zu suchen, vielleicht aber auch, um besseres Wanderwetter abzuwarten. Anscheinend hat sie es nicht sonderlich eilig, in ihre Brutheimat zu kommen. Rechtzeitig ist sie aus ihrem Winterquartier aufgebrochen. Aber dort, wo sie seit uralten Zeiten ihre Kinderstube hat, in den Gebieten Nordeuropas von Nordengland über Skandinavien, Nordfinnland bis zur Kola-Halbinsel, ist es um diese Zeit noch recht ungemütlich und unwirtlich. Dort führt der Winter nicht selten bis weit in den Mai-Monat hinein ein strenges Regiment.

So ist es nicht verwunderlich, daß die nordische Ringdrossel sich Zeit läßt und hierzulande auf der Rast — wenn auch nicht allzu häufig — beobachtet wird, d. h. wenn man sehr viel Glück hat. Sie hüpfte in weiten Sprüngen auf den sumpfigen Bruchwiesen oder am feuchten Waldboden daher, zuckt nach Drosselart mit Schwanz und Flügeln, stößt bei der Futtersuche mit ihrem orangefelben Schnabel das faulende Laub zur Seite und singt zur Abwechslung auch wohl mal ihr Lied. Dieses hat Ähnlichkeit mit dem Lied der Singdrossel, wird aber abgehackter vorgetragen und klingt nicht so volltönend.

Da die Brutheimat dieses Wandervogels — wir sagten es schon — die weiten, vielfach menschenleeren Gebiete Nordeuropas sind, ist er wie viele der dort beheimateten Vögel dem Menschen gegenüber oftmals von erstaunlicher Zutraulichkeit und Unbekümmertheit. Diese wird dem amselgroßen, mattschwarz gefärbten Vogel mit dem auffallend weißen Kopfband bei uns nicht selten zum Verhängnis. Solche Zutraulichkeit — meistens fälschlich als Frechheit bezeichnet — und das auf dem unscheinbar schwarzen Gefieder wie ein Halbmond wirkende, weithin sichtbare weiße Brustschild reizt Jugendliche und leider oft auch Erwachsene, die mit Schießgewehren herumlaufen. Sie machen



dann Dampf auf ein solch seltenes Tier, was gleichbedeutend ist mit Verwundung und Tod.

Heute ist es nämlich allzu oft noch so: Seltene und auffällig gefärbte Vögel sind hierzulande besonders gefährdet und bedroht. Sie werden oftmals bedenkenlos abgeschossen und nachher einfach weggeworfen. So muß es auch der in meiner Sammlung stehenden Ringdrossel ergangen sein. Sie wurde vor Jahren in einer Viehweide unter einer E-Leitung gefunden. Aber nicht die Leitungsdrähte waren schuld an ihrem frühen Tode, sondern, wie sich beim Präparieren herausstellte, eine Flobert-Kugel. Also auch in diesem Fall: abgeschossen und weggeworfen.

Für die seltenen nordischen Ringdrossel ist es also vorteilhaft, daß sie auf ihrer Wanderschaft durch stark besiedelte Gegenden seltene und keine allzu langen Ruhepausen einlegen, daß sie sich unauffällig und still verhalten und bald weiterziehen in ihre weite, unwirtliche nordische Heimat. Die

Höhen der stillen, einsamen und nur kümmerlich bewachsenen Bergwälder, die viele Blößen haben mit Viehweiden und moorigem Grund, mit Steinhaufen und Felsblöcken, sagen ihnen zur Anlage ihrer Nester besonders zu. Diese werden gut und stabil gebaut. Die Gelege bestehen meisten aus fünf Eiern und werden von den Altvögeln tapfer verteidigt.

Der Aufenthalt in ihrer nordischen Brutheimat dauert nur wenige Wochen. Kaum sind die Jungen herangewachsen, so gegen Ende August bis Anfang September, begeben sich alle erneut auf Wanderschaft. Dann streben die Vögel wieder ihren Winterquartieren zu, die sich vorzugsweise in Südwesteuropa, beziehungsweise in Nordafrika, befinden. Unterwegs tun sie sich gütlich an den reifen Vogelbeeren, die sie wie alle anderen Drosselarten als bevorzugte Nahrung lieben. Als in früheren Jahrzehnten „Krammetsvögel“ gefangen wurden, fand dabei dann und wann auch eine nordische Ringdrossel ihr Ende.
Bernhard Varnhorn



Die präparierte Ringdrossel aus der Privatsammlung des Verfassers

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Eine lustige Geschichte vom Fuchs nebst merkwürdigen Ratschlägen

Im Nachstehenden handelt es sich um den Auszug aus einem alten Buch, von dem das Titelblatt leider fehlt, so daß Titel, Verlag und Jahr der Herausgabe nicht angegeben werden können. Der Besitzer des Buches war um 1750 der Richter zur Eick in Friesoythe. Das Buch befindet sich jetzt im Besitz des Verfassers von diesem kleinen Aufsatz.

Wie ist dieses Thier gestaltet und wie vielerley Arten giebt es in Teutschland?

Diese Art Thiere findet man von dreierley Geschlechter, als Brand-Füchse, Creutz-Füchse und Blau-Füchse. Insgemein sind die Füchse 2 bis 3 Ellen lang, von röthlichten Haaren, einem langen und gleichsam wollichten Schwantz. Der Rüssel kommt auf Hundes-Art heraus mit aufgespitzten Ohren; wie dann auch die Füße denen Hundes-Füssen gleichen.

Die Brand- und Blau-Füchse sind die gewöhnlichsten, die Creutz-Füchse aber etwas rarer in Teutschland. Was sonst vor mancherley Arten der Füchse in Schonen, Norwegen, Schweden, Lief-, Finn- und Lapp-Land, auch Moskau und dergleichen giebt, wollen wir nicht berühren, weil wir nur reissende und schädliche Thiere, so in Teutschland anzutreffen seyn, vorstellen und dessen Fang und Tötung zeigen wollen.

Wo halten sich die Füchse am liebsten auf und wo trifft man sie an?

Dies Thier liebet die Wälder, absonderlich wo es dabei bergicht, doch verbergen sie sich auch auf den Feldern in Flucht-Bau.

In denen Wäldern sind sie den Dächsen ungemein gefährlich, jagen sie auch gemeiniglich aus ihren Bäumen und Höhlen und quartieren sich davor ein.

Des Tags läßt es sich, wie insgemein alle Raub-Thiere zu thun pflegen, wenig hören und sehen. Des Nachts trabet es aber alle Wege herum ihrem Raub nach.

Des Tages, obgleich in die Krümme zusammen gesteckt, gibt es doch auf alles genau acht und liegt in seinem Lager auf der Hut. So sie nur winden oder durch den Wind was empfinden (denn sie stecken die Nasen immer in die Höhe), so springen sie auf. Manche verschlafen zwar ihre Schantze und werden ihre Nachsteller nicht eher gewahr, als bis sie die Schrot im Leibe haben.

Was ist dieses Thiers Nahrung?

Das Geäss dieses Raub-Thiers ist Luder, Hünen, Gänse, Rehe, Haasen, Kaninchen usw. Ja alles Ungeziefer, wen es nichts weiters oder bessers antreffen kan, muss ihm herhalten.

Des Nachts lieget es meist dem Raub ob, schleicht und trabet auch bis in die Dörffer zum Bauern, und frisst weg, was es nur bekommt.

Worinnen bestehen mehr des Fuchses Eigenschaften?

Hierinne, dass er ein listig, schlau, boss-hafft, fürwitzig und stinkendes Thier sey und bey nahe allen andern Thieren aufsetzig. Wie listig dieses Thier, kann nur hieraus abgenommen werden, dass, wenn er von den Flöhen, welches im Sommer oft geschieht, so sehr geplaget wird, so siehet er, wo er einen Büschel Wollen bekommt. Das nimmt er in die Schnautzen, läuft damit dem Wasser zu und senkt sich hinterrucks immer nach und nach ins Wasser, erstlich den Schwantz, dann immer den übrigen Leib tiefer. Darauf begeben sich die Flöhe, welche das Wasser und nasse nicht wohl leiden können, immer besser hinauf zum trocknen, bis sie sich vom ganzen Leib weg und zum annoch trocknen Kopf retiriret und begeben haben. Diesen aber ziehet er gleichfalls allgemach hinab ins Wasser und jaget also die Flöhe mit einander in die Wollen. Wenn sie nun alle in die Wolle hinein, lässt er sie aus der Schnautzen fallen und hinschwimmen. Er aber steigt sauber und gereinigt wieder heraus.

Des Fuchsen scharffes Gehör kan hieraus erkennen werden; denn wenn er zur Winters Zeit, so die Wasser überfrohren, über die Flüsse traben muß, um seinem Geäss nachzugehen, so höret er gleich, ob das Eiss dick oder nicht. Und dieses geschieht vermuthlich aus dem Vernehmen und Rauschen des Wassers; denn wenn er das Rauschen stark hört, so gieng er nicht hinüber und verhungerte eher; denn er weiss gewis, dass das Eiss brechen, und er unfehlbar ersaufen würde. So er aber das Rauschen nicht stark höret, so wagt er sich darüber, und so ist es auch gewiss ziemlich dick, dass Menschen und Vieh ohne Gefahr wandeln können.





Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Die Thracier (gewisse Völcker in Asien) bedienen sich in Erforschung des Eisses jederzeit eines Fuchses, den sie vorher übers Eiss laufen lassen. So weit nun der Fuchs gehet, so weit gehen sie ihm sicher nach. Wenn aber der Fuchs umwendet und nicht gar über den Fluss will, so ist unfehlbar das Eiss nicht dick und dannenhero nicht tragbar.

Mit wenigen wollen wir auch nur gedenken, wie er die Vögel, Fisch und dergleichen listig betrüget und zu seiner Nahrung anlocket.

Dann so bald als er vermercket, daß sich auf einem Baum oder Gegend Vögel aufhalten, so siehet er, wie er zu einer Pfützen oder Sumpff kommen möge. Alldorten besudelt er sich trefflich mit Koth, schleicht hernachmals an den Ort, wo sich die Vögel aufhalten, und leget sich, so lang er ist, hin, nicht anners, als wenn er ein verreckt Aas wäre. Wenn solches nun die Vögel ersehen, so kommen sie, um sich zu ätzen, auf ihn geflogen. Er aber ergreift sie so meisterlich, als wenn sie auf dem Kloben wären gefangen worden.

Seines Schwantzes bedient er sich statt einer Fisch-Reussen. Diesen hängt er eine Weile ins Wasser, da dann die kleinen Fischlein hinzu schwimmen, sich darein verwickeln und, wenn er nun an der Schwehren vermerket, daß eine Parthie darinnen, so ziehet er geschwind solchen heraus, und hält also seine Mahlzeit.

Die Igel, wenn dieses Thier welche antrifft, verfolgt er trefflich, weil ihm ihr Fleisch vor anderm angenehm. Diese nun zu erwürgen, braucht viele Mühe, weil er sich schrecklich stechen würde, wenn er ihn lebendig fangen würde, weil er nirgends keinen Ort findet, wo er in anbeissen möge. Damit er aber den Kopff vom Igel bekommen möge, so kehret er solchen ganz leise um, besudelt ihn aber mit seinem Urin dergestalt, dass er plötzlich darüber ersticken muß. Dann packt er ihn und streift ihm die stachlichte Haut so nett ab, als nimmermehr ein Mensch verrichten könnte.

Worinne besteht die Nutzbarkeit des Fuchses?

Die Nutzbarkeit des Fuchses besteht meistens in dem Balg und Lunge. Denn jenes braucht man vor die Kälte, dieses zur Beförderung der Gesundheit.

Einen abgestreiften Fuchs in Wasser oder Oel gesotten, biss sich das Fleisch von den Beinen löst; dann sich darinn eine Zeitlang gebadet, befreyet die Menschen von Podagra und Gicht.

Diejenigen, so das Podagra von der Kälte haben, döffen sich nur des Fuchs-Balgs bedienen, welcher ihnen große Linderung schaffen wird.

Das frische Blut von einem getödteten Fuchs frisch getrunken, etwa ein halb Nösel (Seidlein), treibet den Stein von Stund an.

Will man das Blut nicht warm trinken, so kann man es dörren, wie das Bocks-Blut und nachgehends in Wein genießen.

Fuchs-Schmalz mit Aschen von den Wein-Reben, mit Lauch, lindert und verzehret die Beulen und Geschwulsten. Man braucht auch das Fuchs-Schmalz zu denen offenen Schäden. Item für die grossen Ohren-Schmertzen und andere Gebrästen. So einem das Haar ausgefallen ist, und es scheint, als wenn der böse Grind überhand nehmen wolle, so nehme man einen Fuchs-Kopff, brenne solchen zu Aschen und dann die Asche auf das Haupt gestreuet, heilet in kurtzen ab und macht das Haar wachsend.

Das Hirn von dem Fuchs ist gut denen jungen Kindern vor das Fraisch oder böse Wesen.

Ein Stücklein von einer Fuchs-Zungen genommen und auf den Ort gelegt, wo man einen Dorn oder Splittter eingestoßen, zieht solchen heraus. Wenn die Zunge aber dörri ist, so muss sie zuvor in warmen Wein gebeitzt werden.

Die Lunge oder Leber von einem Fuchs mit Wein gewaschen und in einem irrdnem Geschirr in einem Back-Ofen gedörri, gepulvert oder zu Aschen gebrandt, oder bey dem Feuer abgetrucknet und mit rotem Wein gestossen oder sonst verzuckert, wird nützlich genossen von denjenigen, so engbrüstig seyn. Davon darf man nur allemal 1 Quintlein schwer in ein reines Säcklein thun und in Wein legen.

Denen, die von wegen Gebrästen und Geschweren der Lungen von Tag zu Tag abnehmen, wird die Fuchs-Lunge sonderlich recommandieret; die da das Miltz sticht, ebenfalls.

Die Gall des Fuchses nimmt die Dunkelheit der Augen, wenn man sich damit salbet . . .

Wie ist dieses Thier zu vertreiben oder aus der Gegend wegzuschaffen?

Hiervon ist im ersten Theil und zwar gleich im Anfang genügend gehandelt worden. Beliebe also der geneigte Leser solchen nachzuschlagen, allwo vielerley Mittel beigebracht werden, solcher gefährlichen Gäste sich zu entschlagen. Wie dann auch die Fürst-Adeliche neu-ersonnene Jagd-Lust mehrere Hülfsmittel an die Hand geben wird, dass es also hier unnötig mehrers davon zu erwähnen.

Fritz Bitter

Unser Eichhörnchen

Als die ersten linden Lüfte von Süden wehten, hielt ein dunkler Eichkater seinen Einzug im Eichenhof und fand hier eine Eichkätzin. Die beiden sprangen fröhlich von Ast zu Ast, schnellten durch die Luft, fingen sich am Nachbarbaum auf und murksten vergnügt. Er zeigte sich von der besten Seite, war fürsorglich und fleißig beim Bau des Kobels in halber Höhe einer alleinstehenden Edeltanne. Zweimal zog die Eichkätzin eine Handvoll Junge darin auf.

Lichterfüllte Herbsttage folgten dem Sommerglück. In märchenhafter Farbenherrlichkeit leuchteten sonnenüberstrahlte Gärten, Fluren und Wälder. Diamantbesetzte Spinnfäden segelten in das Himmelsblau zu den glasklaren Fernen.

Um die Eichkätzin war es einsam geworden. Der fröhliche Kamerad von einst kam nicht wieder, als er eines Tages, während die letzten Jungen noch blind im Kobel lagen, weiter, immer weiter über die Äste hopste und jenseits der Landstraße im Walde verschwand. — Die Kinder verabschiedeten sich, als sie groß waren, auf die gleiche Art, wie einst der Vater, und suchten sich ein eigenes Revier.

Nun reißen die Herbststürme die bunten Blätter von den Bäumen. Die einsame Eichkätzin schaut mit ihren schwarzen Äuglein durch das Schlupfloch des Kobels dem feuchtkalten Treiben zu. Unruhe läßt sie nicht zusammengerollt im geschützten Nest schlafen. Als endlich die letzten Wolkenketten nach Osten weitergewandert sind, schlüpft sie ins Freie, gleitet den Stamm hinunter, hüpf in zierlichen Sprüngen über das feuchte Laub, springt die Hofmauer hoch und erreicht von da den niederen Ast des hohlen Walnußbaumes. Hier greift sie eine reife Nuß und trägt sie mit dem Mäulchen flink in das alte Versteck. Sie kommt zurück und birgt weitere Schätze für die karge, kalte Jahreszeit. Dann huscht sie wieder über die Mauer, um den Vorrat an Eicheln und Bucheckern zu ergänzen. Auf einer Fichte gönnt sich die Eichkatze einen Augenblick Ruhe. Mit den kurzen Vorderbeinchen dreht und wendet sie einen Zapfen, um den Hunger an dem Samen zu stillen.

Müdigkeit überkommt die schaffensmüde Erde. Ruhe breitet sich aus. Das Eichhörnchen verstopft das Schlupfloch des Kobels von innen, rollt sich zusammen und schließt die Augen.

Oskar Ehrlich



Erste Angst

Es begann im Winter, im Dezember oder Januar. Meine Erinnerung hinterließ nur das Bild eines früh dämmernden Tages. Ich war fünf Jahre alt, und hatte zum erstenmal Angst.

Nachmittags hörte ich sprechen um mich herum, über schlimme, unfaßbare Dinge. „Es ist kalt genug“, hatten sie gesagt, „nun kann es vor sich gehen.“

Und einer der Großen war mit dem Fahrrad weggefahren, um jemanden zu bestellen, der es vollbringen sollte.

„Na, was hat er gesagt?“, fragten sie, als der Bote zurückkehrte.

„Morgen früh um sechs“, antwortete er. „Später kann er nicht kommen.“

Sie nickten. „Um sechs. Gut!“

Ich hielt es im Hause nicht mehr aus, lief zwischen den Ställen umher und saß ratlos in der Scheune auf dem Stroh.

Es wuchs etwas in mir, dunkel und klumpig und bitter. Vielleicht würde ich krank werden. Ich flüsterte vor mich hin und versuchte, die Anzahl der Stunden bis zum Morgen auszurechnen, doch es gelang mir nicht.

Als der Nachmittagszug in der Kurve pfliff, sprang ich auf und lief über die Straße, unter den licht gewachsenen Tannen bis an die Bahngleise. Dahinter stand der schwärzliche Wald und kam mir unheimlich vor. Ich wäre um keinen Preis hineingegangen . . .

Der Himmel sah wie Stein aus, kaltgrau. Allmählich sank er zur Erde herab, denn schon dämmerte es. Laute trieben vorüber,



Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Was stellt der abgebildete Gegenstand dar, wofür wurde er benutzt, und wie bezeichnete man ihn? Dreimal darf der Leser raten!

Es handelt sich um ein aus Ziegelton gebranntes massives „Stöwken“ zum Wärmen der Füße und Beine. Frauen ließen es im Wirtshaus mit Holzkohlen füllen und trugen es mit in die Kirche, um es unter die Fußbank zu stellen. In der Gegend von Damme sehr beliebt unter der Bezeichnung „Hulkepotl“. Original im Pfarrhause zu Osterfelde.

seltsam ortlose Stimmen sprachen. Alle Geräusche klangen weit, alle Schritte.

Im Hause wurde eine Tür geöffnet, ich hörte, daß man mich rief, aber ich konnte nicht antworten, wollte es auch nicht. Dann lief ich darauf zu.

Später, im Bett, dachte ich: Nicht einschlafen! Ein Auto kam aus der Ferne näher, es hielt, und . . . wenn ich jetzt die Schritte hörte, dann war „er“ es! Das Auto fuhr weiter, und alles blieb still.

Nur nicht müde werden! Jedoch das Nachdenken schläfernte mich ein — — —

Nachts wurde ich wach, als ein Pferd gegen einen Pfosten schlug. Wie spät mochte es sein? Vielleicht schon vier oder fünf? Und sie würden gleich aufstehen und sich vorbereiten.

Meine Kammer grenzte an die Waschküche, in der es vonstatten gehen sollte. Ich mußte etwas tun, retten! Aber eine andere Furcht, die vor der Dunkelheit, drückte mich nieder.

Wenn er, der — Töter, schon im Hause war! Und er faßte mich an!

Als ich mich wieder unter der Decke hervorwagte, sah ich, daß der Mond schien. Ich horchte, hörte aber nicht viel: den Wind im Holunderbaum, die Tiere in den Ställen.

Da stand ich auf, öffnete die Tür und tastete mich durch die Küche zur Tenne. An den Kühen vorbei, die hörbar wiederkäuten, schlich ich zum angrenzenden Stall, in dem Conradine lag. Mein Bruder hatte ihr den Namen gegeben. Ich kannte sie von klein auf und hatte sie gern.

Die Tür klemmte, dann kam sie mir mit einem quietschenden Laut entgegen. Der schmale Gang, das niedrige Dach — herabhängende Strohhalme berührten mein Gesicht. Weghuschende Geräusche. Mein Atem stockte.

Nach und nach füllte sich die Stille mit dem röchelnden Atem von Conradine. Ich tappte weiter. Durch das verstaubte Fenster fiel ein Mondstrahl herein, ein Spinnennetz schaukelte im Luftzug.

„Conradine!“ flüsterte ich. Sie rührte sich nicht.

Da kletterte ich über die Brüstung, öffnete die nach draußen gehende Tür und stieß Conradine an. Sie schnaufte erschrocken.

„Lauf!“, sagte ich. „Ich will dich retten. Die Tür ist offen — siehst du! Du mußt fliehen!“

Ich stieß sie wieder an, bis sie aufstand und den Kopf zur offenen Tür wandte. Jedoch es drängte ein eisiger Wind herein, sie schüttelte unwillig die Ohren und legte sich wieder hin.

„Du weißt nicht, wer nachher kommt!“, jammerte ich, darauf kehrte ich niedergeschlagen in meine Kammer zurück.

Die Hähne krächten, als ich erwachte. Im Hause waren schon alle aufgestanden, in der Waschküche schimmerte Licht.

Plötzlich fiel mir das Furchtbare wieder ein, und die Angst vor ihm, der töten würde, kroch auf mich zu. Dennoch zog ich mich an, so schnell ich konnte.

Schon hörte ich, daß sie ihn einließen; schwere Schritte in der Küche, jetzt nebenan. Und die Stimme! Sie klang hart und jagte mir Schauer über den Leib; eine unwiderstehliche Macht jedoch zwang mich, mein Gesicht an den Spalt zwischen Tür und Rahmen zu drücken:

Er war breit und gedrunken. Sein Gesicht konnte ich nicht unterscheiden, weil er mir halb den Rücken zuwandte, aber ich stellte es mir fahl vor, mit stechenden Augen und großen Zähnen. Er trug plumpe Holzschuhe mit angenagelten Stiefelschäften, einen gestreiften Kittel, darüber ein Schürze. An der Hüfte, in einer Lederscheide, staken mehrere Messer, daneben baumelte ein Wetzstahl.

„Es kann losgehen!“, sagte er.

Dann gingen sie weg, die Männer. Als eine der Frauen Eimer hin- und herrückte, sprang ich ans Fenster und zwängte mich hindurch. Ich stieß mir das Knie, doch achtete ich nicht darauf.

Ich lief, und die Angst lief klirrend mit, während seine Stimme höhnisch in meinem Ohr nachklang: „Es kann losgehen!“

Nahe der Straße kletterte ich in eine verkrüppelte, in die Breite gewachsene Eiche und starrte zum Hause hinüber. Es sah fremd aus, der Mond stand unsichtbar dahinter.

Ich atmete nicht. Ich fühlte, daß mein Herz langsam in der Brust emporstieg, höher zum Hals hinauf.

Jäh begann drüben das Schreien. Entsetzliche Laute, die weit zu hören waren, die mich in Sekundenschnelle durchschüttelten, daß ich zu zittern anfang. Sie prallten in



mein Gesicht, schlugen über mir zusammen, ich würde darin untergehen.

Da preßte ich die Augen zu und biß auf die Zähne, jedoch die Angst brach mir den Mund auf und platzte in einem verzweiferten Schrei . . .

Dann wurde es drüben leiser. Noch einmal ein letzter Jammerlaut, danach hörte ich nichts mehr.

Ich kletterte nach unten und ging langsam auf das Haus zu. Stimmen drangen mir entgegen. Sie sprachen ruhig miteinander. Nur mit Mühe, meine Hände waren kalt, konnte ich durchs Fenster steigen, und erst im Bett fing ich an zu weinen.

Nachher hatte die Angst nachgelassen, und eine qualvolle Neugierde erwies sich stärker als meine Scheu — ich öffnete die Tür.

Conradine hing am Querbalken, mit dem Kopf nach unten. Er hatte sie schon ausgeweidet und schabte mit einem seiner Messer die letzten Borsten ab. Er lobte sie, schätzte ihr Gewicht, und als er mich sah, sagte er: „Und du bekommst das beste Stück davon.“

Mein Blick wanderte an ihm herauf, über die Stiefel, die Schürze, den Kittel ins Gesicht, das nicht erschreckend, nicht grauenvoll aussah, sondern wie andere Gesichter auch, etwas dicklich mit gutmütigen Augen. Aber ich schüttelte den Kopf, schüttelte den Kopf und ging schauernd an ihm vorbei.

Hans Pille

Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers

als Kleinstädter in der Weltstadt

(Fortsetzung)

In der Verbindung, der ich in München angehörte, schloß ich Freundschaft mit Hugo Krieger, einem Frohsinn und Behaglichkeit ausstrahlenden Ostpreußen. Wir gaben uns gemeinsam Mühe um die altfranzösische und altenglische Dichtung und besuchten beide den phonetischen Kursus und die Sprechübungen des englischen Lektors H. D. Wells. Zu unserem Kreis gehörten auch die Ostpreußen „Hanno“ aus Königsberg, heute Dr. med. Franz Hanowski, Chefarzt an einem Berliner Krankenhaus, und Andres, später Prälat am Dom zu Frauenburg, der vor einigen Jahren in der Pfalz verstorben ist.

Wir waren wirklich ein „fein Kollegium“. In den „Bamberger Bierhallen“ an der Kaufinger Straße aßen wir gemeinsam zu Mittag, falls wir nicht gerade „abgebrannt“ waren und das Mittagessen „an die Wand malen“ mußten. Hanno, der Mediziner, versuchte, mit schaurigen Erzählungen und sehr naturalistischen Schilderungen aus der Anatomie uns den Appetit zu verderben, wenn es etwas Gutes gab. Andres, der Theologe, wurde dann blaß und legte Messer und Gabel hin . . .

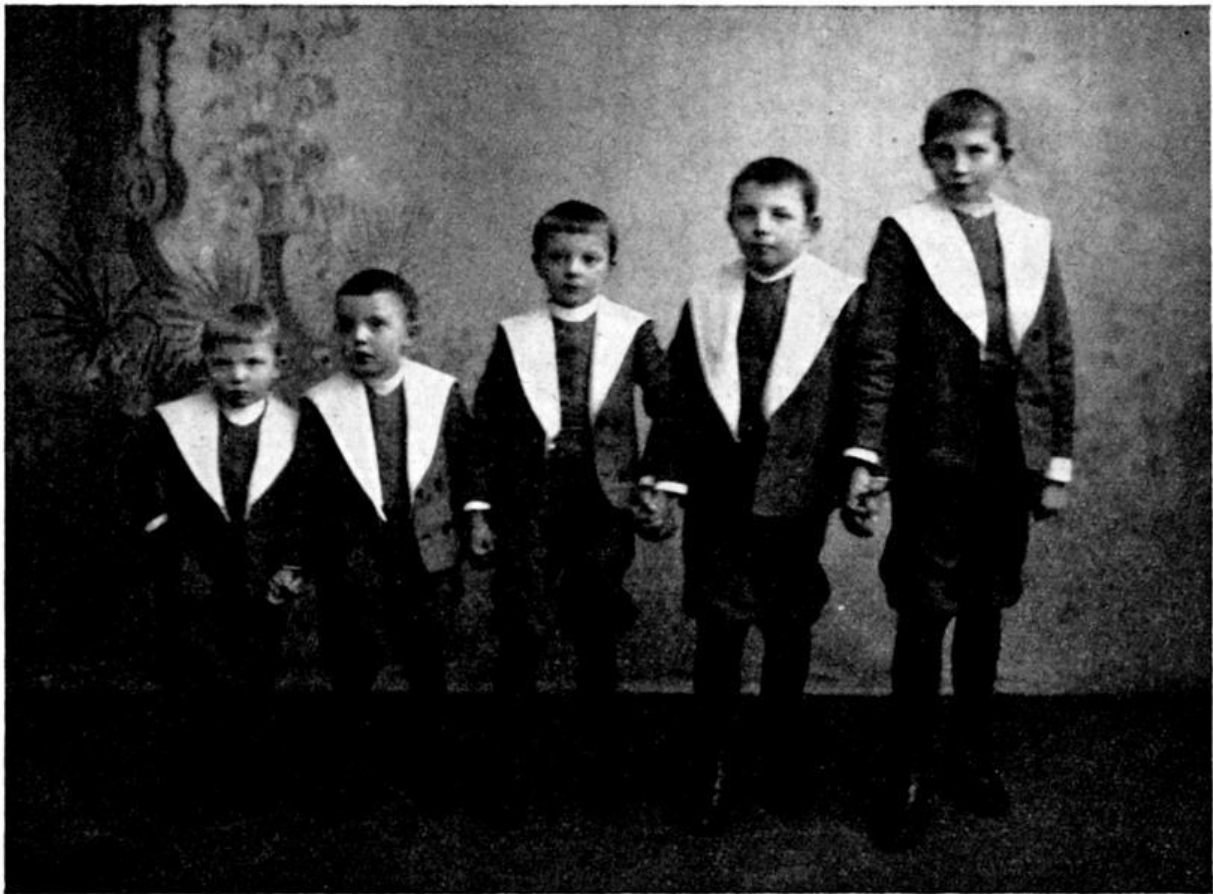
Hugo und ich beschlossen, das nächste Semester in London zu studieren, um die

nötige Fertigkeit im Gebrauch der lebendigen Sprache zu erwerben. Die Osterferien des Jahres 1912 dienten daher besonders der Vorbereitung auf den Aufenthalt in England. Bei Familie Brockhage an der Eschstraße — heute wohnt in dem Hause Prälat und Studienrat Dr. August Kleene — war eine junge Dame aus England zu Besuch. Durch Vermittlung von Anne Brockhage machte ich die Bekanntschaft ihrer Kusine und Freundin Miss Mary Richards. Diese gab mir die Adresse ihrer Familie in London. Bei aller Courage war es mir doch eine große Beruhigung, jemanden zu wissen, an den ich mich in der größten Stadt der Welt mit ihren acht Millionen Einwohnern wenden konnte. Auch meine Eltern freuten sich sehr, wie ich wohl bemerkte.

Kleinstädtisches

In diesem Frühjahr stand das Barometer der Volksstimmung in unserer Stadt auf Sturm. Während des Winters war der „Südoldenburgische Rennverein“ mit dem heißumstrittenen Sitz in Cloppenburg gegründet worden. Jetzt ging es um die Lage des Rennplatzes. Der Beschluß zum Ankauf und zur Bereitstellung eines passenden Grundstücks mußte im hohen Rate mehrere Male gefaßt werden, da es immer wieder Einsprüche





Wie die Orgelpfeifen! So kleidete man um die letzte Jahrhundertwende den zahlreichen Nachwuchs und so ließ man ihn fotografieren (Sprößlinge einer bekannten Cloppener Familie).

gab. Die Männer des Stadtrates hatten eben ständig ihr „Ohr am Herzschlag des Volkes“.

Der Vorstand des Rennvereins fand den Platz rechts (nördlich) der Friesoyther Chaussee, der dem Kaufmann Nikolaus Badde gehörte, sehr geeignet. Zudem hätte die Stadt den Baddeschen Weidekamp an der linken, südlichen Seite (den ersten Fußballplatz Cloppenburgs), auf dem heute das Schwedenheim und die Paul-Gerhardt-Schule stehen, gern als Marktplatz gehabt. Man nannte ihn „Badde Exerzierplatz“, weil dort in alten Zeiten die Dragoner exerzierten hatten. Die Viehmärkte, die abwechselnd „auf dem Berge“ und „in der Stadt“ abgehalten wurden, mußten von der Osterstraße verschwinden. Aber die Verhandlungen waren wegen des Gegensatzes „Barg und Stadt“ äußerst schwierig. Ganz zugeschüttet ist der alte Graben ja auch heute, 120 Jahre nach der Vereinigung von Cloppenburg und Krapendorf zu einer Stadtgemeinde, noch immer nicht.

Empörte Leserbriefe in der „Münsterländischen Tageszeitung“ fanden es „skandalös, Ackerboden von solcher Güte zu Luxuszwecken zu verwenden. Mehrere Bürger.“ Bei der

endgültigen Abstimmung am 21. März waren die Ratsherren „vom Berge“ natürlich dagegen. Jedoch der Antrag zum Ankauf der beiden Grundstücke für die „horrende Summe von 40 000 Mark“ wurde dennoch mit sieben gegen fünf Stimmen angenommen. Den Protest gegen diesen Beschluß des Stadtrates wies das Großherzogliche Amt zurück. Damit waren die Gemüter längst nicht beruhigt. In den Kegelclubs und an den Theken tobte die Diskussion weiter: „Ischa'n Skandaol un bliff et uk!“

Eine furchtbare Nachricht erschütterte inzwischen die Welt, so erschreckend, daß diese für einen Augenblick den Atem anhielt. Es war wenige Tage nach Ostern. Mit einigen Freunden hatte ich die kürzlich angelegten Fischteiche in der Ahlhorner Heide besucht, wo man im Sommer so herrlich baden konnte.

Bei unserer Rückkehr hörten wir die Schreckenskunde: Das größte Schiff der Welt, die „Titanic“, war auf ihrer Jungfernfahrt von Southampton nach New York unweit der nordamerikanischen Küste mit einem Eisberg zusammengestoßen und mit Mann und Maus untergegangen. Die Un-

Dei Amtmann van Cloppenburg

Twei Dönkes van Hermann Thole

Vör länger Jaor'n geeft in Cloppenburg 'n Amtmann, dei Spaoß maoken un uck Spaoß verdrägen kunn. Faoken seeg man üm uck in den groten Gaorn bi dat ole Amtshus. Hei mögg daor gern wat herümklüttern. Up'n Vörmiddag eis, do steiht dei Amtmann in'n Gaorn un krigg Kartuffeln ut. Hei har jüst kien Forken bi dei Hand hat un gröw dei Kartuffeln mit'n Spaont ut.

Do kummt'n Bur an den Haogen heran, bekick den Amtmann sien Wark 'n lütken Stoot un mennt, dat den Amtmann sien Knecht dat is. „Du“, röpp hei upt leste, „kannst du mi woll seggen, waor ick den Amtmann woll finnen kann? Ich wull üm woll spräken.“

„Jao“, röpp dei Amtmann trügge, „gaoh man herin, ick will üm forts Bescheid seggen.“

„Is gaut“, segg dei Bur, lacht'n bäten un geiht in't Amtshus herin.

Dei Amtmann geiht in't Hus, treckt anner Tüg an, sett't sien Brill up un geiht in sien Staowend, waor hei arbeiden dö.

Dei Bur kummt herin, un dei Amtmann ireit sick, dat hei üm nich wedderkennt. As dei Bur mit sien Saoken farig is, do geiht hei mit'n „Gau'n Dag“ nao dei Dörn, bliff aower staohn un segg: „Här Amtmann, nicks för ungaut, man den Knecht, den gi daor in'n Gaorn hebbt, den jaogt daor man stantepeh herut. Dei Keerl versteiht van sien Arbeit nich soväl as'n Kreih van'n Sönndag.“

Dei Amtmann fünk lut an tau lachen, dat dei Bur sick verleerde un drocke dei Dörn achter sick taumök. Of üm wat infall'n wör, ick weit't nich.

Up'n annern Dag har dei Amtmann naomiddags Törf krägen un smeeet den sülwes van'n Waogen af. Do kummt Hinnerk van Garthe dor jüst up tau, dei den Amtmann spräken will. Hei mennt, dat is'n Arbeitsmann, dei dor Törf afsmit, un segg: „Wat mennst du, schull ick den Amtmann woll spräken kää'n?“

„Worümme woll nich?“ fraogt dei Amtmann trügge, „hei is in Huse.“

„Ja, dat trau ick man hall“, mennt Hinnerk, „ick heff hört, hei löt sick up'n Naomdag nich spräken, un wenn üm wat nich nao dei Müssen wör, dann kunn hei groff weern as Bohnenstroh.“

„So leip is hei nich“, segg dei Amtmann, „gaoh man in't Hus, ick will üm woll äben Bescheid gäwen, dat du dor bist.“

„Wenn du dat daun wullt, dank ick di uck un gäf naoßen uck'n Lütken ut.“

Dei Amtmann geiht in't Hus, treckt sien Deinstrock an, stickt sien lange Piepen an un sett't sick in sien'n Staul hen. Hei lacht in sick, wat Hinnerk woll glieks'n Gesicht maakt.

Do kloppt dor well an dei Dörn, un Hinnerk kummt herin. Hei mennt, dat schall nu woll'n lütket Schaffutter gäwen.

Dei Amtmann fraogt üm, wat hei dann van üm will. Hinnerk segg nicks, kick den Amtmann an, un as dei wedder fraogt, wat hei will, do fank Hinnerk heller an tau lachen un segg: „Du bist mi'n netten Amtmann. Junge, wenn dei dat wüß, dat du sienen Rock antrocken un sien Piepen anstickt hest un hier den Amtmann spülen deihst, hei wull di aower putzen!“

Man, wenn't uck wat lange dürt heff, Hinnerk möß up't leste doch inseih'n, dat dat dei richtige Amtmann wör. Un dei beiden heb't sick uck up't beste verdraogen.

glücksnachricht bestätigte sich zwar nicht im ganzen Umfange, aber auf dem Riesendampfer von 47 000 Tonnen hatten sich 2200 Menschen befunden, darunter Spitzen der Gesellschaft wie der Präsident der „White Star Line“, der das Schiff gehört, und John Jacob Astor, einer der reichsten Männer der Welt, der sich mit seiner jungen Frau auf Hochzeitsreise befand, dann zahlreiche Künstler, Gelehrte und Touristen, bescheidene Auswanderer und 600 Mann Besatzung. Zwei Stunden nach Mitternacht wurden SOS-Rufe in alle Richtungen ausgesandt, Boote wurden zu Wasser gelassen und schaurig leuchtende Raketen fuhren zischend gen Himmel . . .

Die Rettungseinrichtungen erwiesen sich als unzulänglich. Man hatte gemeint, doppelte Böden, Schottenkammern, Alarm- und Kontrollapparate würden ausreichen. Aber Eisberge? — Daß sie in diesem Jahre besonders weit südwärts gekommen waren, hatte man nicht genügend beachtet. In Rekordzeit war der Gigant durch den Atlantik gestürmt. Mehr als 1500 Menschen ertranken beim Untergang der „Titanic“. Es gab heftige Kämpfe um einen Platz in den Rettungsbooten, wilde Verzweiflung, aber noch mehr heldischen Mut und menschliche Größe. Auch bei uns bildeten sich Meinung und Gegenmeinung zu diesem Schiffsunglück: „Ein Wahnsinn, dieser Kampf um das Blaue Band



des Ozeans! Dafür müssen Tausende sterben!"

Einige Wochen später verkaufte man in London Karten, die die Stelle zeigten, wo die „Titanic“ gesunken war: Eine schöne, bewegte See mit bunten Wellen und blauem Himmel, sonst nichts, darunter gedruckt: „Hier sank die ‚Titanic‘, 41° nördlicher Breite und 50° westlicher Länge, am Mittwoch, dem 10. April 1912, um 2 Uhr 20 morgens.“ Die Karten wurden nicht von Wohltätigkeits-einrichtungen vertrieben, sondern von Straßenhändlern, und an den Kiosken angeboten, und — sogar gekauft. Wunderliche Welt! dachte ich damals. „Die machen tatsächlich noch'n Jeschäft daraus“, knurrte Hugo.

Während der alljährlichen Osterferien fand immer ein großer Kartell-Kommers statt, in diesem Jahr in meiner lieben, alten Pennälerstadt Vechta. An dem Kommers in Vechta drei Jahre früher wollte mein Vater teilnehmen und nahm den Abendzug nach Oldenburg, um in Ahlhorn umzusteigen, wo sich um diese Zeit drei Züge trafen. Auf dem Bahnsteig sah er seine Schwester Marie, Frau Landgraf, die in Vechta wohnte: „Ach, das ist ja schön, daß wir uns hier treffen, wir haben uns lange nicht mehr gesehen. Dann können wir ja zusammen fahren.“ Sie stiegen ins gleiche Abteil: Mein Vater in der Absicht, mit seiner Schwester nach Vechta zu fahren; meine Tante in der Absicht, mit ihrem Bruder nach Cloppenburg zu fahren, um meine Mutter zu besuchen. Als er merkte, daß er im falschen Zuge saß, war es zu spät.

Der offizielle Kommers war heuer bei „Fels Lina“. Schmetternd krachten die Rapiere, donnernd prasselten die Salamander auf Kaiser und Reich, schäumende Humpen wurden geleert, begeistert klangen die Lieder von „froher Feierstunde“, „seliger Fuchsenzeit“ und „grauem Philistertum“, über allem das Lied der Lieder: „Gaudeamus igitur“. Papst, Kaiser und Großherzog erhielten Telegramme der Treue zu Kirche, Vaterland und Heimat, für die jeweils am nächsten Tage ein Dank eintraf. Geheiligte Tradition, die nichts mit Liebedienerei zu tun hatte, sondern echtes Bekenntnis war! Standen wir nicht in einem akademischen Kulturkampf, der z. Z. der Väter zwar noch stärker brodelte? Spürten wir nicht auch als akademische Jugend die Zeichen einer Zeit, die sich bedrohlich ankündigte? Solche Gedanken konnten unsere Freude in der Stunde nicht hemmen. Spät noch stand ich mit dem „Alten Herrn“ Dr. Cromme, einem alten Freunde meines Vaters, an der Theke.

Dieser in Vechta sehr geschätzte Arzt, der mich als Schüler einmal behandelt hatte, versuchte, mich zur Medizin zu bekehren. So belehrte er mich über deren neuesten Erkenntnisse, während ich mich nach dem Befinden seiner schönen Tochter erkundigte. Ach, die war ins Kloster gegangen! Jede neue Erkenntnis wurde mit einem Steinhäger illustriert. Zuletzt war ich selbst ziemlich illumi-niert.

Schrecklich dieser Schnaps, der mir im Grunde zuwider war! Doch wie hätte ich das dem gütigen Alten Herrn schonend beibringen sollen? Etwa sagen: Ich vertrage, mag das Zeug nicht? Ausgeschlossen! Lieber am nächsten Tage leiden! O alte Burschenherrlichkeit! Sie wird so oft verlästert, doch nur von denen, die sie niemals kennenlernten, die unter der rauhen Schale den inneren Kern verkannten — — —

Für den folgenden Nachmittag wurde ein Ausflug mit Damen nach Oythe geplant. Vetter Fritz Landgraf war unerschöpflich an Einfällen. Beim Frühschoppen entwickelte er eine feine Idee. Er besorgte einen Rollwagen mit Doppelgespann. Wir stellten ein Klavier darauf, das der alte Kröger uns lieh, nicht das allerbeste, und ein Faß Bier. So zogen wir durchs Städtchen, mit Musik und Gesang. Fritz blies dazu die Trompete, und hinterdrein zog der Mädchen und Jungen fröhliche Schar. Bei Sextro gab es Kaffee und Kuchen, auf der Wiese nebenan „kindliche Spiele“: Fangen und haschen.

Denkwürdig bleibt der Frühschoppen bei Middelkamp am nächsten Morgen. Kurz nach 12 Uhr verdunkelte sich die Sonne — totale Sonnenfinsternis! Am Klavier intonierte ich „Wie Todesahnung Dämmerung deckt die Lande . . .“ Zu diesen wogenden Klängen Wagnerscher Musik leerten die Kommilitonen voll düsteren Tiefsinns ihre Gläser. — Ein Ausflug zum lieblichen Welpen beendete das Fest. Der Heimweg führte durch den „Immentun“, Vechtas Liebesallee. Ein ganz merkwürdiger Zufall fügte es, daß ich mit der heimlich so heiß Verehrten, die ich nach drei Jahren zum ersten Male wieder sah, am Schluß der Gesellschaft ging. Sie war noch tausendmal schöner geworden, so kam es mir vor. Wie haben unsere Herzen da gepocht!!!

Die große Reise

An Hugo Krieger hatte ich geschrieben, er möge am Mittwoch, dem 24. April, im D-Zug Berlin — Hoek van Holland sein, der um etwa 6 Uhr nachmittags in Osnabrück eintraf. Dort wollte ich zusteigen. Der Abschied von den Lieben daheim machte die Augen





Gesellschaftsbild von einem Sonntagsausflug Cloppenburg Bürger aus der „guten alten Zeit“ vor dem ersten Weltkriege.

ein wenig feucht: „So weit weg in ein Land, wo die Leute nicht mal Deutsch können!“ Aber der Schmerz war rasch vergessen, als auf dem Bahnsteig in Osnabrück Hugos strahlende Augen aus einem Abteifenster des langsam ausrollenden Zuges blickten.

Hugo Krieger war ein feiner Typ, groß, schlank, mit einem Schnurrbärtchen unter der Nase und mit verschmitzten Augen. Immer vergnügt war er, nicht aus der Ruhe zu bringen, dazu äußerst geschickt und von vornehmer Gesinnung. Er ließ alles an sich herankommen und blieb immer Herr der Lage. Die treibende Kraft war ich, obgleich zwei Jahre jünger als er. Das Planen war meine Sache. Ich hatte Fahrpläne und Reiserouten zu studieren, auch der Gedanke eines Semesters in England stammte von mir. Seine unerschütterliche Gelassenheit machte ihn aber stets zum Überlegen.

Der Zug führte über Rheine — Bentheim — Utrecht — Rotterdam nach Hoek van Holland, wo wir um 11 Uhr abends ankamen. Wir folgten dem Gepäckträger zu dem spärlich erleuchteten Pier, wo das Fährschiff zur Überfahrt nach Harwich schon bereitlag. Zu sagen brauchten wir nichts, das Fahrscheinheft in der Hand ebnete die Wege bis in die Kabine. Doch dann begannen die Schwierigkeiten.

Ein Steward schien uns etwas zu fragen, was wir einfach nicht kapierten. „Mänsch!“ meinte Hugo, „der Mann spricht böhm'sch!“ Erst als er energisch an die Kabinentür klopfte und „morning“ sagte, merkten wir, daß er wissen wollte, ob wir geweckt werden wollten. „Yes, Sir“, antwortete ich, voll Stolz über mein „fließendes“ Englisch. Unsere Sprachkenntnisse waren nur kümmerlich; denn am humanistischen Gymnasium hatten wir wenig Englisch gelernt; dies war ja auch der Grund für unsere Studienreise.

Mein Freund weckte mich schon um 4 Uhr morgens: „Ich bin Frühaufsteher, mein Alter schmeißt mich immer schon mit den Hühnern heraus.“ Hugo kam von einem Bauernhof im Ermland, nahe bei Mehlsack südlich Braunsberg. „Es ist schön bei uns, muß mich mal besuchen kommen, der Alte schlachtet bestimmt ein Kalb.“ Aus dem lichten Frühnebel tauchte inzwischen die weiße englische Küste auf, von der Morgensonne überglänzt.

Die Landung ging rasch und glatt vonstatten: „Anything to declare? Tobacco, spirits, Tauchnitz books?“ Der Tauchnitz-Verlag in Leipzig hatte das Recht, englische Bücher zu drucken, die bei uns nicht einmal die Hälfte des englischen Originalpreises koste-

ten; sie durften aber nicht in England eingeführt werden. Kontrolliert wurde nicht. Wir standen ein bißchen ratlos da. Alle Leute waren mit sich selbst beschäftigt. Niemand hatte Zeit für uns, und jeder war eilig. Wohin? Wir folgten der Menge. Als wir endlich den richtigen Bahnsteig gefunden hatten, fuhr der Zug nach London gerade vor unserer Nase ab, mit ihm unser Gepäck. „Na ja“, sang Hugo lächelnd, „dann nehmen wir eben den nächsten.“

Weltstädtisches

London! — Liverpool Street Station! — Endstation der Fernzüge der Great Eastern Railway und Ausgangsstation für die Vorortzüge der Weltstadt in östlicher und südlicher Richtung. Vierzig Bahnsteige! — Ein Gewimmel, ein Getöse, ein Gedröhne! Es ging zu wie in einem Ameisenhaufen. 1500 Personenzüge liefen hier täglich ein und aus, wie mir ein Angestellter der Great Eastern später erzählte. Die Pferdedroschken und Autotaxen fuhrten auf den Bahnsteig bis an den Zug, um die Reisenden abzuholen.

Wir suchten unser Gepäck, dabei lautete die erste Frage immer: „Sprechen Sie deutsch?“ — „Your luggage is all right.“ Es stand auf dem Bahnsteig unter Hunderten von anderen Gepäckstücken. Wir durften es uns heraussuchen, ohne Gepäckschein, ohne . . . ja ohne weiteres! Das gab es im korrekten Deutschland nicht! Nach anfänglichem Zweifel waren wir begeistert. Wir gaben das Gepäck gegen einen Schein diesmal in Verwahrung und marschierten voll Unternehmungsgeist los.

Jetzt galt es, ein Hotel für die erste Nacht zu finden. Am Finsbury Square fanden wir eins, Bückers Hotel. „Man spricht deutsch“, stand auf den Türscheiben gepinselt. Gott sei gelobt! Es war ein deutsches Hotel. Am Nachmittag sollte Hugo den Vorsitzenden des Londoner KV-Philisterzirkels aufsuchen, dessen Adresse ich im Jahrbuch gefunden hatte. Ich persönlich machte mich auf den Weg nach Forest Gate, einer Vorstadt im Osten, wo Familie Richards wohnte. Das war aber nicht so einfach.

Zunächst konnte ich den Eingang zum Bahnhof Liverpool Street nicht finden. Man mußte da durch irgendeinen Tunnel. Jemanden fragen? Mein Vater hatte mir eingeschärft, gegen fremde Leute sehr mißtrauisch zu sein, und dann — mein Englisch reichte nicht aus. An einer Straßenecke lagen ein paar Jungen auf dem Pflaster und spielten Karten. Zum dritten Male kam ich nun schon bei diesen Burschen vorbei. Da grinste mich einer recht freundlich an, zeigte mir den

Weg, als ich „station, station (sprich ste-ischn)“ sagte, und ich gab ihm erleichtert einen Penny.

Forest Gate — Bahnsteig 26! Es war etwa 5 Uhr nachmittags, Geschäftsschluß in der City. Hunderttausend Menschen strömten in die Vororte. Die Züge waren übervoll, auch der, mit dem ich fahren wollte. Mit einem Fuß stand ich in einem überfüllten Abteil, mit dem anderen noch auf dem Bahnsteig. Plötzlich setzte der Zug sich in Bewegung, ich torkelte, hilfreiche Hände zogen mich hinein. Der Vorortzug wand sich zwischen ärmlichen Häuserblocks hindurch, die einen niederdrückenden Eindruck machten. Man blickte in düstere Hinterhöfe und graue, verschmutzte Fenster mit lumpigen Gardinen.

Forest Gate erwies sich als freundlicher, sauberer Vorort. Die Seitenstraßen waren von langen Reihen gleichförmiger Einfamilienhäuser mit einem Wald von Tonrohren als Schornsteinen auf den Dächern gesäumt. Vor jedem Hause gab es ein bißchen Grün und Blumen. Große Fenster weckten ein Gefühl von Helle und Wohnlichkeit. Nach endlosem Suchen und Umherirren, Radebrechen und Kauderwelschen — zuletzt zeigte ich nur noch stumm die Karte mit der Adresse — fand ich das Haus der Richards.

Auf mein Klopfen mit dem „Knocker“ öffnete Fräulein Mary selber mir die Tür. Himmlische Erscheinung! Am liebsten wäre ich ihr um den Hals gefallen. „Da sind Sie ja“, grüßte sie mich freundlich lächelnd, „Anne Brockhage hat Ihre Ankunft angekündigt. Haben Sie uns wohl finden können?“ — „Oh, das war ganz leicht“, log ich forsch. Mir fiel ein Stein, ein Fels vom eben noch bekümmerten Herzen.

Mrs. Richards war eine liebenswürdige alte Dame, Deutsche von Geburt und seit Jahren Witwe, Mutter von vier stattlichen Söhnen und zwei reizenden Töchtern, alle berufstätig. Zwei Söhne waren aus dem Hause verheiratet. Auch eine vergnügte ältere Tante gehörte zur Familie. Ich fühlte mich rasch wie zu Hause. Beim cup of tea luden sie mich ein, am nächsten Tage meinen Freund mitzubringen: Inzwischen würde Joe, ein lustiger Bursch, etwas älter als wir, clerc der Great Eastern, uns ein Quartier besorgen.

Wie ich zum Hotel zurückfand, weiß ich nicht mehr, aber ich fühlte mich bereits wie ein alter Globetrotter, der einiges hinter sich hat. Die Lichter strahlten am Finsbury Square, als ich unser Hotelzimmer betrat. Hugo lag schnarchend auf dem Bett. „Haste den Alten Herrn gefunden?“ — „I wo“, sagte



„Vetter Fritz hatte immer drollige Einfälle“

er in seinem bezaubernden ostpreußischen Singsang, das „I“ ganz hoch, das „wo“ ganz tief, „nuscht hab' ich jefunden!“

Er war erst in eine Bar gegangen, aber das Bier schmeckte abscheulich. „Und dann hab' ich mal so gekuckt. Ich habe immerzu jefragt, aber die verstanden mich nicht. Die Kerls, die konnten gar nicht richtig Englisch“, meinte er spitzbübisch lachend. Der Schelm hatte sich natürlich auf mich verlassen: warum sich denn selber abrackern?

Unser neugewonnener Freund Joe Richards hatte uns zunächst in einem Hotel in Stratford untergebracht, bis er in einem Boarding House in Forest Gate ein Zimmer für uns finden würde. Stratford in Essex ist nicht zu verwechseln mit Stratford-on-Avon, William Shakespeares Geburtsstadt. Es liegt zwischen dem ein bißchen anrühigen Stadtteil Whitechapel und Forest Gate, dem Tor zum Walde. „Porta silvae“, erklärte mir der Kaplan, den ich bei Richards' kennenlernte.

Es war das Tor zum Epping Forest, einem wundervollen Eichenwald, zu dem wir an Sonntagen manchmal mit Joe und seinen Freunden hinauswanderten. Dort gab es dann auch zu trinken. In der Stadt selbst waren am puritanisch strengen Sonntag alle Schenken geschlossen. Wenn man glaubhaft nachweisen konnte, daß man mindestens drei Meilen gewandert war, durfte der Wirt eins einschenken. In den Waldkneipen herrschte darum ein ziemlicher Betrieb. Meist waren nur junge Männer zu sehen, verheiratete Leute und junge Mädchen hüteten das Haus.



Die Themsebrücke in London

Wenn ein Klavier in der Schenke stand, mußte ich spielen. Joes älterer Bruder Andrew, der dichterisch begabt war, hatte ein Lied von Fritz Landgraf ins Englische übersetzt, weil es ihnen so gut gefiel:

Heut' bin ich außer Rand und Band,
Den Kopf voll toller Grillen . . .
How madly gay I feel today,
My brain is in a whirl . . .

Es hatte eine mitreißende Melodie, und wir sangen mit Inbrunst:

It's time to be a-drinking,
a-drinking, a-drinking . . .
's ist just die Zeit
zum Trinken, zum Trinken . . .

In der Familie Richards wurde viel und gut musiziert. Mary spielte vorzüglich Klavier, und Joe hatte einen herrlichen Tenor. Mit Vorliebe sang er Schumann und Loewe oder Lieder des englischen Komponisten Edward Elgar, der für seine hohe Kunst vom König geadelt worden war, wie Joe stolz erzählte. Dann fingen wir natürlich an zu prahlen, wer die besten Musiker und die beste Musik hätte. „Ihr Germans“, spottete Joe wohl, „ihr habt ja nicht mal eine eigene Nationalhymne. Die Melodie zu ‚Heil dir im Siegerkranz‘ ist ja von ‚God save the king‘

gepumpt!“ Beschämend für das Volk der größten Musiker, aber schmerzlich wahr! War denn alles hohl und äußerlich?

Wir hatten herrliche Tage, frei von allem Zwang; denn zur Universität gingen wir nicht, wir mußten immer nur sprechen, sprechen und wieder sprechen. Die Befangenheit, unter der wir anfangs litten, fiel rasch ab. Man muß den Mut haben, Fehler zu machen. Bald machten wir selbständige Entdeckungsreisen, die uns zu Fuß und mit der Underground in Richtung City führten: Whitechapel war uns ein bißchen unheimlich. Es war das Armenviertel mit verwahrlosten Häusern, zerlumpten Gestalten, undefinierbaren Gerüchen, schmutzstarrenden Straßen, Juden- und Trödlerviertel. In den Seitengassen hatten die Geschäfte hebräische Inschriften. Auch würdige Männer im langen Kaftan und allerhand exotische Figuren belebten die Szene. „Houndsditch“ — Hundegraben — hieß die Gegend. Das wirkte so unwirklich, als wenn man gar nicht in einer europäischen Stadt wäre.

Im Westen grünten und blühten die herrlichen Parks, es war ja Frühling, Mai und Juni. Am schönsten dünkte uns der Hyde Park. Dort war es auch besonders interessant: Auf der Rotten Row elegante Reiter und Reiterin-



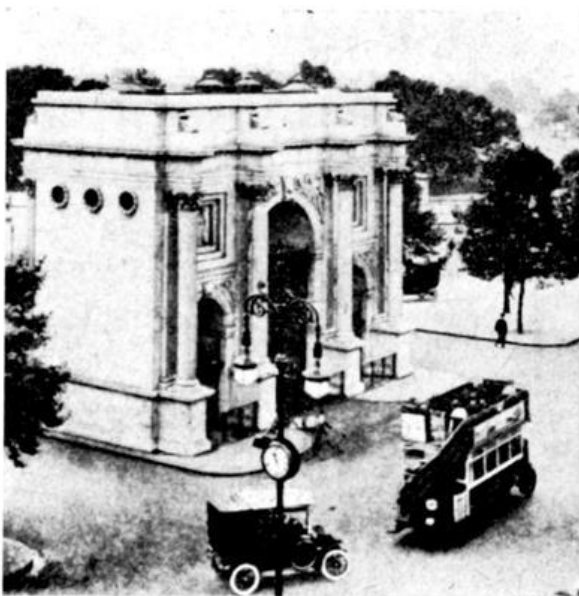
Parlament und Westminsterabtei in London

nen, glänzende Equipagen, dann der bezaubernd schöne Teich Serpentine, von Bäumen und Blumen umkränzt. An Hyde Park Corner und Marble Arch, einem Triumphbogen nach römischer Art, standen an Sonntagnachmittagen Volksredner. Von einer Trittleiter oder einer Seifenkiste herunter redeten sie über Politik, kritisierten die Regierung und schimpften auf die Suffragetten.

Eines Tages sahen wir nahe Mansion House, dem Amtssitz des Lord Mayor of London gegenüber der Bank of England, einen Volksauflauf. An diesem Brennpunkt des Verkehrs lagen auf der Straße schreiende Frauen. Polizisten wollten sie abtransportieren, aber die Frauen wehrten sich mit Händen, Füßen und Nägeln. Andere gingen mit Regenschirmen und Handtaschen auf die Bobbies los, unentwegt schreiend: „Votes for women, votes for women!“ Wahlrecht für die Frauen! Die meisten Leute, die umherstanden, lachten, nahmen die Sache nicht ernst. Andere ergriffen Partei, aber niemand ahnte, daß die Emanzipation der Frauen sich in gar nicht so ferner Zeit durchsetzen würde. Hugo reagierte praktisch: „Määnsch!“ meinte er, „so eine möchte ich aber nicht heiraten!“

Der Alte Herr Dr. Ewald Brogsitter, Vorsitzender des Londoner Philisterzirkels, den Freund Hugo — trotz allen Bemühens, wie er sagte — nicht hatte finden können, besaß seine Geschäftsräume für Export und Import von Getreide in der City, und zwar in einem großen Bürohaus, das in der Fenchurch Street lag, unweit von Bückers Hotel, unserer ersten Unterkunft. Wir wurden mit besonderer Herzlichkeit empfangen. Er lud uns gleich für einen der nächsten Tage zu einem Convent des Londoner Philisterzirkels ein, der in dem Restaurant und Bierkeller „Gambinus“ jeden Monat einmal stattfand.

Etwa zwölf Kartellbrüder kamen am folgenden Donnerstag zu einem herzhaften Umtrunk in der City of London zusammen. Natürlich wurde deutsch gesprochen, sogar sehr deutsch. Die Londoner Alten Herren waren über den Besuch junger Studenten aus der Heimat hoch erfreut. Die Gespräche, die sie führten und an denen wir nur als Zuhörer teilnahmen, hatten eine für uns ganz neue Note. Was ahnten wir Studenten damals von der großen Politik? Diese Auslandsdeutschen sahen aus weiterer Ferne mit besserer Übersicht, was bei uns in Deutschland vorging. Noch ein Gast aus dem Reich war zugegen, Oberlehrer Dr. Holter-



Marble Arch, Tor am Hydepark in London

mann aus Essen. Man kannte ihn bereits; denn er kam öfter herüber, um als Neu-philologe sein Englisch ein bißchen aufzu-polieren.

„Ja, unser Kaiser“, meinte er, „ein be-wundernswerter Mann, nur zu impulsiv! Hat er da doch neulich wieder mal eine Rede gehalten in Straßburg von schimmernder Wehr und solchen Sachen. Er will ein Fürst des Friedens sein. Solches klingt aber wie drohendes Säbelrasseln und muß alle Welt beunruhigen!“ Die Londoner gaben ihm recht. Der Versuch Lord Haldanes, der kürz-lich in Berlin gewesen war, um ein Flotten-abkommen mit dem Ziele der Beschränkung des Wettrüstens zu erreichen, war gescheit-ert. „Der Tirpitz treibt ein gefährliches Spiel. Der Metternich, der wußte Bescheid, der hat Bülow oft genug gewarnt! Die Brü-der müssen doch wissen, daß die Briten von und in der See leben und sich die Verstär-kung der deutschen Flotte einfach nicht ge-fallen lassen können!“

„Ja, ja, liebe Freunde“, seufzte Dr. Brog-sitter, „man spürt's schon im Geschäft. ‚Damn' Germans‘, heißt es, ‚die verdammten Deutschen!‘ Meine Firma hat Gott sei Dank einen englischen Namen durch die Familie meiner Frau! S. M. trompetet leider bei jeder Gelegenheit: Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser, aber doch nicht in Panzerkreuzern und Dreadnoughts. Jetzt läßt er den Metter-nich (Botschafter in London) auch noch ab-lösen. Wenn das nur gut geht!“

Für uns waren das carmina non prius audita, nie gehörte Töne. Trotz der unheil-

schwangeren politischen Gespräche wurde es doch ein fröhlicher Abend. In der Ecke stand ein Klavier, auf dem ich die vielen Studentenlieder begleiten mußte, die mit heller Begeisterung gesungen wurden. Sogar der deutsche Wirt setzte sich zu uns an den Tisch. Auch fehlten nicht feucht-fröhliche Reden und spritzige Salamander. — „Na, Hugo, was meinst, gibt es Krieg?“ — „I wo, das glaubt ja kein Färd.“ Wir ahnten nicht, daß wir beide in zwei Jahren des Kaisers Rock tragen und im Felde stehen würden. Vergnügt langten wir nach Mitternacht wie-der in Forest Gate bei Mrs. Holywater an und schlichen auf Strümpfen in unser Zim-mer.

Joe Richards zeigte uns London bei Nacht. Erst waren wir in einem Varieté, wo ein Neger, auf dem Kopf stehend, den Radetzki-Marsch auf dem Klavier spielte. Das einzige, was ich behalten habe, weil ich es „einfach doll“ fand. Wir waren noch in mehreren Kneipen und landeten schließlich in der Nähe der Docks in „Cosy Corner“, einem Nachtlokal mit besonders freundlichen und neckischen Mädchen. Sie tranken gern und ermunterten auch uns dazu. Über die Witze, die sie erzählten, wollten Joe und sein Freund Humphry, ein netter, etwas fülliger alter Knabe, sich wohl halbtot lachen. Mir, mit meiner heiligen Flamme im Herzen, behagte das Milieu wenig. Hugos Geschmack schien es auch nicht zu sein. Als ein Mädchen ihn süß zwitschernd und aufmunternd mit „Hallo, baby“ anredete, war es aus. Außerdem gab es in einer Ecke plötzlich handfesten Krach. Unsere Freunde zogen uns am Rockzipfel, wir huschten davon. Es war höchste Zeit und die Polizei im Anmarsch. Eine Taxe brachte uns zur Liverpool Street Station. Joe fand den Fahrpreis zu hoch, so gab er kein Trink-geld. Der Chauffeur fauchte wütend hinter uns her: „Damn' Germans!“

So viele Erinnerungen werden wach, über die zu berichten es an Raum fehlt: Trafalgar Square mit der Nelson-Säule und das Bad im Brunnen, die Wachablösung der beritten-nen Life Guards in Whitehall, der Bucking-ham Palace mit der Auffahrt zur großen Royal Garden Party, wo der junge Adel erst-malig bei Hofe vorgestellt wird. Leblos star-ren Gesichts marschieren Tag und Nacht zwei Wachsoldaten mit riesigen Bärenmüt-zen und roter Uniform in genau abgemesse-nem Schritt auf einander zu und nach einer zackigen Kehrtwendung weg, auch bei 30° im Schatten. „Was meinst, wie die wohl schwitzen?“, war Hugos Ansicht. „Und ob!“

Von den unzähligen Galerien und Museen besuchten wir nur die uns vom Alten Herrn empfohlenen: Die National Gallery mit den Meisterwerken großer Engländer und klassischer Maler und die Tate Gallery moderner Kunst. Im Britischen Museum, dem größten Museum der Welt, fesselten die ägyptischen Mumien, die da so dutzendweise herumlagen, uns am meisten. Ehrfürchtig wanderten wir durch die ungeheure Bibliothek voll unschätzbaren Werte.

Westminster Abbey mit den Königsgräbern, den Denkmälern berühmter Männer und dem Poets' Corner im Early English Style erbaut, begegnete uns als ein Spiegel englischer Geschichte und als nationales Heiligtum. In der Gruft sahen wir die Sarkophage der feindlichen Königinnen Elizabeth und Maria Stuart, der unglücklichen Königskinder Edward V. und seines Bruders, die auf Befehl ihres Onkels Richard III. im Tower erdrosselt wurden, und vieler anderer. Bei aller Ergriffenheit konnten wir ein Schmunzeln nicht unterdrücken, als der Führer erläuterte: „Here you see the tomb of Queen Anne, das Grabmahl der Königin Anna. Sie war zwei Kopf größer als ihr Gemahl Prinz Georg von Dänemark und starb kinderlos, obwohl sie 16 Kinder gebar.“

Vergessen möchte ich nicht den Besuch im Tower, der ehemaligen Zwingburg, die schon Wilhelm der Eroberer vor fast 900 Jahren zu bauen begann. Seitdem hat keine feindliche Armee Englands Boden betreten. Das alte Königsschloß wurde später Staatsgefängnis, eine düstere Gebäudemasse mit blutiger Vergangenheit. Schaurigen Meuchelmord und brutale Grausamkeit sahen die finsternen Säle, Kammern und Verliese, die Mauern über und über bedeckt mit Inschriften, die unschuldige Staatsgefangene einritzten. Außer den unglücklichen Königskindern ließ Richard III. im Tower auch den eigenen Bruder umbringen. Hier wurden ferner enthauptet der heiligmäßige Staatsmann und Philosoph Thomas Morus sowie drei Frauen Heinrichs VIII., um nur einige Beispiele zu nennen. Hier saß der Weltumsegler Walter Raleigh (die Raucher sollten ihn selig preisen, er gilt als der erste Raucher Europas) und schrieb seine berühmte Geschichte der Welt, bis auch sein Haupt unter dem Richtbeil fiel. Der Block, auf den die Todgeweihten ihr Haupt legen mußten, und die Axt, mit der man sie enthauptete, wurden den belakommenen Towerbesuchern gezeigt. „Die

hamm sich da schön wat zusamm'jeköppt“, meinte Hugo, völlig unsentimental. Ehrfürchtiges Staunen erregten die Kronjuwelen: Des hl. Edward Krone und Szepter aus purem Golde — 90 Pfund wiegt der Herrscherstab —, die Krone der Königin Victoria, der alten Queen, mit 2783 Diamanten und dem Kohinoor, einem der größten Diamanten der Welt (nachgebildet aus Kristall, der echte wird anderswo aufbewahrt).

Ein Erlebnis ganz besonderer Art muß ich hier noch zum Schluß erzählen. Einer der Londoner Alten Herren lud uns ins Konzert der „German Male Choirs of London“ ein, in ein Konzert der deutschen Männerchöre von London! In der großen Halle des Zunfthauses von London, der berühmten Guild Hall, eines der historischen Gebäude der Stadt, wo früher die Magistratssitzungen abgehalten wurden, standen 500 deutsche Männer auf dem Podium und sangen vierstimmige Lieder von Franz Schubert und von Friedrich



Rotten Row im Hydepark mit eleganten Reitern

Silcher. Der Riesensaal war bis auf den allerletzten Platz besetzt. Man spürte die tiefe Ergriffenheit der Hörer, Deutsche und Engländer. Die eindringliche Schlichtheit der schönen, mit vollendeter Kunst gesungenen Weisen hatte es ihnen angetan. Verfliegen waren im Augenblick politische Sorge und ängstliche Spannung. „Höhere Gewalt als alle Offenbarung und Philosophie“ hatte die Herzen in ihren Bann gezogen und aufgeschlossen. Lange noch klang mir das Lied vom Lindenbaum am Brunnen vor dem Tore in den Ohren . . .

Hermann Bitter

Dei Amtmann van Cloppenburg

Twei Dönkes van Hermann Thole

Vör länger Jaor'n geeft in Cloppenburg 'n Amtmann, dei Spaoß maoken un uck Spaoß verdrägen kunn. Faoken seeg man üm uck in den groten Gaorn bi dat ole Amtshus. Hei mögg daor gern wat herümklüttern. Up'n Vörmiddag eis, do steiht dei Amtmann in'n Gaorn un krigg Kartuffeln ut. Hei har jüst kien Forken bi dei Hand hat un gröw dei Kartuffeln mit'n Spaont ut.

Do kummt'n Bur an den Haogen heran, bekick den Amtmann sien Wark 'n lütken Stoot un mennt, dat den Amtmann sien Knecht dat is. „Du“, röpp hei upt leste, „kannst du mi woll seggen, waor ick den Amtmann woll finnen kann? Ich wull üm woll spräken.“

„Jao“, röpp dei Amtmann trügge, „gaoh man herin, ick will üm forts Bescheid seggen.“

„Is gaut“, segg dei Bur, lacht'n bäten un geiht in't Amtshus herin.

Dei Amtmann geiht in't Hus, treckt anner Tüg an, sett't sien Brill up un geiht in sien Staowend, waor hei arbeiden dö.

Dei Bur kummt herin, un dei Amtmann ireit sick, dat hei üm nich wedderkennt. As dei Bur mit sien Saoken farig is, do geiht hei mit'n „Gau'n Dag“ nao dei Dörn, bliff aower staohn un segg: „Här Amtmann, nicks för ungaut, man den Knecht, den gi daor in'n Gaorn hebbt, den jaogt daor man stantepeh herut. Dei Keerl versteiht van sien Arbeit nich soväl as'n Kreih van'n Sönndag.“

Dei Amtmann fünk lut an tau lachen, dat dei Bur sick verleerde un drocke dei Dörn achter sick taumök. Of üm wat infall'n wör, ick weit't nich.

Up'n annern Dag har dei Amtmann naomiddags Törf krägen un smeeet den sülwes van'n Waogen af. Do kummt Hinnerk van Garthe dor jüst up tau, dei den Amtmann spräken will. Hei mennt, dat is'n Arbeitsmann, dei dor Törf afsmit, un segg: „Wat mennst du, schull ick den Amtmann woll spräken käön'n?“

„Worümme woll nich?“ fraogt dei Amtmann trügge, „hei is in Huse.“

„Ja, dat trau ick man hall“, mennt Hinnerk, „ick heff hört, hei löt sick up'n Naomdag nich spräken, un wenn üm wat nich nao dei Müssen wör, dann kunn hei groff weern as Bohnenstroh.“

„So leip is hei nich“, segg dei Amtmann, „gaoh man in't Hus, ick will üm woll äben Bescheid gäwen, dat du dor bist.“

„Wenn du dat daun wullt, dank ick di uck un gäf naoßen uck'n Lütken ut.“

Dei Amtmann geiht in't Hus, treckt sien Deinstrock an, stickt sien lange Piepen an un sett't sick in sien'n Staul hen. Hei lacht in sick, wat Hinnerk woll glieks'n Gesicht maakt.

Do kloppt dor well an dei Dörn, un Hinnerk kummt herin. Hei mennt, dat schall nu woll'n lütket Schaffutter gäwen.

Dei Amtmann fraogt üm, wat hei dann van üm will. Hinnerk segg nicks, kick den Amtmann an, un as dei wedder fraogt, wat hei will, do fank Hinnerk heller an tau lachen un segg: „Du bist mi'n netten Amtmann. Junge, wenn dei dat wüß, dat du sienen Rock antrocken un sien Piepen anstickt hest un hier den Amtmann spülen deihst, hei wull di aower putzen!“

Man, wenn't uck wat lange dürt heff, Hinnerk möß up't leste doch inseih'n, dat dat dei richtige Amtmann wör. Un dei beiden heb't sick uck up't beste verdraogen.

glücksnachricht bestätigte sich zwar nicht im ganzen Umfange, aber auf dem Riesendampfer von 47 000 Tonnen hatten sich 2200 Menschen befunden, darunter Spitzen der Gesellschaft wie der Präsident der „White Star Line“, der das Schiff gehört, und John Jacob Astor, einer der reichsten Männer der Welt, der sich mit seiner jungen Frau auf Hochzeitsreise befand, dann zahlreiche Künstler, Gelehrte und Touristen, bescheidene Auswanderer und 600 Mann Besatzung. Zwei Stunden nach Mitternacht wurden SOS-Rufe in alle Richtungen ausgesandt, Boote wurden zu Wasser gelassen und schaurig leuchtende Raketen fuhren zischend gen Himmel . . .

Die Rettungseinrichtungen erwiesen sich als unzulänglich. Man hatte gemeint, doppelte Böden, Schottenkammern, Alarm- und Kontrollapparate würden ausreichen. Aber Eisberge? — Daß sie in diesem Jahre besonders weit südwärts gekommen waren, hatte man nicht genügend beachtet. In Rekordzeit war der Gigant durch den Atlantik gestürmt. Mehr als 1500 Menschen ertranken beim Untergang der „Titanic“. Es gab heftige Kämpfe um einen Platz in den Rettungsbooten, wilde Verzweiflung, aber noch mehr heldischen Mut und menschliche Größe. Auch bei uns bildeten sich Meinung und Gegenmeinung zu diesem Schiffsunglück: „Ein Wahnsinn, dieser Kampf um das Blaue Band





Alte Bauernhochzeit. Nach einem Gemälde von Prof. Bernard Winter.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Der Polterabend

„Komm mir nicht mit deinem blöden Weibervolk und laß die dummen Gänse endlich aus dem Spiel!“ Das war deutlich und ein wenig zu laut Gerts unverkennbare Stimme.

Lisa und ich schreckten auf und gingen unwillkürlich einen Schritt näher ans Fenster; denn — das konnte nur uns gelten.

„Ich habe es denen aber schon so gut wie versprochen; wenn die nicht mitmachen dürfen, dann verplappern die uns. Die wissen doch, daß wir rauchen“, kam ein wenig zögernd Thorstens Antwort.

„Was heißt hier: So gut wie versprochen? Du hast denen nichts zu versprechen; und außerdem: Woher sollen die überhaupt wissen, daß wir Zigaretten haben?“ meinte jetzt Kalli.

„Ich sage dir das letzte Mal, daß ich die dummen Kindermädchen nicht mit dabei haben will. Hast du das verstanden? — So etwas ist reine Männersache.“ Das war wieder Gerd.

Noch ehe Thorsten antworten konnte, hatten wir das Fenster weit aufgerissen. „Wenn ihr uns nicht mitnehmt, dann verraten wir doch, daß ihr geraucht habt!“ riefen Lisa und ich triumphierend wie aus einem Munde.

Die drei starrten uns wie seltsame Wesen aus der Unterwelt an. „Seht ihr?“, rief Kalli wütend, „jetzt haben wir es! Wehe euch, wenn ihr uns verrätet; dann werdet ihr für den Rest der Ferien keine schöne, unbeschwerte Zeit mehr haben; dafür sorgen wir!“

„Laßt euch was Besseres einfallen — und laßt uns in Ruhe“, meinte Gerd ruhig.

Kleinlaut schlossen wir das Fenster. Schade, wir hatten mal wieder nichts erreicht. Es war doch schwer mit diesen derben Burschen . . .

Wenn ich heute an jene sonnigen Ferientage auf dem Thalhoff zurückdenke, kann ich kaum begreifen, mit welchen „Problemen“ wir uns damals „abschleppten“. Lisa und ich waren Schulmädchen mit spindeldürren Rattenschwanzzöpfen und hatten noch nie einen richtigen Polterabend mitgemacht.

Thorsten hatte neulich erzählt, wie turbulent es auf Heini Treckmeyers Kränzchen zugegangen war, und großmächtig versprochen, bei seinen Freunden ein gutes Wort für uns einzulegen; aber das war ihm nicht gelungen, wie wir soeben erfahren hatten.

In drei Tagen stand Martin Klermanns und Anke Hoffs Hochzeit bevor. Am Tage davor sollte es einen großen Polterabend geben. Die ganze Dorfjugend war voll davon.

Leider gehörten wir noch nicht zur eigentlichen Jugend. Mit unseren elf Jahren wurden wir einfach zu den Kleinsten der „Oberstufe“ gerechnet, die brav ins Bettchen müssen, wenn die Jugend etwas Wichtiges vorhat. Zur richtigen Jugend gehörten freilich Thorsten, Gerd und Kalli mit ihren knapp 13 Jahren auch noch nicht. Für das Grünholen gab es genug 17jährige; aber ihr Vergnügen bestand im eigentlichen Poltern.

Nach einer alten Überlieferung soll das Scherbenwerfen die bösen Geister vertreiben; aber es hilft nur, wenn außer den „Polterjungs“ kein Mensch etwas davon weiß. Wir hatten also hoch und heilig versprochen alles geheim zu halten, wenn sie uns nur mitnehmen würden. Nun spannten die uns einfach aus . . .

*

Am Tag vor der Hochzeit herrschte auf dem Nachbarhof reges Treiben. Oma Hackkemper war in Hochform. Man sah ihr die 74 weiß Gott nicht an. Sie war stolz auf Anke, ihre Großnichte und ihr Patenkind. Auch

hatte sie sich eigens für die morgige Hochzeit funkelneue Zähne anfertigen lassen.

Das junge Volk war wirklich voll beschäftigt. Die großen Jungs hatten das frische Grün geholt, und Hackkemper's Oma zeigte den großen Mädchen, wie sie aus buntem Seidenpapier herrliche Hochzeitsrosen falten konnten.

Kampers Sophie sang ununterbrochen: „Wir winden dir den Jungfernkranz!“ Sie dachte dabei sicher an ihre eigene, noch bevorstehende Hochzeit. Seit sechs Jahren war sie mit Emil Maukpahl verlobt, einem Leichtmatrosen „auf einem großen Kahn“, wie sie immer wieder betonte, der zur Zeit irgendwo in der Südsee herumschipperte.

Liesel und Frieda waren dabei, dem Hochzeitsspruch einen schmucken Rahmen zu geben, indem sie ihn mit sattgrünen Efeu-Blättern umsäumten.

Gerd und Thorsten standen am Rande. Ganz nebenbei erfuhren wir, daß Kalli Hausarrest hatte. Er hatte — wie so oft — irgend etwas angestellt. Sogar das Taschengeld war ihm gesperrt worden.

Und plötzlich hatten wir eine glänzende Lösung gefunden. Während die Vorbereitun-



Bis vor kurzem fanden hierzulande die Bauernhochzeiten grundsätzlich auf den Höfen statt. Die Bewirtung erfolgte auf der großen Tenne oder bei gutem Wetter auch wohl draußen vor dem Hause. Solche Veranstaltungen waren echte Sippen- und Nachbarschaftsfeste. Heutzutage geht man mehr und mehr dazu über, die Hochzeiten von den Höfen in die Säle der dörflichen Wirtshäuser zu verlegen. Dabei geht leider auch vieles von den einst so sinnvollen Hochzeitsbräuchen verloren oder wird entstellt.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

gen auf Hochtouren liefen, kam uns diese brillante Idee: Wir hatten ja noch unser Taschengeld, Lisa und ich; jede ganze 50 Pfennige. Das machte zusammen eine Mark. Die langte gerade für eine Schachtel Zigaretten, und diese würde die Jungs günstiger stimmen.

Wir liefen zum Automaten und wählten eine gängige Sorte, deren leuchtende Reklamepackung wir schon oft an den Litfaßsäulen gesehen hatten: „Na, was sagt ihr nun?“ Unseres Triumphes sicher, hielten wir Thorsten und Gerd die buntbedruckte Schachtel hin: „Dürfen wir für dieses Geschenk mit zum Polterabend?“

„Mensch, ihr habt doch hin und wieder gute Einfälle“, sagte Gerd strahlend und teilte die Schachtel auf. „Wenn Kalli die sieht, dann sagt er bestimmt nicht mehr nein.“

Ein gegenseitiger Handschlag, der zur Verschwiegenheit verpflichtete, besiegelte unsere wichtige Abmachung. Jedoch wir ahnten nicht, welche unfreiwillige Überraschung uns die drei am nächsten Tag bescheren würden. —

*

Der lustige Polterabend war angebrochen. Gegen 20 Uhr zogen die jungen Mädchen und Knaben in langer Reihe zum Nachbarhof, in den Anke als junge Frau einziehen würde. „Wir winden dir den Jungfernkranz“, klang es laut und kräftig durch den warmen Hochsommerabend. Anke und Martin als junges Paar lauschten glücklich dem frischen Gesang, der diesem lauschigen Abend ein festliches Gepräge gab.

Dann wurden Flaschen entkorkt, Gläser gingen reihum und die Fröhlichkeit stieg mehr und mehr an. Wir „Kinder“ standen abseits. Thorsten meinte jetzt, es würde wohl Zeit, daß wir uns zum Scherbensammeln aufrafften.

Sämtliche Abfallgruben wurden „durchkämmt“. Hier lag eine Kaffeekanne ohne Henkel, dort eine Tasse ohne Ohr. Drüben fanden wir drei leere Schnapsflaschen. Aber es dauerte trotzdem lange, bis wir unseren Handwagen voll hatten. „Endlich!“ seufzten Lisa und ich.

Wir zogen durch den Föhrenkamp zurück. Die anbrechende Dämmerung ließ uns mehrere Male aufschrecken: Raschelte dort nicht etwas? — Schlich auf der gegenüberliegenden Seite nicht eine finstere Gestalt?

Lisa und ich zuckten zusammen, und Gerd meinte: „Ihr seid doch alberne Gänse; mit euch kann man keinen Indianergang machen. Wenn irgendwo ein Eichhörnchen hüpf-

dann verliert ihr schon den Mut. Aber laßt man; eine angenehme Überraschung wird euch der heutige Abend noch bringen.“

Endlich erreichten wir den Thalhof, der einsam lag. Alle anderen waren auf dem Nachbarhof. Die „anstrengende“ Scherbensammlung hatte uns durstig gemacht.

„Ich hole uns schnell eine Flasche Sprudel“, sagte Thorsten.

Kurz darauf leerten wir in hastigen Zügen unsere gefüllten Gläser.

„Die Großen trinken Alkohol, uns genügt diese herzhaft Limonade“, lachte Gerd und füllte nach.

Beim zweiten Glas fiel mir der eigenartige, herbe Geschmack auf. Als ich leerge-trunken hatte, breitete sich in mir ein fremder Schwindel aus, der sich zu bleierner Müdigkeit steigerte.

„Los, ihr Kleinen, auf zum Polterabend! Frisch ans Werk!“ rief Thorsten übermütig.

Plötzlich war mir gleichgültig, ob wir zum Polterabend gingen oder nicht. Das war doch Mönnersache, Gerd hatte recht gehabt. Am besten, wir blieben zu Hause. Wenn nur diese verflixte Müdigkeit nicht wäre!

„Kleine Kinder gehören ins Bett“, meinte Thorsten. „Wir gehen allein. Tschüß! Schlaft euch man tüchtig aus, damit ihr morgen den Hochzeitsschmaus nicht verpaßt.“

*

Wie durch einen Nebel sah ich Lisa, die mir gegenüberaß. Ich meinte, das heftige Klirren der unzähligen Scherben zu hören. Unsere bunten Scherben, die wir so mühselig gesammelt hatten: „Die Scherben!“ Im Traum hörte ich mich selbst laut rufen . . .

Doch das war kein Traum. Vor mir stand die reine Wirklichkeit, und Lisa saß aufrecht in ihrem Bett. Sie stützte ihren Kopf mit beiden Händen. Ich mußte mich erst besinnen. Da! Wieder ein Krachen!

Nein, das waren nicht unsere Scherben. Der Hochzeitssorgen war angebrochen, und die „Böllerjungs“ verrichteten ihr Werk. Was aber war das bloß gestern abend gewesen?

„Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuge-tan. Mein Kopf summt wie ein Bienen-korb“ — ganz kläglich jammerte Lisa.

Nun, geschlafen hatte ich wie ein Mur-meltier, bloß auch ich hatte einen furchtbar schweren Kopf. Wir wollten nachdenken und konnten uns doch nicht konzentrieren.

Eine Stunde später war des Rätsels Lösung gefunden. Onkel Johann empfing uns mit den Worten: „Thorsten hat seine Lage schon wegbekommen. Die Burschen haben gestern abend meine letzte Flasche Sekt leer-gemacht.“

„Wie seht ihr denn aus?“ Entgeistert blickte Tante Marie uns an.

Jetzt war die Reihe an uns. Unser Gewissen war durch die „Zigarettenbestechung“ zu sehr belastet, als daß wir den Mut gehabt hätten, die Angelegenheit klarzustellen. Die Knaben hatten uns eine Überraschung versprochen, die ihnen gelungen war. Wir hatten nichtsahnend mitgetrunken, und uns war eine Lehre erteilt worden.

*

„Mein aufregendstes Ferienerlebnis“ hieß das Aufsatzthema, das uns am Schluß aller

großen Ferien gestellt wurde. Ich brauchte damals nicht lange zu überlegen, welches Erlebnis ich niederschreiben würde.

Ach ja, beinahe hätte ich doch Wichtigste vergessen: Inzwischen sind wir erwachsen. Thorsten hat sich im letzten Sommer verlobt und wird im kommenden Mai heiraten. Aber er hat schon durchblicken lassen, daß er das Scherbenwerfen gar nicht gerne sieht. Das gäbe soviel „Unordnung“ am Hochzeitsmorgen.

Na, ich bin gespannt . . .

Helga Clever

Gälgösken

hieraotet den ollen Hinnerk Straotmann

(Eine lustige Trauunk)

Leider kann ik nich väl van dei beiden ollen Brutlue vertellen, ji mötet jau dorüm mit weniget begnügen.

Dei Brut har van Kindheit of en gäle Hut, sei heet dörüm Gälgösken. Tweimaol was sei al befreiet wäsen, ehre Kerls wassen bolle nao dei Hiraot sturwen. Ehr richtigge Naome was: „Johanne Müller“.

Hei, Hinnerk Straotmann, was 75 Johre un hiraotete dat erste Maol.

Immer, wenn olle Lue hiraoten willt, gif et väl Uprägunk bi dei jungen. Besünners dei Spaßmaokers beschäftigt sik mit sükke Fälle. Um dei Verleiftheit tau dokumentiern, hätt et bi olle Lue meistens: „Olle Schüren brennt an lechtesten.“

In usen Fall was dei Trauunk recht pla-seierlik. At beide Brutlue vör den Altaor kneienden, besprengede dei Heer Pastor ehre Ringe mit Wiehwaoter un frög dann den Brügam:

„Heinrich Stratmann, ich frage Sie: Haben Sie Ihr Gewissen vor Gott geprüft und sind Sie frei und ungezwungen hierher gekommen, mit dieser Ihrer Braut die Ehe einzugehen?“

Hinnerk öwerlegte en Ogenschlag un anterde: „Ich widersage!“

Ale Anwäsenden trauenden ehre Ohren nich un glöweden, dat sei sik verhört harren. So günk dat uk den Heern Pastor. Dörüm frög hei wieder:

„Sind Sie gewillt, Ihre künftige Gattin zu lieben, zu ehren und ihr die Treue zu halten, bis der Tod Sie scheidet?“

Hinnerk antwortet weer: „Ich widersage!“

Nu weer et den einen Tügen tau bunt. Hei göf Hinnerk en düftigen Ribbenstot un gnoorde üm int Ohr: „Hinnerk, du most Jao seggen.“

Dei Heer Pastor fünk van vörn weer an. Bi beide Fraogen anterde Hinnerk weer: „Ich widersage!“

Dei Heer Pastor ut dat ganze Gefolge van dei Brutlue lacheden nu luthalsig. Blot Gälgösken stünd mit en puterrohen Kopp kägen Hinnerk un wünske niks sähnsüchtiger, at dat Hinnerk endlik tau Verstand kaomen mäoge un Jao segge.

Dei Heer Pastor fünk weer van vörn an tau fraogen, man nu up Platt:

„Hinnerk, ik fraoge di, wullt du dei Johanne at dine Frau hebben of nich?“

Nu verstünd Hinnerk un anterde fierlik:

„Jao, wisse, will ik dei Johanne at Frau hebben, wisse, wisse, Heerömken.“

Nu folgede lutet Lachen dör dei ganze Kaaken, so dat dei Heer Pastor dei Trauunk en tiedlank unnerbräken müss. Uk dei Brut lachede un was freidig, dat Hinnerk sei doch at Frau hebben wull.

So was dei Hochtied van dei steinollen Lue pläseierlikker at manche Hochtied van junge Lue.

Fritz Bitter



Aüs dem Vertellselwettbewerb der Oldenburg-Stiftung

Zur Förderung der plattdeutschen Sprache hatte in diesem Jahr die Oldenburg-Stiftung wieder zu einem plattdeutschen Vertellselwettbewerb ausgerufen. Unsere jungen Heimatfreunde aus dem Oldenburger Münsterland haben sich besonders eifrig daran beteiligt. Alle Teilnehmer erhielten eine Anerkennung, die besten Vertellsel wurden besonders ausgezeichnet. Wir veröffentlichen heute zwei Proben. Weitere Vertellsel unserer jungen Erzähler werden in den nächsten Nummern unseres Heimatkalenders folgen.

Franz Dwertmann

DE PRALINENKASTEN

Wi had'n use Mamm einen Pralinenkasten taun Geburtstag schenkt; doröver freide sei sick düchtig — so as de Mamms sick immer freit, wenn de Kinner an ehr denkt.

Nomiddags leeg de Pralinenkasten inne Stooßen up'n Disk, wor min lüttke Brauer Hubert sin Lern mök. He was bi Italien ant maolen un wull äben'n bäten Föer ut'n Vesuv stüven laoten, as sin Oge up de soite Deern von den Pralinenkasten füllt. Un nu müß he dat daun, wat he immer nich loaten kunn.

Mit sine teihn Johr is min Brauer einen richtigen lüttken Sleitkefidel, de överall sin Senf bidaun mot — un so uck bi de Bilder inne Zeitung un ännere Blöer. Dor krig de eine eine Brille, de annere eine rode Nase oder einen Mickbaort un änneres mehr. So nehm he sik nu uck dat Pralinenwicht vör. De Lippen wurden noch'n bäten roder, de Ogenbruen noch wat swater, un an jedet Ohr molde hei ehr einen lüttken knätergrönen Stein. Unnen in de Ecke was ein lüttket rodet Harte, un dor schrew hei H. D. in, wat de vördersten Baukasten van sinen Nomen wäsen schull'n.

Noher stellde use Mamm den Pralinenkasten in den Schrank in de Staoben un dachte, den kunn sei nächster Tid noch woll annerswo mit hennähmen. Dat durde uck nich lange, do was in de Verwandskup ein Puppen ankommen, use Mamm schlög den

Pralinenkasten in nei Siedenpapier, un nehm üm mit not Krankenhaus. — Jo, so geiht dat faoken bi us mit de Pralinenkastens — de lopt meist blos bi us dör! Use Mamm is äben nich mit Pralinen, sunnern mit Arbeit grot worden, un dorüm meint sei uck, Pralinen sind nich taun äten, sunnern taun verschenken.

Gistern was nun use Mamm ehr Nomensdag un use leiwe Tante brochte ehr einen groten Pralinenkasten mit. Mamm freide sick van Harten doröver. — Use Hubert, intüsken wat öller, aover noch nich väl vernünftiger worn, set an'n Disk bi sin latinsken Vokabeln. Do füllt sin Oge up den Pralinenkasten — dor was ein sötet Wicht up..., rode Lippen... swarte Ogenbruen... knätergröne Ohrensteine un ein rodet Harte mit H. D... Hubert sprüng up, as wenn üm eine Imme staoken har un röp: „Dat is ja use Pralinenkasten, denn kenn ick doch!“

Dat gew eine Uprägung un groten Spaoß üm denn Pralinenkasten. Wor müg hei in Tüscentied överall wäsen sin? Use Tante har üm van ehr Dochter leihnt, un dei har üm von ehren Fründ, dei in Frieseithe wohnde. Wieder kunnen wie dei Reise nich verfolgen — over fiev Monde was dei schöne Kasten nu all unnerwägens wäsen! — Dann mot dat doch woll bi us taulanden noch väle so sporsame Lue gäwen as use Mamm.

Wi hebbt masse Spoß hat, as wi dei Pralinen upäten hebbt — dei meisten wern noch gaud.

Klaus Dwertmann



Faßtball im Fernsehen

Wat was dat för eine Uprägung üm den Fautball, as vöriget Johr de Weltmeisterschaft in England utdrogen wudde! In de Warkstäen, Kontors un up de Straoten wör niks tau daun, ale Lüe seten vör't Fernsehahn tau kieken.

Usen Frisör in Cappeln, Albert Höhne, har uck dat Fautballfeiber aohnewäten packet. Dat kunn ja nicht änners, wor doch in sinen Salon ale Schnackerei in disse Tid blot üm den Fautball güng. Dann köm dat Endspill: Dütschland gägen England! Saoterdag nomidag wudde dat in Fernsehahn överdraogen. Um viddel vör drei güng de läste Kunde ut Höhne sinen Salon — dormit har Albert uck raket! Nu kunn hei glieks in Ruhe dat Endspill mitbeläwen. Albert Höhne freide sick as'n lüttket Kind up Wihnachten! Drocke fägde he de swarte, gäle, rode, un griese Wulle tausaoen un mök alles upstae. Van baoben ut sin Wohnstaoben köm de Röke van Bohnenkaffee herunner, un de Ansegger in Fernsehahn meldete all luthals, dat dat Londoner Stadion mit hundertdusend Lüe

utverköfft was — sogor de Königin was dorbi! — Noch drei Minuten, dann schull dat Spill anfangen —!

De Frisör möß äben de Butendörn up't Schlott bringen — He wull just den Schlötöl rundreihen, as de lüttke Korl herinstuven köm...

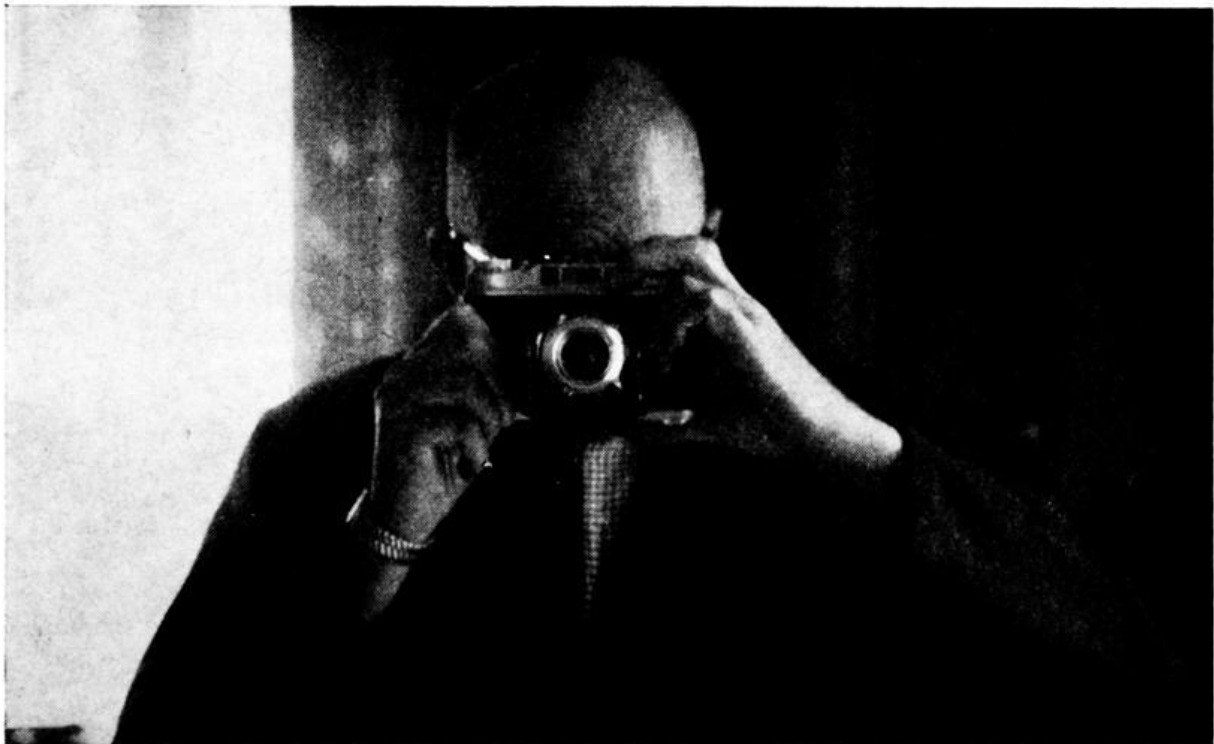
„Ick wull mit woll Haor schnien laoten“, seg' he un klöterte mit sin Geld inne Bük-sentaschen...

Usen Frisör blew de Verstand bold stohn, he stammerde blot noch: „Korl, nu Haor schnien, dat geiht doch nich... Nu jüst üm disse Tid... ne Korl, wo kummst dortau...?“

„Use Pappen hew seggt: Ick schull nu man nö'n Frisör hengohn, dann kunn hei in Ruhe dat Fauballspill bekieken...!“

Korl was al an'n Frisör vorbi, un kladerte up den Dreischämel vör den groten Speegel. —

Use Frisörmester is en Kinnerfründ, un de seßjöhrige Korl is en hartfuchtigen Kerl, änners har he bi dit Haorschnien de Traonen inne Ogen krägen. Klaus Dwertmann



Das Auge der Kamera wird der Heimatarbeit vielfältig nutzbar gemacht. Wir dürfen glücklich darüber sein, daß es Fotofreunde gibt, die viel dokumentarisches Typisches und Schönes, aber auch viel Merkwürdiges und Aktuelles unter persönlichen Opfern für uns alle im Bilde festhalten.

Die Malerin vom Dümmer

Zum künstlerischen Werk von Gabriele Heise, Eickhöpen bei Lembruch

Schon einmal habe ich aus gegebenem Anlaß auf die Persönlichkeit und das Schaffen dieser Künstlerin hingewiesen. Es war in den „Heimatblättern“ der Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta, und zwar in Nummer 8/10, August/Oktober, 33. Jahrgang (1952), S. 8f. Damals trat Gabriele Heise zum ersten Male mit einer größeren Ausstellung ihrer Werke vor die Öffentlichkeit. Als Deuterin der Dümmerlandschaft erregte sie ein gewisses Aufsehen und fand breite Anerkennung. Zur Person und zum künstlerischen Weg der Malerin ist an der erwähnten Stelle bereits alles Nähere gesagt.

Inzwischen sind anderthalb Jahrzehnte vergangen, in denen Gabriele Heise auf ihrem malerisch-künstlerischen Weg ununterbro-

chen weiterschritt. Zahlreiche neue Bilder, die immer intensiver um die farbliche Deutung ihrer Wahlheimat am Dümmer bemüht sind, bereichern seitdem ihr Gesamtwerk. Ich durfte den Weg aus der Nähe verfolgen, sah abwechselnd Gelungenes und weniger Gelungenes entstehen und sah mit gespanntem Interesse dem fortwährenden Ringen um den rechten Ausdruck zu. Wer in so unmittelbarer und unverbildeter Beziehung zur Umgebung lebt, wie die stets engagierte Künstlerpersönlichkeit von Gabriele Heise, muß sich allmählich einen besonderen Zugang zu dieser Umwelt verschaffen. So lernte die Malerin, ihre Eindrücke umfassend und überzeugend in die Farben ihrer Palette umsetzen.



Novemberstimmung auf dem Dümmer. Gemälde von Gabriele Heise, Größe 50 × 60 cm.

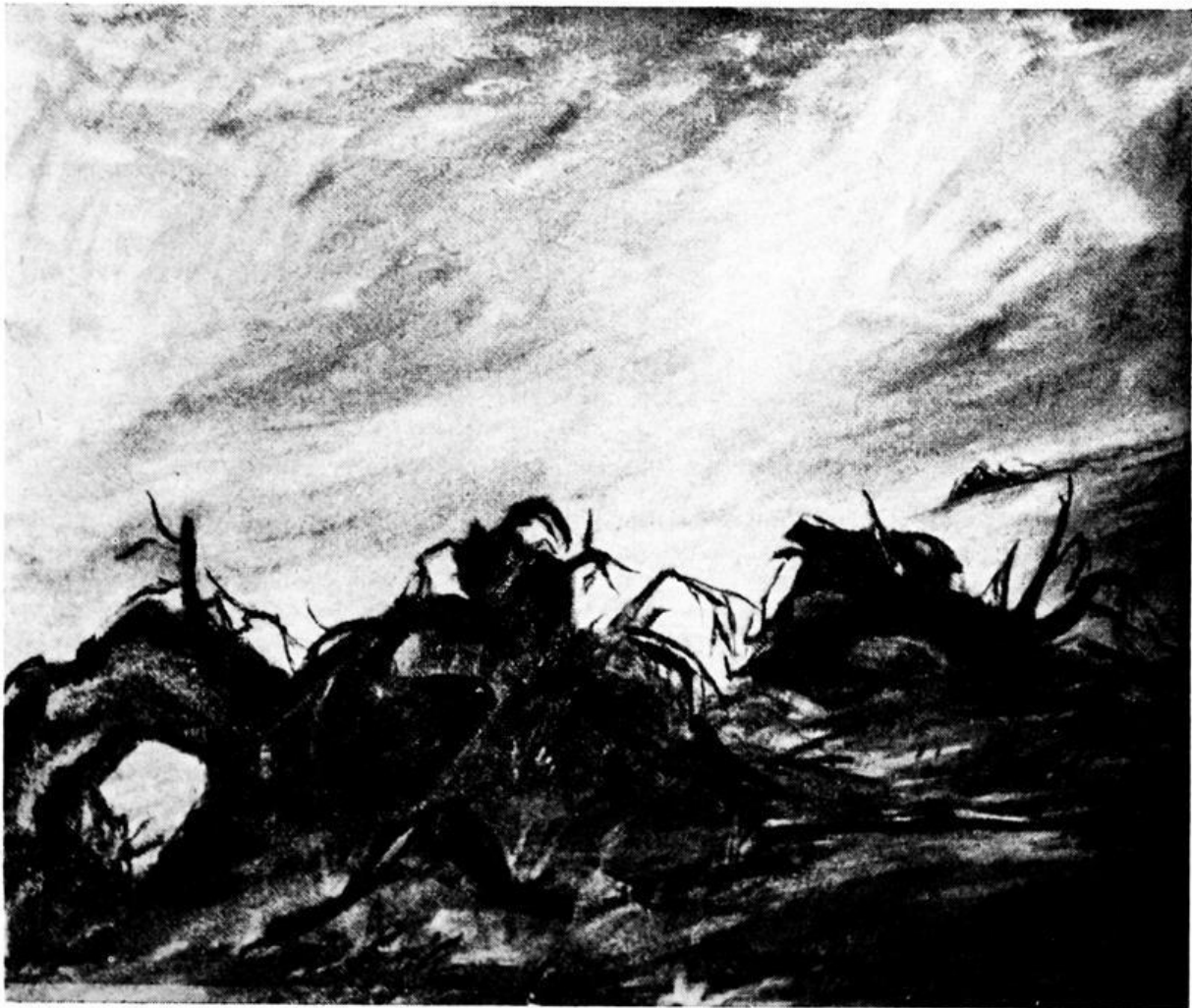
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Unter den verschiedenen Malern, die den See und seine Umgebung im Bild zu erfassen suchten, nimmt sie aus den angedeuteten Gründen eine Sonderstellung ein. Deshalb ist es wohl an der Zeit, daß auch der Heimatkalender Notiz von ihrem Werk nimmt. Ihre Bilder haben nämlich auch im Oldenburger Münsterlande eine Reihe von Liebhabern gefunden, denen es die herbe Dümmerlandschaft ebenfalls besonders angetan hat. Sie hängen in Dienstzimmern und privaten Stuben, bei nahen und entfernten Freunden und einige auch in Museen. Ein prüfender Blick auf das malerische Werk läßt erkennen, daß Gabriele Heise bisher nichts von ihrer Begeisterung für den Dümmer verloren hat. Im Gegenteil! Das begeisternde Erleben sucht mehr und mehr in die Tiefe zu dringen.

Die malenden Hände sind noch lockerer und behutsamer geworden, der Pinsel zugleich großzügiger und flüssiger, die Farben

und die Malweise zunehmend pastoser. Dadurch werden die einzelnen Bilder dem raschen Stimmungswechsel der Landschaft immer mehr gerecht. Es gibt in verschiedenen Bildern gelegentlich Nüancierungen, die sonst kaum ein Maler, der nur vorübergehend am Dümmer weilt, so vollendet trifft. Freilich, die große Form schluckt unwesentliche Einzelheiten ohne Skrupel auf, weil die malende Hand und das scharf beobachtende Auge der Künstlerin momentan zu treffen suchen. Die flüchtigen und doch wesentlichen Faktoren unablässiger Übergänge lassen sich nur in solche Gestaltungsart erfassen und darstellen. Nicht immer gelingt das künstlerische Vorhaben. Dann entsteht leicht ein unfertiger Eindruck. Aber es gibt Bilder, die unübertrefflich sind. Sie weisen Gabriele Heise als begnadete Künstlerin von Rang aus.

Der See wird zum eigentümlichen Lebewesen, das im Wechsel der Jahreszeiten wie



Kienstubben im Moor. Gemälde von Gabriele Heise, Größe 50 × 60 cm.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

ein Tier der Wildnis sein Kleid wechselt. Schwer und heiter, dumpf und gelöst, wild und phantastisch gehen Wasser, Wolken und Himmel eine harmonische Verbindung ein, die restlos überzeugt und tief beglückt. Die Kraft der malerischen Aussage übt in solchen Bildern beinahe eine magische Wirkung aus. Es ist stets die glühende Farbe, die das Hauptmittel der Komposition bildet, weniger die Zeichnung der Landschaftsform, die meistens atmosphärisch verschwimmt. Es werden Impressionen gestaltet und keine gegenständlichen Bildinhalte. Deswegen spricht in erster Linie auf diese Bilder der Dümmerkenner an, der selbst in häufiger Erfahrung ähnlichen Erlebnissen ausgesetzt war.

Auch die Umgebung des Sees erfährt nach wie vor die volle künstlerische Aufmerksamkeit der Malerin, die den größten Teil des Jahres unmittelbar am Dümmer in ihrem köstlich ausgestatteten Heim verbringt. Hauptsächlich werden besonders charakteristische Motive zum Gegenstand ihres Pinsels. Sie liegen zumeist im Moor, dessen geheimnisvolle Urtümlichkeit leider stark im Schwinden begriffen ist. Manche Moorbilder entfalten eine spukhaft bizarre Szenerie. Der Kontrast von schweren und grellen Farben bewirkt dabei Kompositionen, die den Betrachter in einen eigentümlichen Bann ziehen. Die Landschaft selbst dient dann fast nur dazu, schwerblütige Tiefenphantasien auszulösen.

Von solchen Schöpfungen führt ein begreifbarer Weg zum extrem anmutenden abstrakten Schaffen, das in Bildern zum Ausdruck kommt, die sich apokalyptischen Visionen nähern. Die Künstlerin bringt sie in weiten Abständen spontan hervor, wahrscheinlich jeweils aus der Bedrängnis einer inneren Situation. Sie zeigt die Bilder ihren Freunden nur höchst zurückhaltend und weigert sich bisher, dieselben etwa in einer Ausstellung des speziellen Genres vor die Öffentlichkeit zu bringen. Vielleicht ist es eine Art von Scheu, die manchen Künstler gerade in jenen Werken überfällt, die seinem Herzen besonders nahestehen. Vielleicht auch weiß die Künstlerin Gabriele Heise, daß hier vorerst noch Zuwarten geboten ist, solange die Dinge nicht von sich aus in eine klarer ausgeprägte Richtung kommen.

Jedenfalls wird man noch einiges aus den schöpferischen Händen der Malerin vom Dümmer erwarten dürfen. Wie die Entwicklung auch gehen mag, stets wird der See und seine Umgebung bevorzugtes Objekt des künstlerischen Bemühens bleiben. Dafür ist Gabriele Heise bereits innerlich zu sehr verwachsen mit jener Landschaft, die ihr vor nunmehr drei Jahrzehnten menschlich zum Schicksal wurde.

Alwin Schomaker-Langenteilen

Der Bauer und sein Gefangener

Ein Schicksal aus unserer Zeit und unserer Heimat

Es gab damals viele Kriegsgefangenenlager in Frankreich, als der Lärm der Schlachten verstummt war und die Menschen hüben und drüben so gern daran glauben wollten, daß das unscheinbare Pflänzchen Friede trotz des aufgespeicherten Hasses gedeihen, groß und beständig werden möchte. Aber es gab vorerst viel Hunger und wenig Liebe. Dennoch blühte langsam Versöhnung auf, wo ihr nur ein wenig Erdreich gelockert wurde. Dafür sei diese Geschichte ein Beispiel.

Es begann mit einem Zählappell in irgend einem Lager. Eine Gruppe Gefangener wurde ausgesondert und ans Lagertor kommandiert. Viel Zeit zum Packen blieb nicht, aber das tat auch nicht not. Das ärmliche Gepäck war rasch bereit. Große Abschiedsszenen lagen nicht im Stil der Landser. Der Lkw schluckte

viele Männer, die nun wie Vieh hin und her geschaukelt wurden, als er mit ihnen abbrauste. Verladen wohin? Wurde ein neues Lager aufgemacht?

Wieder irgendwo Vernehmung? Die Männer waren es satt, immer wieder ausgefragt zu werden. Das Mißtrauen der Franzosen war ja verständlich, aber aus ihnen war nichts mehr herauszuholen. Man sollte sie endlich in Ruhe lassen. Sie hatten alle übergenug vom Krieg und von dem, was ihm gefolgt war. Nach Hause wollten sie, arbeiten, wieder anpacken, aufbauen, Herrgott noch mal, es mußte doch wieder einen Anfang für sie geben!

Alwin Schrees dachte so. Viele nicht anders. Aber sie schwiegen jetzt gegeneinander davon. Es gab keine neuen Worte mehr. Alle



waren schon verbraucht, tausendfach, in der Einsamkeit der Nächte im Lager, wenn immer wieder einer plötzlich im Traum aufschrie und all das noch einmal durchlitt, was doch nun endgültig vorbei sein sollte...

Sie fuhren die ganze Nacht durch, eine verdammt kühle Nacht, das mußte man schon sagen. Es wollte Herbst werden. In der Heimat drüben über dem Rhein würde man jetzt schon frieren. Und das einen langen Winter hindurch. Aber auf einem Lkw voller Männer wärmt einer den anderen noch etwas. Das ist der Unterschied.

Irgendwo hielt der Wagen an. Noch ein paar kamen hinterher. Dann wurden die Männer ausgeladen, einer nach dem anderen. Sie standen auf einer Art Marktplatz. Der Name der französischen Landstadt war ihnen unbekannt. Aber er blieb ihnen auch ziemlich gleichgültig.

Richtig, da wurde tatsächlich so etwas wie ein Markt abgehalten. Wie angebotene Waren waren sie, die Gefangenen. Franzosen tauchten auf, derbe Bauerngesichter, machten nicht viele Worte. So ganz anders, als sie sich die Franzosen früher immer gedacht hatten, waren diese. Ohne Schnörkel, klar, unmittelbar zupackend.

„Komm du mit!“ sagte einer auf deutsch zu Alwin Schrees. Der Wachtmann nickte, als der grauhaarige Bauer etwas ganz rasch zur ihm sagte. Damit war der blutjunge Deutsche vom Jahrgang 27 — noch nicht ganz 17 Jahre alt, als es an die Front ging, freiwillig, versteht sich, und bei einer Eliteeinheit, die besonders hohe Verluste hatte, weil sie immer an Brennpunkten eingesetzt worden war — seinem neuen Herrn überantwortet.

„Gut denn!“ sagte der Gefangene zu sich selbst und trottete hinter dem Bauern her. Hatte er nicht eben deutsch mit ihm gesprochen? Ach, das war ja auch gleichgültig. Mit mußte er sowieso. Aufhängen würde man ihn wohl nicht gleich.

Bald saß er neben dem Bauern auf einem Brett. Der Mann pfiß. Die Pferde zogen an, magere, aber zähe Tiere. Es ging bergan. Die Bergzüge in der Bretagne erheben sich zur Höhe deutscher Mittelgebirge. Auch an diesem Morgen lag Nebel über den Feldern wie später noch so oft. Der Seewind brachte ihn mit, hüllte die Berge in ihn ein. In einer freundlichen Mulde zwischen den unwirtlichen Höhen, hinter Bäumen und Hecken versteckt, lag der einsame Hof des Mannes, der den Gefangenen geholt hatte.



Aufn. Walter Deeken

Schneeflocken

von Helga Clever

Die zarten Flöckchen schweben nieder
gleich wie beim lust'gen Ellentanz.
Ihr Wunder, es kehrt immer wieder
und leiht dem Land den Winterglanz.
Du hörst nun frohes Kinderlachen,
ein forscher Schneemann soll entstehn.
Geh hin und suche mitzumachen!
Du findest es dann wunderschön.
Voll Eifer bauen sich die Kleinen
aus weißem Schnee die Märchenwelt.
Auch dir kann Wintersonne scheinen,
wenn nur ihr Spiel dir wohlgefällt.
Und lautlos hüllen Zauberflöckchen
das Land in weiche Daunen ein.
Voll Inbrunst blickst du in den Wirbel:
Herr, spende Wintersonnenschein!

Es gab viel Arbeit dort und wenige Menschen, die sie tun konnten. Alwin Schrees lag oft nachts wach und härmte sich auf seinem Strohsack vor Heimweh.

Ein Jahr lang lebte er nun schon auf dem Hof, hatte Kartoffeln gepflanzt und geerntet, Frühgemüse gezogen, Weizen gesät und mit der Sense gemäht, in der Apfel- und Birnenplantage gearbeitet, die weit vom Wohnhaus entfernt lag. Niemals hatte er ein böses Wort, aber auch selten ein gutes gehört, weil man kaum mit ihm sprach. So lebte er völlig für sich isoliert, ohne Verbindung mit der Welt und den Menschen, die ihm lieb und teuer waren.

Ja, und dann wurde er nach diesem Jahr in die Familie aufgenommen. Er beherrschte soweit Französisch, daß er sich mit dem Bauern und der Bäuerin verständigen konnte. „Mein Sohn!“ hatte der Mann ihn genannt, und die Frau war gut zu ihm gewesen.

Schließlich hatte er es erfahren: Der Hoferbe war dem bretonischen Bauern kurz vor dem Ende des Krieges in der Normandie noch gefallen. Etwa in Alwins Alter. Auch freiwillig. Heimlich Soldat geworden. Frankreichs Gloria! Man mußte das verstehen. Aber es war doch bitter. Für die Eltern vor allem. Was denn Alwins Vater und Mutter trieben? Tausend Fragen. Und endlich ein Bogen Papier, ein Briefumschlag, eine Marke, wieder Verbindung zur Heimat!

Viele Monate mußte er noch auf dem bretonischen Hof arbeiten, harte, aber auch gute Monate. Es war ein karger Boden, dem sie die Früchte abringen mußten. Es gab eine dauerhafte Brücke, über die man zueinander gehen konnte: Achtung und Vertrauen. Ja, fast so etwas wie eine scheue Zuneigung. Liebe wollte man es nicht nennen. Zu große Worte sind immer gefährlich.

Manchmal streifte der Gefangene durch die Berge. Weite Flächen waren öde, oft nur mit Ginster und Heide bedeckt. Ihr Anblick stimmte den Sohn der Norddeutschen Tiefebene heimatlich, und die Stürme, die über die fast baumlosen Höhen fegten, weckten das Heimweh noch stärker.

Der Bauer und seine Frau begriffen es nicht. „Du hast es doch gut hier, Arbeit, dein Auskommen. Und — uns. Wir haben keinen Sohn mehr. Du kannst hierbleiben. Du wirst Franzose, unser Sohn!“ Das war ehrlich gemeint, herzlich dazu. Manchmal klang es wie eine beschwörende Bitte.

Urerlebnis

von Alwin Schomaker

*Die Felder wogten
vor der Ernte
sommerlich von Glanz verschönt,
als jäh ich es
begreifen lernte,
daß der Tod
die Reife krönt ...*

Dennoch kam einmal die Stunde des Abschieds. Alwin Schrees kehrte in die hungernde Heimat zurück, darbt hier selbst, schrieb noch ein paar Briefe in die Bretagne, erhielt aber nur kurze Antwort, stürzte sich dann verbissen in die Arbeit, sein Leben neu zu bauen. Jahre gingen darüber hin. Der Heimkehrer gründete eine Familie, schwamm auf der Woge des Wirtschaftswunders seiner Heimat in bescheidenen Wohlstand hinein.

Plötzlich wurden in Alwin Schrees Erinnerungen wach. Der Hof in der Bretagne stand wieder vor seinen Augen, der Bauer, die Bäuerin, so, als habe er erst gestern von ihnen Abschied genommen. Er schrieb einen Brief, legte einen frankierten Umschlag für die Antwort und ein Familienbild mit ein und fragte an, ob er sie nicht einmal besuchen dürfte, mehr als 15 Jahre danach?

Postwendend kam Antwort: „Aber ja, alle würden sich freuen!“ Und so begegneten sie einander wieder, der bretonische Bauer und sein Gefangener. Inzwischen war der Haß, der sie nie behelligt hatte, jetzt auch zwischen den Völkern abgetragen, sogar zwischen den Staatsmännern. Das war viel, sehr viel sogar.

Für den Deutschen und seine Familie zählte die herzliche Gastfreundschaft der bretonischen Bauersleute mehr. Sie hatten das ganze Haus neu gestrichen und Betten in der guten Stube für ihren Besuch aufgestellt, damit die Familie ihres „Sohnes“ sich auch ja bei ihnen wohlfühle. Die für den Besuch veranschlagte Zeit mußte verlängert werden. Die Enttäuschung des Bauern wäre sonst grenzenlos gewesen.

Der Deutsche mußte mit ihm durch alle Dörfer fahren, die er von früher her kannte, und dort viele Hände schütteln. So stolz war der alte Mann auf den Sohn des einst feindlichen Volkes, den er doch wie einen eigenen an sein Herz genommen hatte.

Hans Bahrs



waren schon verbraucht, tausendfach, in der Einsamkeit der Nächte im Lager, wenn immer wieder einer plötzlich im Traum aufschrie und all das noch einmal durchlitt, was doch nun endgültig vorbei sein sollte...

Sie fuhren die ganze Nacht durch, eine verdammt kühle Nacht, das mußte man schon sagen. Es wollte Herbst werden. In der Heimat drüben über dem Rhein würde man jetzt schon frieren. Und das einen langen Winter hindurch. Aber auf einem Lkw voller Männer wärmt einer den anderen noch etwas. Das ist der Unterschied.

Irgendwo hielt der Wagen an. Noch ein paar kamen hinterher. Dann wurden die Männer ausgeladen, einer nach dem anderen. Sie standen auf einer Art Marktplatz. Der Name der französischen Landstadt war ihnen unbekannt. Aber er blieb ihnen auch ziemlich gleichgültig.

Richtig, da wurde tatsächlich so etwas wie ein Markt abgehalten. Wie angebotene Waren waren sie, die Gefangenen. Franzosen tauchten auf, derbe Bauerngesichter, machten nicht viele Worte. So ganz anders, als sie sich die Franzosen früher immer gedacht hatten, waren diese. Ohne Schnörkel, klar, unmittelbar zupackend.

„Komm du mit!“ sagte einer auf deutsch zu Alwin Schrees. Der Wachtmann nickte, als der grauhaarige Bauer etwas ganz rasch zur ihm sagte. Damit war der blutjunge Deutsche vom Jahrgang 27 — noch nicht ganz 17 Jahre alt, als es an die Front ging, freiwillig, versteht sich, und bei einer Eliteeinheit, die besonders hohe Verluste hatte, weil sie immer an Brennpunkten eingesetzt worden war — seinem neuen Herrn überantwortet.

„Gut denn!“ sagte der Gefangene zu sich selbst und trottete hinter dem Bauern her. Hatte er nicht eben deutsch mit ihm gesprochen? Ach, das war ja auch gleichgültig. Mit mußte er sowieso. Aufhängen würde man ihn wohl nicht gleich.

Bald saß er neben dem Bauern auf einem Brett. Der Mann pfiff. Die Pferde zogen an, magere, aber zähe Tiere. Es ging bergan. Die Bergzüge in der Bretagne erheben sich zur Höhe deutscher Mittelgebirge. Auch an diesem Morgen lag Nebel über den Feldern wie später noch so oft. Der Seewind brachte ihn mit, hüllte die Berge in ihn ein. In einer freundlichen Mulde zwischen den unwirtlichen Höhen, hinter Bäumen und Hecken versteckt, lag der einsame Hof des Mannes, der den Gefangenen geholt hatte.



Aufn. Walter Deeken

Schneeflocken

von Helga Clever

Die zarten Flöckchen schweben nieder
gleich wie beim lust'gen Ellentanz.
Ihr Wunder, es kehrt immer wieder
und leiht dem Land den Winterglanz.
Du hörst nun frohes Kinderlachen,
ein forscher Schneemann soll entstehn.
Geh hin und suche mitzumachen!
Du findest es dann wunderschön.
Voll Eifer bauen sich die Kleinen
aus weißem Schnee die Märchenwelt.
Auch dir kann Wintersonne scheinen,
wenn nur ihr Spiel dir wohlgefällt.
Und lautlos hüllen Zauberflöckchen
das Land in weiche Daunen ein.
Voll Inbrunst blickst du in den Wirbel:
Herr, spende Wintersonnenschein!

Es gab viel Arbeit dort und wenige Menschen, die sie tun konnten. Alwin Schrees lag oft nachts wach und härmte sich auf seinem Strohsack vor Heimweh.

Ein Jahr lang lebte er nun schon auf dem Hof, hatte Kartoffeln gepflanzt und geerntet, Frühgemüse gezogen, Weizen gesät und mit der Sense gemäht, in der Apfel- und Birnenplantage gearbeitet, die weit vom Wohnhaus entfernt lag. Niemals hatte er ein böses Wort, aber auch selten ein gutes gehört, weil man kaum mit ihm sprach. So lebte er völlig für sich isoliert, ohne Verbindung mit der Welt und den Menschen, die ihm lieb und teuer waren.

Ja, und dann wurde er nach diesem Jahr in die Familie aufgenommen. Er beherrschte soweit Französisch, daß er sich mit dem Bauern und der Bäuerin verständigen konnte. „Mein Sohn!“ hatte der Mann ihn genannt, und die Frau war gut zu ihm gewesen.

Schließlich hatte er es erfahren: Der Hoferbe war dem bretonischen Bauern kurz vor dem Ende des Krieges in der Normandie noch gefallen. Etwa in Alwins Alter. Auch freiwillig. Heimlich Soldat geworden. Frankreichs Gloria! Man mußte das verstehen. Aber es war doch bitter. Für die Eltern vor allem. Was denn Alwins Vater und Mutter trieben? Tausend Fragen. Und endlich ein Bogen Papier, ein Briefumschlag, eine Marke, wieder Verbindung zur Heimat!

Viele Monate mußte er noch auf dem bretonischen Hof arbeiten, harte, aber auch gute Monate. Es war ein karger Boden, dem sie die Früchte abringen mußten. Es gab eine dauerhafte Brücke, über die man zueinander gehen konnte: Achtung und Vertrauen. Ja, fast so etwas wie eine scheue Zuneigung. Liebe wollte man es nicht nennen. Zu große Worte sind immer gefährlich.

Manchmal streifte der Gefangene durch die Berge. Weite Flächen waren öde, oft nur mit Ginster und Heide bedeckt. Ihr Anblick stimmte den Sohn der Norddeutschen Tiefebene heimatlich, und die Stürme, die über die fast baumlosen Höhen fegten, weckten das Heimweh noch stärker.

Der Bauer und seine Frau begriffen es nicht. „Du hast es doch gut hier, Arbeit, dein Auskommen. Und — uns. Wir haben keinen Sohn mehr. Du kannst hierbleiben. Du wirst Franzose, unser Sohn!“ Das war ehrlich gemeint, herzlich dazu. Manchmal klang es wie eine beschwörende Bitte.

Urerlebnis

von Alwin Schomaker

*Die Felder wogten
vor der Ernte
sommerlich von Glanz verschönt,
als jäh ich es
begreifen lernte,
daß der Tod
die Reife krönt ...*

Dennoch kam einmal die Stunde des Abschieds. Alwin Schrees kehrte in die hungrige Heimat zurück, darbt hier selbst, schrieb noch ein paar Briefe in die Bretagne, erhielt aber nur kurze Antwort, stürzte sich dann verbissen in die Arbeit, sein Leben neu zu bauen. Jahre gingen darüber hin. Der Heimkehrer gründete eine Familie, schwamm auf der Woge des Wirtschaftswunders seiner Heimat in bescheidenen Wohlstand hinein.

Plötzlich wurden in Alwin Schrees Erinnerungen wach. Der Hof in der Bretagne stand wieder vor seinen Augen, der Bauer, die Bäuerin, so, als habe er erst gestern von ihnen Abschied genommen. Er schrieb einen Brief, legte einen frankierten Umschlag für die Antwort und ein Familienbild mit ein und fragte an, ob er sie nicht einmal besuchen dürfte, mehr als 15 Jahre danach?

Postwendend kam Antwort: „Aber ja, alle würden sich freuen!“ Und so begegneten sie einander wieder, der bretonische Bauer und sein Gefangener. Inzwischen war der Haß, der sie nie behelligt hatte, jetzt auch zwischen den Völkern abgetragen, sogar zwischen den Staatsmännern. Das war viel, sehr viel sogar.

Für den Deutschen und seine Familie zählte die herzliche Gastfreundschaft der bretonischen Bauersleute mehr. Sie hatten das ganze Haus neu gestrichen und Betten in der guten Stube für ihren Besuch aufgestellt, damit die Familie ihres „Sohnes“ sich auch ja bei ihnen wohlfühle. Die für den Besuch veranschlagte Zeit mußte verlängert werden. Die Enttäuschung des Bauern wäre sonst grenzenlos gewesen.

Der Deutsche mußte mit ihm durch alle Dörfer fahren, die er von früher her kannte, und dort viele Hände schütteln. So stolz war der alte Mann auf den Sohn des einst feindlichen Volkes, den er doch wie einen eigenen an sein Herz genommen hatte.

Hans Bahrs



Vom alten Amte Lönigen

Unsere Heimatzeitung bringt im lokalen Teil häufig die Spalte „Altes Amt Lönigen“. Zu Nutz und Frommen der Leser, welche mit dieser Bezeichnung nichts anzufangen wissen, sei in folgendem ein kurzer Überblick über die Geschichte des alten Amtes Lönigen gegeben.

Entstehung des Amtes Lönigen

Am 20. Juli 1803 wurde das ehemals münstersche Amt Cloppenburg im Auftrage des Herzogs Peter Friedrich Ludwig durch die beiden Kommissare Etatsrat Georg und Kanzleiasessor R u n d e feierlich für Oldenburg in Besitz genommen. An der Übergabe unter Führung des Amtsdrosten Maximilian Freiherrn Korff zu Schmysing nahmen die Magistrate der Städte Cloppenburg und Friesoythe und der Wiegbolde (= innere Orte) Krapendorf, Lönigen und Essen sowie die Deputierten der zwölf Kirchspiele des ehemaligen Amtes Cloppenburg teil.

Nach den Berichten über die Übergabe hat die Bevölkerung der neuen Landesteile den Anschluß an Oldenburg freudig begrüßt. Für die herzogliche Regierung aber ergaben sich aus der ganz anders gearteten Struktur des Münsterlandes schwerwiegende Probleme, die in den Stürmen der Franzosenzeit nicht gelöst werden konnten. Daher beließ die Regierung die bisherigen Verwaltungsbeamten, den Amtsdrosten und den Amtsrentmeister Max Heinrich Mulert, vorläufig im Amte. Erst nach Rückkehr des Herzogs aus Rußland versuchte die Regierung, durch neue Verwaltungsreformen und eine bessere Verkehrspolitik Nord und Süd einander näher zu bringen.

So wurde 1815 das alte münstersche Amt Cloppenburg in drei kleinere Verwaltungsbezirke, in die Ämter: Cloppenburg, Lönigen und Friesoythe, aufgeteilt. Das auf diese Weise neuerstandene Amt Lönigen umfaßte die Wiegbolde Lönigen und Essen, sowie die vier Kirchspiele Lönigen, Essen, Lastrup und Lindern. Das Amt Lönigen bestand dann 64 Jahre und wurde 1879 wieder mit dem Amte Cloppenburg vereinigt.

Bevölkerung des Amtes Lönigen

Gemeinden	1816	1828	1840	1852	1864	1875
Lönigen	4702	5369	5664	5470	5006	4790
Essen	3181	3402	3331	3070	2798	2686

Lastrup	1993	2081	2196	2064	1912	1868
Lindern	1264	1788	1894	1937	1955	1820
	11140	12640	13085	12541	11671	11164

Der Rückgang der Bevölkerung seit 1840 ist auf die Auswanderung der Heuerleute nach Übersee zurückzuführen.

Die Verwaltung des Amtes

Die oberste Verwaltung des Amtes lag in den Händen des Amtmannes, dem ein Amtsauditor zur Seite stand.

Amtmänner von Lönigen: Kammerrat Fr. Chr. Lentz von Höfften (1815—1826). Während seiner vorhergehenden Tätigkeit an der Kammer in Oldenburg hatte er sich 1805 Verdienste erworben um die Errichtung der ersten kath. Kirche in Oldenburg. Der Herzog hatte ihn und Kaplan Siemer beauftragt, ein geeignetes Lokal ausfindig zu machen, das dann auf herzogliche Kosten zu einem würdigen Gotteshaus umgebaut werden sollte. Der Wunsch der Katholiken aber ging nach einem eigenen neuen Gotteshaus. Deshalb teilte Kammerrat Lentz dem Herzog mit, daß ein geeignetes Lokal in der Stadt nicht zu finden sei. Außerdem würden Miete und Einrichtung doch zu kostspielig sein. So gab der Herzog seine Zustimmung zum Bau einer neuen Kirche, die 1807 eingeweiht wurde.

Eberhard Corn. Wilhelm von Schutdorf, gen. von Bessel (1827—1856). Er stammte aus vornehmer Familie, war ein Jugendfreund des Großherzogs Peter Friedrich Ludwig und befaß sich auch im ländlichen Lönigen höfischer Umgangsformen. Wegen seiner weltfremden Art konnte er nicht den Anschluß an die einfache Lebensweise der Bevölkerung finden. Ganze Berge von Akten hat er hinterlassen, wie Dr. Lübking im 55. Band des Oldenburger Jahrbuchs berichtet, ohne wesentliche Erfolge zu erzielen.

Dr. Johann Friedr. Klaevemann (1857-1858) hat z. B. in einer Brücken- und Wegebauangelegenheit in zwei Jahren mehr erreicht, als der Vorgänger in seiner ganzen Amtsperiode.

Karl Heinrich Flor (1859—1869) war von 1858 — 1863 Vertreter des 19. Wahlkreises (Amt Lönigen) im Oldenburgischen Landtag.

Amtsverwalter Johann Eberhard Barnstedt (1869—1879).



Amtsauditoren von Lönigen

1851 D. Anton Müntzebrock
1818 Georg Aug. Kohlfärber
1827 Alexander von Finckh
1828 August von Schele
1831 L. W. Ferd. Lehmann
1835 C. Friedr. Wilh. Hümmen
1837 Peter Driver
1842 Wilh. Anton Strackerjann
1851 Franz Driver II
1860 Günther Jansen

Den wichtigsten Posten im Amte bekleideten nach dem Amtmann die Amtseinhemer:

Joseph Hackewessel (1816—1850)
Bern. Clem. Meistermann (1850—1879)

Beide waren zu ihrer Zeit im ganzen Amte bekannt und mit der Löniger Bevölkerung eng verwachsen.

Nach Auflösung des Amtes besorgten die Einnehmergeschäfte für das Alte Amt Lönigen:

Hartong (1880—1883)
Claussen (1884—1891)
Meiners (1893—1897)
Rogahl (1898—1907)
Lichtenberg (1907)
Linnemann (1908)

Als nach der Mitte des Jahrhunderts sich die Amtsgeschäfte mehrten, wurde dem Amtmann statt des Auditors ein ständiger Verwaltungsaktuar beigegeben:

Joh. Bern. Friedr. Schmedes (1859—1875)
Joh. Wilh. Edo Stallmann (1875—1879).

Wie die Einnehmer waren auch die Amtsboten im ganzen Amte bekannt. Fr. Ant. Jaritz, der von 1844 bis 1859 seines Amtes waltete und in Lönigen seinen Lebensabend verbrachte, erzählte gern aus der Zeit, als er unter Napoleon gedient hatte, und trug mit Stolz die ihm vom Kaiser verliehene Medaille. Dabei renommierte er mit der persönlichen Freundschaft mit dem großen Korse, der ihm vor der Schlacht bei Bautzen auf die Schulter geklopft und vertraulich zu ihm gesagt haben soll: „Jaritz, hüte giffst'n harten Dag!“ (Nach Lübbling, 55. Jahrb.)

Von 1859 bis 1874 war Ahlert Lübben und von 1874 an Herm. Ant. Sturm Amtsbote in Lönigen.

Amtsschließer waren von 1858 bis 1874 Joh. Heinr. Ant. Fette und von 1874 bis 1879 Friedr. Gerh. Müller.

Die Verwaltung der Gemeinden

Jeder Gemeinde stand ein Kirchspielsvogt vor, der schon in münsterscher Zeit Polize-

und Gerichtsbeamter war, und der dem Amte unterstand. Nach förmlicher Bestallung bezog er ein festes Gehalt aus den Einnahmen des Kirchspiels.

Anders wurde es 1855, als nach der revidierten Gemeindeordnung die Gemeinden das Recht der freien Selbstverwaltung und der freien Wahl des Vorstehers erhielten. Ab 1858 führten sie die Amtsbezeichnung Gemeindevorsteher, aber die alte Bezeichnung „Vaogd“ blieb im Volksmunde noch lange erhalten.

In der französischen Zeit werden in den Hof- und Staatshandbüchern außer dem Obervogt Crone in Essen, der von den Franzosen zum Maire (Bürgermeister) ernannt wurde, keine anderen Vögte mit Namen genannt. Man darf annehmen, daß in dieser Zeit die Vögte aus münsterscher Zeit weiterhin tätig gewesen sind.

Im alten Amte Lönigen haben folgende Kirchspielsvögte bzw. Gemeindevorsteher in den vier Gemeinden ihres Amtes gewaltet. (Die Bezeichnung M.d.L. hinter dem Namen bedeutet Mitglied des Old. Landtags):

Gemeinde Lönigen

1816—1925 Ignatz Cordes
1825—1857 Bernard Cordes
1857 Arnold Drüding
1858—1870 A. Lehmkuhl (MdL 1851—1855)
1871—1872 Zeller Jos. Arkenau-Ehren
(MdL 1858—1860 u. 1864—1869)
1873 Ferdinand Weldemann
1874 Ökonom Herm. Müntzebrock
1875—1891 Rechnungssteller Meistermann
(MdL 1876—1878)

Gemeinde Essen

1804—1832 Obervogt und Maire Gerhard Crone, beim großen Brande 1811 hat er sich sehr für den Aufbau Essens eingesetzt
1832—1835 Anton gr. Arkenau, Brokstreek
1835—1865 Postmeister G. Diekhaus, Essen
1865—1890 Zeller Bernhard Adolf Schmitz, Klein-Arkenstede

Gemeinde Lastrup

1816—1825 Friedrich Lehmkuhl
1825—1847 Eberhard Bothe
1848—1864 Friedr. Ant. Maria Bothe
1864—1870 Postagent Fr. Ant. Aug. Olding
1871—1875 Jos. Ludlage
1875—1881 Jos. Grote, Kl.-Roscharden

Gemeinde Lindern

1820—1853 Herm. Koldemeyer
1853—1869 Dietr. Ant. Remmers
1869—1913 Jos. Rode





Winterstimmung bei Lönigen.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Mitglieder des Oldenburger Landtags für den Wahlkreis 19 (Amt Lönigen) waren außer den bereits unter Lönigen genannten Vertretern:

1851 und 1853—1860 Zeller Crone, Ahausen
1852 Zeller Konerding, Benstrup
1857 Vermessungs-Kand. Schopen, Lastrup
1857—1860 u. 1864—1866 Landwirt Windhaus, Osteressen

1867—1869 Ortsvorsteher Taphorn, Essen
1874—1875 Justizrat Bünnemeyer, Lönigen
1861—1863 Amtmann Flor, Lönigen

Das Verkehrswesen im Amte

Beim Ende der münsterischen Zeit waren die Verkehrsverhältnisse völlig unzulänglich. Im ganzen Amte Lönigen gab es keine besteinte Straße. Als dann das Münsterland zu Oldenburg geschlagen wurde, war es das erste Bestreben der Regierung, eine Verbindung mit der Landeshauptstadt herzustellen.

Nacheinander wurden gebaut die Straße von Oldenburg nach Ahlhorn (1837), von Ahlhorn nach Cloppenburg (1841), von Clop-

penburg über Lastrup nach Lönigen (1843), von Cloppenburg über Hemmelte nach Essen und Quakenbrück (1848) und von Essen nach Lönigen (nach 1854). Somit waren alle Hauptorte des alten Amtes Lönigen an das Verkehrsnetz angeschlossen.

Vom Postwesen

Um 1820 war das Postwesen noch sehr begrenzt ausgebildet. Die reitende Post kam zweimal in der Woche (montags und donnerstags) morgens 7 Uhr von Holland—Lönigen in Cloppenburg an und ging weiter nach Oldenburg und Bremen. Auf dem umgekehrten Wege kam sie mittwochs und sonnabends um 11 Uhr abends von Bremen—Oldenburg und fuhr weiter nach Lönigen—Lingen—Holland.

Eine Botenpost kam sonntags und donnerstags um 5 Uhr morgens in Cloppenburg an von Essen und Quakenbrück und ging um 6 Uhr morgens zurück. Im Jahre 1835 waren die Postverhältnisse schon bedeutend besser.

Ankunft und Abfahrt von Cloppenburg:

1. Die reitende Post kam zweimal in der Woche von Holland—Lönningen (montags und donnerstags um 6 Uhr morgens) und fuhr ebenfalls zweimal den umgekehrten Weg.

2. Die fahrende Post kam montags und donnerstags um 3 Uhr nachmittags von Quakenbrück—Essen und fuhr dienstags und freitags um 6 Uhr wieder zurück.

3. Die Botenpost kam dreimal in der Woche nachts von Quakenbrück und Essen und ging dreimal morgens um 6 Uhr zurück.

Ankunft und Abfahrt von Lönningen:

Eine reitende Post kam sonntags und donnerstags nach 1 Uhr morgens von Oldenburg und Cloppenburg und ging weiter nach Herzlake—Lingen—Holland. Montags und donnerstags nach 3 Uhr morgens kam die Post von Holland—Lingen und ging weiter nach Cloppenburg—Oldenburg.

Nach dem Bau der Straßen wurde ein regulärer Postfahrplan aufgestellt. Er wurde

hinfällig nach Fertigstellung der Bahn Oldenburg—Osnabrück (1876). Die von Romantik umwobene gelbe Postkutsche mußte dann von den Landstraßen verschwinden.

Die Markenteilung im Alten Amt Lönningen

Eine der wichtigsten Aufgaben der neugebildeten Ämter war die Aufteilung der gemeinde- und bauerschaftseigenen Markengründe, die bis dahin nur von der Allgemeinheit genutzt wurden. Sie begann schon zwei Jahre nach Gründung des Amtes Lönningen und dauerte bis 1850.

Die Markengründe wurden nach Jück = 56,028 ar verteilt und erfolgten bei 1—8, 12, 14, 19 nach Oldenburger Grundsätzen. Nur Landeigentümer, Kirchen und Schulen wurden bei der Aufteilung berücksichtigt. Die Heuerleute gingen leer aus. Der Überschuß, die Tertia, fiel an den Landesherrn, der es zur Anlegung von Forsten verwendete oder es an Anbauern, Neubauern oder besonders Interessierte vergab.

Marken	Ein- weisung	Größe (Jück)	Inter- essen- ten	Vollerben erhielten	Tertia	Aus dem Markendrittel erhielten
1. Benstruper	1817	1837	40	65	381	25 Anb. = 276 Jück
2. Oldendorfer	1817	608	16	54	56	
3. Kl. Roscharder	1818	267	10	29	—	
4. Gr. Roscharder	1822	660	10	52	5	
5. Lastruper	1822	477	27	26	—	
6. Suhler, Schnelter	1823	2833	45	60	567	
7. Timmerlager	1823	534	14	60	55	
8. Hemmelter	1823	509	20	60	53	
9. Essener, Ahauser, Brokstreeker	1826	2729	167	38	—	Tertia geschenkt an Nichtber. a. N.
10. Hemmelter	1826	2225	29	101	739	1 Anb. = 189, 2 N = 15
11. Glübbiger Viert.	1827	3633	52	61	1211	2 Anb. = 749, 33 N = 64, 15 Int. = 80
12. Lodberger Viert.	1827	708	20	39	186	2 N = 18, 19 Int. = 178
13. Warnstedter	1828	1312	6	121	437	11 Anb. = 258, 7 N = 81, 2 Int. = 36
14. Lönninger	1829	1382	174	36	—	
15. Auen-Holth.	1831	1049	26	90	283	3 Anb. = 60, 16 Int. = 188
16. Lienerer	1831	1033	15	118	504	7 Anb. = 77, 26 N = 355
17. Linderner	1834	737	48	40	216	53 N = 164
18. Bunner Viertel	1836	3397	50	48	939	Forst 330, 17 N = 180
19. Beverner Ostessener	1839	3430	86	38	744	27 Int. = 323, 8 Anb. = 197
20. Addruper	1850	1136	27	41	378	26 Int. = 211, 13 Anb. = 173
21. Bartmannsholter	1850	2203	27	66	655	2 Int. = 18, 9 N = 112, Forst

Anb. = Anbauer, N = Neubauer, Int. = Interessent

Heinrich Bockhorst



In der STADT oder auf dem LANDE leben?

Licht- und Schattenseiten hier und dort

Vorbemerkung: Amerikanische Freunde, denen der Heimatkalender zugeschickt wurde, leiteten dem Bearbeiter nachstehenden Artikel zu. Dieser erschien im „Catholic Digest“ von St. Paul im Staate Minnesota, wo bekanntlich viele Bürger leben, deren Vorfahren aus dem Oldenburger Münsterlande eingewandert sind. Unsere Freunde meinten, daß gewisse Dinge in ihrer Problematik hüben und drüben ganz gleich liegen. Das glaubten sie den verschiedenen Exemplaren des Heimatkalenders entnehmen zu dürfen: Vielleicht würde die eigenartige amerikanische Sicht eines weltweiten Problems der Gegenwart für die Kalenderleser im Oldenburger Münsterland interessant sein! So schickten sie den Beitrag gleich in vollständiger deutscher Übersetzung. — Die amerikanischen Ausführungen schienen nun dem Kalendербearbeiter so bemerkenswert, daß er sie den heimischen Kalenderfreunden nicht vorenthalten möchte. Werden doch darin Fragen gestellt und Antworten gegeben, die unter Umständen wohl ganz ähnlich für unsere Heimat lauten können. Jedenfalls regen sie zum Nachdenken an. Außerdem sind sie wieder einmal ein unerwarteter Beweis dafür, welche Fernwirkungen der Heimatkalender gelegentlich zu erreichen vermag.

Alwin Schomaker-Langenteilen

Nur wenige Fragen dürften öfter und heftiger diskutiert worden sein als die, ob es sich in der Stadt oder auf dem Lande besser lebe. Dieses Problem beschäftigt die Menschen seit der Errichtung des ersten mehrstöckigen Hauses. Inzwischen hat sich auch die Wissenschaft seiner längst angenommen.

1. Sind die Menschen auf dem Lande glücklicher als in der Stadt?

Ja. Auf Grund seiner Untersuchungen kommt der Soziologe M. F. Nimkoff zu dem Schluß, daß zumindest biologisch die auf dem Lande wohnende Familie besser daran ist als die Familie in der Stadt. Und psychologische Untersuchung der Universität von Ohio ergaben, daß Kinder vom Lande ge-

wöhnlich glücklicher sind als die Stadtkinder. Sie bewiesen mehr Selbstvertrauen, achteten die Persönlichkeit im anderen Menschen mehr, respektierten fremdes Eigentum eher und zeigten ein ausgesprochenes Gefühl für soziale Sicherheit. Sie neigten weniger dazu, sich von anderen fernzuhalten, und boten weniger Anzeichen innerer Konflikte.

2. Sind Stadtbewohner im allgemeinen klüger als Leute, die auf dem Lande wohnen?

Prof. L. E. Tyler, Psychologin an der Universität von Oregon, stellte fest, daß Verstandestests bei Stadtbewohnern durchschnittlich zu besseren Ergebnissen führten.

So stellte man fest, daß Kinder vom Lande bei den Aufnahmeprüfungen für höhere Schulen gewöhnlich schlechter abschneiden als die Kinder aus der Stadt. Man fand aber auch, daß sie im Laufe der Schuljahre seltener versagen und sich besser entwickeln. Daher macht auch ein größerer Prozentsatz von ihnen die Reifeprüfung. Offensichtlich haben sie eine größere Ausdauer, was ihre Schwächen bei den Verstandestests wieder ausgleicht.

3. Ist das Landleben gesünder als das Leben in der Stadt?

Entgegen der allgemeinen Annahme lautet die Antwort hier: Nein. In den USA durchgeführte Erhebungen ergaben, daß die Leute auf dem Lande genau so oft krank sind wie die Leute in der Stadt und daß bestimmte ansteckende Krankheiten auf dem Lande sogar häufiger vorkommen als in der Stadt. Außerdem haben die Menschen auf dem Lande nicht so leicht Zugang zu moderner medizinischer Behandlung wie die Stadtbewohner, und das Leben in der Stadt ist vor allem in hygienischer Hinsicht voraus. Die Untersuchungen führten zu folgendem Ergebnis: Gesundheit und körperliches Befinden sind großenteils der Gesundheitspflege zu verdanken, ganz gleich ob man auf dem Lande oder in der Stadt wohnt.

Insgesamt ergab sich, daß die Sterblichkeitsziffer auf dem Lande zwar geringer





Herdstelle mit offenem Feuer in einem alten Bauernhause. Bis zur letzten Jahrhundertwende konnte man diese überkommene Einrichtung noch vielfach im Oldenburger Münsterlande antreffen. Nachher kamen immer modernere Küchen in Gebrauch. Wer wollte heute auch noch im Alltag so wohnen? Welche Hausfrau hier noch täglich wirtschaften?

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

war, aber die Krankheitsziffer, besonders bei verhütbaren Krankheiten, in ländlichen Gebieten merklich höher lag als in der Stadt.

4. Ist das Landleben für eine glückliche Ehe günstiger als eine städtische Umgebung?

Das ist eine heikle Frage. Zwar ist die Zahl der Ehescheidungen auf dem Lande niedriger, aber das beweist noch nicht unbedingt, daß die Ehen auf dem Lande glücklicher sein müßten als in der Stadt. Dieses Problem muß erst noch genauer erforscht werden. Die bisherigen Untersuchungen zeigten jedoch bereits einige interessante Ergebnisse: Wenn es zu ehelichen Schwierigkeiten kommt, neigt die Frau auf dem Lande eher dazu, ihren Mann zu verlassen. Als Kläger in Ehescheidungssachen treten weit mehr Ehemänner vom Lande auf als aus der Stadt. Auf dem Lande wird eine größere Zahl von Frauen und Männern des böswilligen Verlassens beschuldigt, und einem größeren Prozentsatz von Frauen wird von ihren Männern grausame Behandlung vorgeworfen. Es hat also den Anschein, als ob die Frau auf dem Lande, einmal ihrer häuslichen Lage überdrüssig geworden, drasti-

scher reagiert als ihre Schwester in der Stadt.

Dafür, daß die Zahl der Ehescheidungen auf dem Lande niedriger ist, werden zwei Hauptgründe angeführt: Nicht zueinander passende Ehegatten halten auf dem Lande infolge ihrer religiösen Einstellung und wegen der öffentlichen Meinung in der Regel trotzdem zusammen. Auf dem Lande bleiben auch weniger Ehepaare kinderlos als in der Stadt; Kinder aber bewahren oft vor Ehescheidung.

5. Stimmt es, daß die Leute auf dem Lande religiöser sind als in der Stadt?

Ja. Untersuchungen des amerikanischen Instituts für öffentliche Meinungsforschung zeigen, daß die Bewohner von Kleinstädten und ländlichen Gegenden im allgemeinen einen stärkeren Kirchenbesuch aufweisen und mehr mit ihrem Glauben verbunden sind als die Bewohner der größeren Städte.

Man nimmt an, daß der Mensch auf dem Lande durch seine engere Verbundenheit mit der Natur eher und stärker von der Güte des Schöpfers beeindruckt wird und daher leichter zu einer echt religiösen Einstellung gelangt.

6. *Wie kommt es, daß die Kriminalität auf dem Lande niedriger ist als in der Stadt?*

Dies rührt nicht etwa daher, daß der Landbewohner grundsätzlich besser sei als der Städter; das Land bringt nicht weniger asoziale oder verbrecherische Naturen hervor. Doch ist es unmöglich, hier alle Seiten des Landlebens zu erörtern, die von Einfluß sein können. Professor S. Rimer von der Universität Los Angeles weist auf einen sehr wichtigen Faktor hin: Die Leute auf dem Lande und in den Kleinstädten sind infolge des stärkeren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Drucks mehr zu einem ordentlichen Benehmen angehalten.

7. *Lebt man auf dem Lande sicherer?*

Nein. Eine große Lebensversicherungsgesellschaft stellte fest, daß die Zahl der tödlichen Unfälle unter den Landbewohnern genau so hoch ist wie bei der Stadtbevölkerung. Von Autounfällen abgesehen, sind Landbewohner besonders von folgenden Unfallarten bedroht: a) von tödlichen Unfällen durch landwirtschaftliche Maschinen, vor allem Traktoren; b) vom Ertrinken, wobei die meisten Opfer Kinder, besonders unter 5 Jahren, sind; c) von Unfällen mit Feuerwaffen, die fast ebenso viele Opfer fordern wie der nasse Tod.

8. *Wie sieht ein Vergleich der Nachteile des Stadtlebens mit den Schwierigkeiten und Plagen des Landlebens aus?*

Die Nachteile des Stadtlebens sind vor allem der große Verkehr, die Übervölkerung, der Lärm, die schlechte Luft und die Hast des Lebens. Der Stadtbewohner, der aufs Land geht, um diesen Unannehmlichkeiten auszuweichen, findet dort zwar eine reine Luft, mehr Lebensraum, Frieden und Ruhe, erkennt aber bald, daß auch das Landleben seine Nachteile hat. Dazu gehören u. a.: Streitigkeiten unter Nachbarn, die bis zum „Kalten Krieg“ führen können, mangelhafte hygienische Verhältnisse, böswillige Schadenszufügung, üble Nachrede und Verleumdung usw.

9. *Lebt man in der Stadt oder auf dem Lande glücklicher?*

Man kann die Vor- und Nachteile des Stadt- und Landlebens nicht erwägen, ohne dabei sein eigenes Temperament mit in Betracht zu ziehen. Um auf dem Lande oder in der Stadt glücklich zu sein, muß man die Vorteile der Stadt oder des Landes entsprechend zu schätzen wissen und sich mit den Nachteilen abfinden können. Die meisten Landbewohner leben deshalb nicht in der Stadt, weil sie das Landleben vorziehen. Auf der anderen Seite aber müssen viele Menschen, die das Stadtleben keineswegs schätzen, aus beruflichen Gründen in der Stadt wohnen. In einer Hinsicht zum mindesten aber ist der Mensch auf dem Lande entschieden im Vorteil: Er macht sich weniger Illusionen über die Stadt als der Städter über das Land.

Barßels Schifffahrt **VON DEN ANFÄNGEN BIS HEUTE**

Urkundliche Übermittlungen über die Entstehung und Entwicklung der Barßeler Schifffahrt fehlen. Niederschriften des 18. Jahrhunderts enthalten sehr geringe Mitteilungen. Nach 1800 sind ausreichende Quellen vorhanden. 1706 und 1714 werden Mitteilungen über ein und zwei Barßeler Schiffe in amtlichen Niederschriften gemacht. 1706 wird ein Schiff durch Fahrtbehinderung der Brücke in Stickhausen beschädigt und 1714 Klage erhoben darüber, daß man in Emden verbot, trotz des bezahlten „Gildgeldes“ Waren mitzunehmen. Die Zahl der Schiffe muß jedoch im 18. Jahrhundert schon bedeutend gewesen sein, da die späteren Angaben nur hierdurch erklärlich sind.

Die Flußschifffahrt

Man kann in der Barßeler Schifffahrt deutlich vier große Perioden oder Zweige unterscheiden. Die erste Periode ist die der Flußschifffahrt. Ihre Blüte erlebte sie in den Jahren 1860—1870. Nachdem 1860 die Eisenhütte in Augustfehn gebaut worden war, begann man mit dem Bau weiterer Kanäle. Schon im Jahre 1850 war nämlich der Stichtkanal Barßel-Elisabethfehn und die Verbindung des Barßeler Tiefs mit dem Godensholter Tief auf dem Zetel fertiggestellt worden. Nun verkehrten tagtäglich Muttschiffe mit Torf zur Verhüttung oder mit Erzen. Auch die Eisenbahn, die bald darauf von Oldenburg nach Leer verkehrte, heizte man



nur mit Torf. Zu diesem Zweck entstanden in Augustfehn große Lagerschuppen jenseits der Eisenhütte. Außerdem wurde der Güterverkehr von Barßel über die Sater Ems bis ganz nach Ellerbrock mittels Muttschiffen ausgeführt. Weil es damals noch keine Straßen und Wege gab, mußten alle Verbrauchsgüter mit Schiffen nach Barßel gebracht werden.

Die Blüte der Flußschiffahrt zur Ems kann man aus der Schiffszollliste der Schiffe, die den „Dreykanal“ befuhren, entnehmen. Dieser Kanal war 1852 auf Anregung der Barßeler Schiffer zwecks Verkürzung der Fahrt zur Ems um eine „Tie“ — das sind sechs Stunden — als Verbindungskanal zwischen dem Barßeler Tief und der Sater Ems zu Roggenberg seitens Oldenburg fertiggestellt worden. Die Zahl der den Kanal benutzenden Schiffe betrug in den ersten Jahren nach der Herstellung des Kanals reichlich 1100 Schiffe, in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts sogar jährlich durchweg 1300—1400 Schiffe.

Die sogenannten „Muttschiffe“ hatten eine Tragfähigkeit von 20 Tonnen und eine Besatzung von 2 Mann. Es waren Schiffe mit einem Mast und einem Segel. Nur bei günstigen Windverhältnissen konnte gesegelt werden. Gegen Wind mußte die Besatzung das Schiff selbst ziehen. Ein Mann zog mit einem langen Seil das Schiff am Ufer des Flusses entlang. Das andere Mitglied der Besatzung half mit einer langen Stange, dem sogenannten „Mutenboom“, auf dem Deck des Schiffes durch Abstoßen mit der Stange nach und gleichzeitig hinderte er das Schiff daran, das Ufer zu berühren oder auf Sand aufzulaufen. Um die Arbeit zu erleichtern, wurde von den Schiffen Ebbe und Flut ausgenutzt. Die Muttschiffe waren aus Holz und ohne Kiel. Sie besaßen einen flachen Boden. Unbeladen hatten sie einen Tiefgang von nur 25 cm, beladen erreichten sie einen Tiefgang von drei Fuß (das entspricht 90 cm).

Die Flußschiffahrt hat sich bis nach dem ersten Weltkrieg erhalten, wo die letzten Barßeler „Mutten“ stillgelegt wurden. Nachdem sie um die Jahrhundertwende noch einmal im Torfversand aufblühte, besorgte sie später nur noch Barßels Ein- und Ausfuhr an Baumaterialien, Korn und dergleichen. Dieser Frachtverkehr war naturgemäß so gering, daß die Flußschiffahrt mit der Zeit erliegen mußte.

Die Küstenschiffahrt

Die zweite Periode, oder besser gesagt den zweiten Unternehmenszweig in der Bar-

ßeler Schiffahrt bildete die Küstenschiffahrt. Sie begann ebenfalls in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und wurde durch den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands nach 1870 emporgetragen. Wilhelmshaven, Bremen und Hamburg wuchsen gewaltig, und die Barßeler Küstenschiffer haben jahrzehntelang Steine sowie andere Baumaterialien gefahren, hauptsächlich Klinker von der friesischen Wehde (Steinhausen, Ellenserdamm) zur Weser und Elbe. Das war eine mühselige Schiffahrt. Die Steine mußten alle selbst verladen und gelöscht werden. Zu Vieren und Fünfen galt es, die Steine mit einer Hand aus dem Laderaum zu stemmen und von Deck mit der Schubkarre über den schmalen Steg an Land zu schieben.

Die Küstenschiffe, sogenannte Tjalken, hatten einen flachen Boden. Sie waren bis zu 60 Tonnen groß und aus Holz. Ihre Besatzung bestand aus drei Mann, einen Schiffer und zwei Jungen. Wenn Barßeler Jungen damals die Schule verließen — nicht selten schon mit 13 Jahren — „stapften“ sie sofort an Bord beim Vater oder bei einem anderen



Die Puppenmütter

Text und Bild von Helga Clever

Unbeschwert und „puppenlustig“
blicken diese Drei darein,
ihnen strahlt auch noch bei Regen
wärmster Frühlingssonnenschein;
ihnen wurde froher Mut
und ein sonnig Herz beschieden.
Geht es ihren Püppchen gut,
sind sie ganz zufrieden.

Herbst

von Hans Varnhorst

*Es singt und summt,
der Ton ist leises Wummern.
Die Scheiter in dem braunen Ofen knistern,
wie Flammengeister miteinander flüstern.
Und in dem Raume liegt
ein müdes Schlummern.
Der Wald steht rot
und glüht im Flammenkleide,
und still erschauern seine bunten Blätter,
sie schweben, steigen, fallen in dem Wetter
und sinken tief
in regennasse Heide.
Das Haus steht fest,
doch klagt ein hohles Stöhnen.
Des Sturmes dumpfer Klang fährt durch die
Linde,
er spielt um Häuser, taumelt in die Gründe.
Und Tropfen fallen,
kalte, große Tränen.*

Barßeler Schiffer, ohne lange zu überlegen, was sie werden wollten. Es war einfach selbstverständlich: wer etwas gelten wollte, ging aufs Schiff. Zu dieser Zeit gab es in Barßel 30 Küstenschiffe. Mit einfachen Geräten, mit dem Lote in der Hand und ohne Karte, fuhren die Barßeler Schiffer bis in die Ostsee hinein.

Die Seeschifffahrt

Als die Steinfrachten unrentabel wurden, wandten sich die Barßeler Fahrensleute der Hochseeschifffahrt zu, womit die dritte Periode in der Geschichte der Barßeler Schifffahrt begann. Sie bedeutet die eigentliche Blütezeit und auch die Zeit des größten Wohlstandes. In den 60er und 70 Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es allein in Barßel 40 große Schoner und Kuffs mit einer Größe von 160—250 Reg.-Tonnen, 30 kleine Küstenfahrer von 50—60 Reg.-Tonnen und 60 Flußschiffe von etwa 20 Reg.-Tonnen Tragfähigkeit. Alle Schiffe befanden sich im Eigentum der Schiffsführer und repräsentierten einen Anschaffungswert von zusammen 1,5 Millionen Mark.

Die kleinen Küstenfahrer befuhren Ems, Jade, Weser und Elbe. Die großen Schiffe befuhren die Nord- und Ostsee und segelten bis an die Küste von Nordafrika. Vereinzelt wagten sie auch Fahrten nach Nord- und Südamerika. Die Seeschiffe waren meist Schoner mit zwei und drei Masten. Ihre Größe bewegte sich um 200—400 BRT. Ihre Besatzung umfaßte 4—6 Mann.

Da in Barßel selbst ausreichende Bauhölzer nicht vorzufinden waren, und der Transport derselben wegen der schlechten Wege zu teuer wurde, ließen Barßeler Reeder ihre Schiffe auf Werften außerhalb bauen. Interessanterweise wurden diese großen Schiffe weit im Binnenlande gebaut, nämlich am Godensholter Tief in Nordloh (Werft Reil) und in Edewecht (4 Werften, darunter Tonjes Deye und Gerd Kramer), ferner an der Sater Ems in Strücklingen auf zehn Werften (hier wurde allerdings nur der Rumpf gebaut).

Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, wie Schiffe mit 200—300 BRT von Edewecht bis Barßel fuhren. Da das Fahrwasser von Edewecht bis Barßel sehr seicht war, konnten die Schiffe Barßel nur im Winter und bei Hochwasser erreichen. Ihre Überführung von Edewecht nach Barßel forderte den Schiffen hohes seemännisches Können ab. 1885 war z. B. das Schiff des Kapitäns Hermann Meiners-Hagen in Edewecht im Rohbau fertiggestellt. Es sollte nun im Winter mit dem Hochwasser nach Barßel gebracht werden. Man hatte ins Fahrwasser von Barßel nach Edewecht eigens vier Wehre eingebaut, die das Wasser wie Schleusen aufstauten. Als das Schiff das erste Wehr erreichte, öffnete man es und ließ das aufgestaute Wasser ablaufen. Solches wiederholte sich beim zweiten Wehr. Aber an „Kos Busch“ bei Nordloh lief das Schiff auf Grund. Erst im nächsten Herbst konnte es wieder flottgemacht werden.

In Barßel wurden die Schiffe „klarfertig“, d. h. die Masten wurden eingebaut, die Aufbauten und eisernen Verschlüsse vollendet, die Mannschaftslogis eingerichtet. Dann erhielten die Schiffe zuletzt noch einen Teeranstrich. Zum Schiffsneubau wurde nur ammersche Eiche und ihr Holz so verwendet, wie es natürlich gewachsen war. Für den Boden des Schiffes nahm man Buchenholz, das im Wasser nicht vergeht. Beim Bau eines Schiffes entstand zuerst das „Gerüst“, d. h. man baute zuerst den Steven, dann den Kiel und die Spanten, worauf die Bretter (Außenwand) folgten (4—5 cm dick). Um den Brettern am Bug die runde Form zu geben, wurden sie über dem Feuer gedampft und gebrannt. Die dem Feuer zugewandte Seite bog sich. In die Bretter wurden Zinkbolzen geschlagen (etwa 4 cm lang). Dazwischen kam Werg und zuletzt noch heißgekochtes Pech.

Mein Urgroßvater ließ vor 80 Jahren ein Seeschiff bei der Werft Gerd Kramer bauen.



Dieses Schiff war ein Dreimast-Schoner. Jeden Tag ging er von Barßel zu Fuß nach Ede- wecht und beaufsichtigte den Bau des Schiffes, damit kein schlechtes Holz verarbeitet wurde..

Die Schoner hatten einen Tiefgang von 2—3 Metern und erreichten eine Geschwindigkeit, wenn alle Segel gesetzt waren, von 8—10 Knoten. Als Fracht nahmen sie Holz, Kohle und Getreide auf. Alle waren unten hin spitz zugebaut, kiellos und ragten ohne Ladung drei Meter aus dem Wasser heraus. Ein Dreimast-Schoner von 300 BRT konnte soviel Deckfracht wie ein 400-BRT-Schiff (Eisenschiff) laden. Sobald ein Schiff auf die Jungferreise gegangen war, kam es nie wieder nach Barßel zurück.

Die Schiffe brachten nicht nur Wohlstand nach Barßel, sondern auch manches schwere Seemanns- und Witwenlos. Wenn die Barßeler Männer und Jungen im Frühjahr auf Fahrt gingen, mußte man mit Bestimmtheit erwarten, daß nicht alle heimkamen.

Den ganzen Sommer über waren die Frauen und Mütter allein. Wenn im Herbst die Stürme tobten, schauten sie voll Bangen nach Wind und Wetter, oft wochenlang wartend auf die Nachricht des Einlaufens in den Bestimmungshafen. Leider nur zu oft wurde schließlich aus dem Bangen die Gewißheit, daß das Schiff mit Mann und Maus untergegangen war. Dann mußte der Pastor den schweren Gang machen und den Angehörigen Bescheid geben.

In den Herbststürmen von 1911 z. B. blieben drei Barßeler Schiffe, größtenteils mit Barßeler Besatzung, auf See. Das Dorf hatte den Tod von 11 Fahrensleuten zu beklagen. Ganze Familien starben aus. Um sich bei Totalverlusten vor dem vollständigen Ruin zu sichern, gründeten die Barßeler Schiffer bereits im Jahre 1861 einen „Schiffer-Kompakt“, eine Versicherung auf Gegenseitigkeit.

Die ansehnliche Flotte um die Jahrhundertwende beeinflusste stark das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben im Dorf. Sowohl die Haushalte der Schiffseigentümer bezogen ihren Lebensunterhalt durch sie, wie auch die Familien der anderen Besatzungsmitglieder und das übrige Gewerbe. Die Gewinnung von großen Mengen Brenntorf, die Befrachtung der Schiffe durch Benutzung von Gespannen, die Herstellung neuer Schiffe und die Reparaturen auf drei heimischen Helgen als Hauptarbeiten waren von größter örtlicher und zum Teil sogar überörtlicher Bedeutung. Manche Handwerksbetriebe arbeiteten ge-

winnreich. Der heimische Grundbesitz blieb jedoch noch in der größten Blütezeit der Schifffahrt unvermindert wichtig. Er diente in weniger günstigen Zeiten als Rückhalt. Dadurch wurde dem vollständigen Ruin des Dorfes vorgebeugt.

Frohe Tage herrschten, wenn im Winter „angebunden“ oder „aufgelegt“ war, wie es in der Fachsprache hieß. Dann waren die Männer zu Hause, und manches frohe Fest mit steifem Grog wurde gefeiert. Wenn das Eis hielt, war ganz Barßel auf Schlittschuhen. Schenktische wurden aufgestellt und Musik ertönte. Nur zu schnell vergingen die kurzen Wintermonate, und schon rückte der Abschied im Frühjahr wieder näher.



Merkwürdiger Türpfosten vor der großen Einfahrtstür des heimischen Bauernhauses. An diesem Platz waren in der Dammer Gegend bevorzugt Darstellungen des Sinnbildes der Spirale anzutreffen. Bei Neuenkirchen kam auch gelegentlich der „Hund“ vor.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Viele von den jungen Seeleuten kehrten während des Dezembers für den Winter in die Heimat zurück. Dann besuchten sie die Fortbildungsschule in Barßel. Um 1860 interessierte sich Vikar Arnold Brinkmann für die Schifffahrt und gab den jungen Seeleuten in seiner Wohnung Unterricht in den theoretischen Fächern. Da die Schülerzahl mit der Zeit stark anwuchs und in der Wohnung des Vikars nicht genügend Platz vorhanden war, ließ die Barßeler Gemeinde ein Schulhaus für diesem Zweck in der Mühleneschstraße bauen. Jedes Jahr, gegen Mitte Februar, fand die Prüfung der Schüler statt. Zu diesem Tage wurden vom Vikar die ältesten Kapitäne eingeladen, um festzustellen, was der Nachwuchs gelernt und ob er Fortschritte gemacht hatte. Der Unterricht geschah unentgeltlich, denn Vikar Brinkmann hatte durchaus den Ernst und die Aufgabe der Schifffahrt für Barßel erkannt. Aus Dankbarkeit brachten die jungen Seeleute aus anderen Ländern dem Vikar Geschenke mit. So glich dessen Wohnung im Lauf der Zeit einem kleinen Museum. Noch um 1906 behauptete der Rektor der Navigationsschule in Elsfleth: „Meine besten Schüler kamen von Barßel.“ Im Giebel der Schule befand sich ein großer Gedenkstein, den die Barßeler Schiffer aus Dankbarkeit angebracht hatten, als Vikar Brinkmann den Ort Barßel verließ. Das denkwürdige Haus wurde leider in den Kriegstagen 1945 bei einem Bombenangriff zerstört.

Mit 14 Jahren wurden die Jungen in Barßel von der Volksschule entlassen und fingen an, als Junge auf Barßeler Schiffen zu arbeiten. Nach drei Jahren waren sie Leichtmatrose, ein Jahr später Matrose. Darauf besuchten sie die Navigationsschulen in Elsfleth, Leer und Papenburg und Timmeln (Ostfriesland). Wenn sie die Schule mit Erfolg absolviert und das Steuermannsexamen gemacht hatten, dienten sie einjährig bei der kaiserlichen Marine. Danach machten sie häufig ihr Kapitänsexamen und konnten alle Schiffe von allen Größen auf allen Weltmeeren fahren.

Verschiedene Seeleute gingen dann auf Bremer und Hamburger Segelschiffe oder blieben der Barßeler Schifffahrt treu. Andere ließen sich selbst ein Schiff bauen.

Von den Segelschiffen zu kombinierten Küsten- und Seeschiffen

Mit dem ersten Weltkrieg (1914–1918) schien die Periode der selbständigen Schiff-

fahrt in Barßel beendet zu sein. Übriggeblieben war nur eine kleine Anzahl von Seeschiffen und eine etwas größere Zahl von Küstenschiffen. Jedoch der mächtige Trieb der Barßeler Jugend zur See hin, die ererbte Unternehmungslust und das Draufgängertum der Barßeler litten nicht, daß es mit der Schifffahrt für immer aus sein sollte. Durch Ankauf und Umbau entstand langsam eine Flotte eiserner Schiffe, der Zeit entsprechend neben den Segeln auch mit einem Hilfsmotor ausgerüstet.

Viele Barßeler Schiffer fuhren nun auch als Offiziere und Kapitäne die Ozeandampfer der Bremer und Hamburger Großreedereien durch die Weltmeere.

Der zweite Weltkrieg (1939–1945) und sein vernichtendes Ende bewirkten den bisher größten Tiefstand des Barßeler Schifffahrtswesens. Nicht nur die eigenen Schiffe hatte der Krieg verschlungen; auch die großen Schifffahrtsgesellschaften hatten ihre Dampfer fast restlos verloren, mit ihnen die Barßeler Seeleute ihre Stellung. Aber es regte sich ein neuer Lebenswille.

Die wenigen Schiffseigentümer bildeten inzwischen schon wieder Barßeler Jungen aus. Mit Sehnsucht warteten unternehmungslustige Kapitäne auf die Bewilligung eigener Neubauten. Unsere aufwärtsstrebenden Wirtschaft erlaubt die Hoffnung, daß Barßel wieder eine eigene Flotte erhalten wird, die an Gesamttonnage vielleicht alle bisherigen übertrifft. Der neu zu bauende Typ ist nämlich ein kombiniertes Küsten- und Seeschiff, das sowohl die Nord- und Ostsee als auch die großen Binnenlandskanäle durchfahren kann.

Von diesen kombinierten Küsten- und Seeschiffen mit einer Größe von 350 BRT sind in Barßel sechs Schiffe beheimatet. Sie haben eine Besatzung von sechs Mann und fahren nach England, Dänemark, Schweden, Finnland und Norwegen. Ferner sind noch in Barßel beheimatet: zwei Kanalschiffe mit je 200 BRT und vier Binnenschiffe mit je 80 BRT. Alle Schiffe werden von Barßeler Seeleuten gefahren.

Zur Zeit leben in Barßel ungefähr 200 Seeleute. Ihre Zahl umfaßt ungefähr 20 Prozent aller Arbeitskräfte. Unter diesen 200 Seeleuten sind ungefähr 40 Kapitäne. Sie fahren, wenn sie kein eigenes Schiff besitzen, bei

den großen Reedereien wie bei der Hansa, der Unterweser, dem Norddeutschen Lloyd oder anderen.

Die Schifffahrt hat die ganze Anlage des Ortes Barßel geprägt. Weil die Landwirtschaft fehlte, konnte sich eine geschlossene Bebauung entwickeln. Freilich ist auch wohl der beengte Raum auf dem schmalen Geestgrat zwischen dem Godensholter Tief und der Soeste mitgestaltend am Dorfbild gewesen. Da den Seeleuten die Sauberkeit gleichsam

im Blute sitzt, wissen sie fleißig den Pinsel zu führen, um Häuser und Einfriedigungen immer in frischen und leuchtenden Fabren zu halten. Barßels schönste Zierde ist und bleibt zudem das Wasser. Die meisten Bürger sind Wasseranlieger und halten vielfach ein Motor-, Ruder- oder Segelboot. So wird sich der Drang zur Seefahrt und die Unternehmungslust der Barßeler Seeleute zweifelsohne weiterhin auf die folgenden Generationen vererben.

Heinrich Deters



Unter abgestelltem Gerümpel wurde diese alte Bauernwiege wiederentdeckt. Sie war längst außer Gebrauch gekommen und dient jetzt als „Blumenkrippe“. Bemerkenswert erscheint die Schmuckgebung mit dem Sechsstern, einem früher sehr beliebten Symbol an Häusern, Möbeln und Geräten, dem offenbar eine Schutzwirkung beigemessen wurde. Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

nur mit Torf. Zu diesem Zweck entstanden in Augustfehn große Lagerschuppen jenseits der Eisenhütte. Außerdem wurde der Güterverkehr von Barßel über die Sater Ems bis ganz nach Ellerbrock mittels Muttschiffen ausgeführt. Weil es damals noch keine Straßen und Wege gab, mußten alle Verbrauchsgüter mit Schiffen nach Barßel gebracht werden.

Die Blüte der Flußschiffahrt zur Ems kann man aus der Schiffszollliste der Schiffe, die den „Dreykanal“ befuhren, entnehmen. Dieser Kanal war 1852 auf Anregung der Barßeler Schiffer zwecks Verkürzung der Fahrt zur Ems um eine „Tie“ — das sind sechs Stunden — als Verbindungskanal zwischen dem Barßeler Tief und der Sater Ems zu Roggenberg seitens Oldenburg fertiggestellt worden. Die Zahl der den Kanal benutzenden Schiffe betrug in den ersten Jahren nach der Herstellung des Kanals reichlich 1100 Schiffe, in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts sogar jährlich durchweg 1300—1400 Schiffe.

Die sogenannten „Muttschiffe“ hatten eine Tragfähigkeit von 20 Tonnen und eine Besatzung von 2 Mann. Es waren Schiffe mit einem Mast und einem Segel. Nur bei günstigen Windverhältnissen konnte gesegelt werden. Gegen Wind mußte die Besatzung das Schiff selbst ziehen. Ein Mann zog mit einem langen Seil das Schiff am Ufer des Flusses entlang. Das andere Mitglied der Besatzung half mit einer langen Stange, dem sogenannten „Mutenboom“, auf dem Deck des Schiffes durch Abstoßen mit der Stange nach und gleichzeitig hinderte er das Schiff daran, das Ufer zu berühren oder auf Sand aufzulaufen. Um die Arbeit zu erleichtern, wurde von den Schiffen Ebbe und Flut ausgenutzt. Die Muttschiffe waren aus Holz und ohne Kiel. Sie besaßen einen flachen Boden. Unbeladen hatten sie einen Tiefgang von nur 25 cm, beladen erreichten sie einen Tiefgang von drei Fuß (das entspricht 90 cm).

Die Flußschiffahrt hat sich bis nach dem ersten Weltkrieg erhalten, wo die letzten Barßeler „Mutten“ stillgelegt wurden. Nachdem sie um die Jahrhundertwende noch einmal im Torfversand aufblühte, besorgte sie später nur noch Barßels Ein- und Ausfuhr an Baumaterialien, Korn und dergleichen. Dieser Frachtverkehr war naturgemäß so gering, daß die Flußschiffahrt mit der Zeit erliegen mußte.

Die Küstenschiffahrt

Die zweite Periode, oder besser gesagt den zweiten Unternehmenszweig in der Bar-

ßeler Schiffahrt bildete die Küstenschiffahrt. Sie begann ebenfalls in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und wurde durch den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands nach 1870 emporgetragen. Wilhelmshaven, Bremen und Hamburg wuchsen gewaltig, und die Barßeler Küstenschiffer haben jahrzehntelang Steine sowie andere Baumaterialien gefahren, hauptsächlich Klinker von der friesischen Wehde (Steinhausen, Ellenserdamm) zur Weser und Elbe. Das war eine mühselige Schiffahrt. Die Steine mußten alle selbst verladen und gelöscht werden. Zu Vieren und Fünfen galt es, die Steine mit einer Hand aus dem Laderaum zu stemmen und von Deck mit der Schubkarre über den schmalen Steg an Land zu schieben.

Die Küstenschiffe, sogenannte Tjalken, hatten einen flachen Boden. Sie waren bis zu 60 Tonnen groß und aus Holz. Ihre Besatzung bestand aus drei Mann, einen Schiffer und zwei Jungen. Wenn Barßeler Jungen damals die Schule verließen — nicht selten schon mit 13 Jahren — „stapften“ sie sofort an Bord beim Vater oder bei einem anderen



Die Puppenmütter

Text und Bild von Helga Clever

Unbeschwert und „puppenlustig“
blicken diese Drei darein,
ihnen strahlt auch noch bei Regen
wärmster Frühlingssonnenschein;
ihnen wurde froher Mut
und ein sonnig Herz beschieden.
Geht es ihren Püppchen gut,
sind sie ganz zufrieden.

Herbst

von Hans Varnhorst

*Es singt und summt,
der Ton ist leises Wummern.
Die Scheiter in dem braunen Ofen knistern,
wie Flammengeister miteinander flüstern.
Und in dem Raume liegt
ein müdes Schlummern.
Der Wald steht rot
und glüht im Flammenkleide,
und still erschauern seine bunten Blätter,
sie schweben, steigen, fallen in dem Wetter
und sinken tief
in regennasse Heide.
Das Haus steht fest,
doch klagt ein hohles Stöhnen.
Des Sturmes dumpfer Klang fährt durch die
Linde,
er spielt um Häuser, taumelt in die Gründe.
Und Tropfen fallen,
kalte, große Tränen.*

Barßeler Schiffer, ohne lange zu überlegen, was sie werden wollten. Es war einfach selbstverständlich: wer etwas gelten wollte, ging aufs Schiff. Zu dieser Zeit gab es in Barßel 30 Küstenschiffe. Mit einfachen Geräten, mit dem Lote in der Hand und ohne Karte, fuhren die Barßeler Schiffer bis in die Ostsee hinein.

Die Seeschifffahrt

Als die Steinfrachten unrentabel wurden, wandten sich die Barßeler Fahrensleute der Hochseeschifffahrt zu, womit die dritte Periode in der Geschichte der Barßeler Schifffahrt begann. Sie bedeutet die eigentliche Blütezeit und auch die Zeit des größten Wohlstandes. In den 60er und 70 Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es allein in Barßel 40 große Schoner und Kuffs mit einer Größe von 160—250 Reg.-Tonnen, 30 kleine Küstenfahrer von 50—60 Reg.-Tonnen und 60 Flußschiffe von etwa 20 Reg.-Tonnen Tragfähigkeit. Alle Schiffe befanden sich im Eigentum der Schiffsführer und repräsentierten einen Anschaffungswert von zusammen 1,5 Millionen Mark.

Die kleinen Küstenfahrer befuhren Ems, Jade, Weser und Elbe. Die großen Schiffe befuhren die Nord- und Ostsee und segelten bis an die Küste von Nordafrika. Vereinzelt wagten sie auch Fahrten nach Nord- und Südamerika. Die Seeschiffe waren meist Schoner mit zwei und drei Masten. Ihre Größe bewegte sich um 200—400 BRT. Ihre Besatzung umfaßte 4—6 Mann.

Da in Barßel selbst ausreichende Bauhölzer nicht vorzufinden waren, und der Transport derselben wegen der schlechten Wege zu teuer wurde, ließen Barßeler Reeder ihre Schiffe auf Werften außerhalb bauen. Interessanterweise wurden diese großen Schiffe weit im Binnenlande gebaut, nämlich am Godensholter Tief in Nordloh (Werft Reil) und in Edewecht (4 Werften, darunter Tonjes Deye und Gerd Kramer), ferner an der Sater Ems in Strücklingen auf zehn Werften (hier wurde allerdings nur der Rumpf gebaut).

Man kann sich heute kaum mehr vorstellen, wie Schiffe mit 200—300 BRT von Edewecht bis Barßel fuhren. Da das Fahrwasser von Edewecht bis Barßel sehr seicht war, konnten die Schiffe Barßel nur im Winter und bei Hochwasser erreichen. Ihre Überführung von Edewecht nach Barßel forderte den Schiffen hohes seemännisches Können ab. 1885 war z. B. das Schiff des Kapitäns Hermann Meiners-Hagen in Edewecht im Rohbau fertiggestellt. Es sollte nun im Winter mit dem Hochwasser nach Barßel gebracht werden. Man hatte ins Fahrwasser von Barßel nach Edewecht eigens vier Wehre eingebaut, die das Wasser wie Schleusen aufstauten. Als das Schiff das erste Wehr erreichte, öffnete man es und ließ das aufgestaute Wasser ablaufen. Solches wiederholte sich beim zweiten Wehr. Aber an „Kos Busch“ bei Nordloh lief das Schiff auf Grund. Erst im nächsten Herbst konnte es wieder flottgemacht werden.

In Barßel wurden die Schiffe „klarfertig“, d. h. die Masten wurden eingebaut, die Aufbauten und eisernen Verschlüsse vollendet, die Mannschaftslogis eingerichtet. Dann erhielten die Schiffe zuletzt noch einen Teeranstrich. Zum Schiffsneubau wurde nur ammersche Eiche und ihr Holz so verwendet, wie es natürlich gewachsen war. Für den Boden des Schiffes nahm man Buchenholz, das im Wasser nicht vergeht. Beim Bau eines Schiffes entstand zuerst das „Gerüst“, d. h. man baute zuerst den Steven, dann den Kiel und die Spanten, worauf die Bretter (Außenwand) folgten (4—5 cm dick). Um den Brettern am Bug die runde Form zu geben, wurden sie über dem Feuer gedampft und gebrannt. Die dem Feuer zugewandte Seite bog sich. In die Bretter wurden Zinkbolzen geschlagen (etwa 4 cm lang). Dazwischen kam Werg und zuletzt noch heißgekochtes Pech.

Mein Urgroßvater ließ vor 80 Jahren ein Seeschiff bei der Werft Gerd Kramer bauen.



Johanna Kröger zum Gedenken

Nach einem von rastloser Arbeit im Dienste der Schule, der Kirche und der Heimat erfüllten Leben hat die im ganzen Münsterlande bekannte Lehrerin und Heimatforscherin Johanna Kröger in Essen am 10. Dezember 1966 die müden Augen zur letzten Ruhe geschlossen. Im Sommer erlitt sie in ihrem trauten Heim an der Schulstraße einen schweren Unfall, von dem sie im St.-Leostift Heilung suchte. Nach Entlassung hoffte sie, ihrer Forscherarbeit wieder nachgehen zu können. Mit Aufbietung der letzten Lebenskräfte konnte sie einige Tage vor ihrem Tode die letzte Arbeit ihres reichbewegten Schaffens vollenden, bis ein Herzanfall ihrem Leben ein plötzliches Ziel setzte.

Johanna Kröger wurde am 25. 3. 1883 als jüngstes von neun Kindern der Eheleute Kröger auf der früher Nuxollschen Halberbenstelle in Bahlen geboren. Nach dem Besuch der Mädchenschule in Dinklage unter Frl. Drüding entschloß sie sich für das Lehrerstudium und legte 1903 in Ahaus ihr Examen ab. Nach kurzer Lehrtätigkeit in Osterfeine und Rüschendorf wurde ihr 1908 die neu eingerichtete „Wichterschule“ (Mädchenklasse) in Essen übertragen, die sie bis zum Beginn des nationalsozialistischen Regimes vorbildlich betreute. Der Anfang wurde ihr nicht leicht gemacht, da ein eigenes Klassenzimmer noch eingerichtet werden mußte. Aber mit der ihr eigenen Energie und Tatkraft verstand es die junge Lehrerin, jeden Tag vormittags und nachmittags ihre 70–80 Schulkinder für den Eintritt ins Leben vorzubereiten. Als nach der Machtübernahme ihre Klasse aufgehoben wurde, betraute man sie zunächst mit dem 4. Schuljahr, bis auch sie das Schicksal einer Strafversetzung erleiden mußte. Nach kurzer Lehrtätigkeit in Lehmden und Cloppenburg mußte sie 1936 aus ihrem so lieb gewordenen Berufe ausscheiden, wurde aber 1941 wegen des herrschenden Lehrermangels wieder in Essen angestellt, bis sie 1947 in den wohlverdienten Ruhestand trat.

Als Erzieherin versah Fräulein Kröger ihren Dienst mit größter Gewissenhaftigkeit, paarte Liebe und Güte mit Ernst und Strenge, gab durch ein echt christliches Leben das beste Beispiel und sicherte sich dadurch die Anerkennung der Kinder und Eltern. Auch

nach der Schulzeit verfolgte sie den Lebensgang ihrer ehemaligen Zöglinge, die ihrerseits immer wieder bei ihrer alten Lehrerin Rat und Zuspruch suchten.

Neben ihrem Beruf arbeitete sie in echt katholischem Geiste in verschiedenen kirchlichen Vereinen an der Weiterbildung der weiblichen Jugend. 25 Jahre war sie Präfektin der Jungfrauenkongregation, und aus den musikalisch begabten Kräften bildete sie einen Frauenchor, der vor allem in der Kriegszeit zur Verschönerung des Gottesdienstes an Feiertagen und Vereinsfesten beitrug. Eifrig tätig war sie auch in dem von ihr gegründeten Paramentenverein und nahm sich stets an den Wochenenden Zeit, mit ihren Schülerinnen die Altäre des Gotteshauses zu schmücken.

Einer breiten Öffentlichkeit ist Johanna Kröger bekannt geworden durch ihre Freizeittätigkeit als Heimatforscherin und Schriftstellerin. Ihr langjähriges Wirken an demselben Schulort, wie es nur wenigen Erziehern beschieden ist, gab ihr die Möglichkeit, sich ein umfassendes Wissen über die Geschichte, die Lebensverhältnisse und vor allem über die alten Sitten und Gebräuche der ausgedehnten Gemeinde zu erwerben. Gerade dadurch hat sie bahnbrechende Arbeit für das Münsterland geleistet, da sie weit über das Gebiet der Gemeinde hinausgingen. Ihre ungezählten Arbeiten legte sie nieder in den Heimatzeitungen und Beilagen, im Heimatkalender und den Dinklager Mitteilungen, in „Kirche und Leben“ und in der von ihr herausgegebenen „Geschichte der Gemeinde Essen“. Auszüge aus diesem Werk hat Prof. Dr. Reinke in seinen „Wanderungen“, Band 7, veröffentlicht. Wegen ihrer Verdienste wurde sie zum Ehrenmitglied des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und des Heimatvereins „Herrlichkeit Dinklage“ ernannt.

Stolz war Fräulein Kröger mit Recht auf ihr größtes literarisches Werk „Essen im Weltkriege“, das mit seinen 756 Seiten wohl von keinem anderen Kriegsbuche des Münsterlandes übertroffen wird. Es gibt nicht nur einen umfassenden Überblick über die Opfer und Teilnehmer des 1. Weltkrieges, sondern auch über die wirtschaftlichen, politischen und kirchlichen Verhältnisse während und nach dieser Zeit.



Besonders fruchtbar hat sich die Arbeit der lieben Verstorbenen auf kirchlichem Gebiet erwiesen. In der Offizialatsbeilage zu Kirche und Leben brachte sie z. B. eine umfangreiche, durch ein volles Jahrtausend laufende Geschichte der aus der Gemeinde Essen stammenden Priester und Theologiestudenten. Mit regem Interesse verfolgte sie die Lebensgänge ihrer früheren Schüler und Schülerinnen im Priester- und Ordensstande, stand mit mehreren von ihnen in ständigem brieflichem Verkehr und berichtete über deren missionarische Tätigkeit in den weltweiten Missionsgebieten. So wirkte sie als wahre Laienmissionarin im Bereiche der engeren Heimat.

Echte Pionierarbeit hat Johanna Kröger gemeinsam mit den aus ihrer Heimatgemeinde stammenden Brüdern Franz und Hans Ostendorf geleistet auf dem noch wenig begangenen Gebiet der Familienforschung. In vielen Bauernhäusern zieren noch heute künstlerisch ausgeführte und sauber eingerahmte Ahnentafeln und Stammbäume die Wände der Wohnstuben. Unterlagen boten ihr die Kirchenbücher und die Standesamtsregister in Essen und anderen in Frage kommenden Gemeinden. Auch für die Familienchroniken in der Gemeinde (Crone-Münzebrock, Taphorn) stöberte sie die erforderlichen Unterlagen auf. Das gleiche gilt von den von Fräulein Kröger verfaßten Berichten über zahlreiche Alters- und Ehejubiläen in der Gemeinde.

Johanna Kröger war nicht nur als Schriftstellerin bekannt, sie betätigte sich auch als Heimatdichterin, und ungezählt sind ihre Prologe und Festgedichte zu Vereinsfestlichkeiten und kirchlichen Veranstaltungen.

Nicht vergessen wird die Gemeinde Essen das rege Interesse, das sie dem Wohl der Gemeinde entgegenbrachte. Im 1. Weltkrieg

arbeitete sie im Frauenverein eifrig mit, um die Väter und Söhne der Gemeinde an der Front, in den Lazaretten und in den Gefangenenlagern mit Liebesgaben und Lesegut zu versorgen. Ihrem regen Geiste entsprangen die Berichte über die Kirchen und Schulen der Gemeinde und über die kirchlichen und weltlichen Vereine, wie Jünglingssodalität, Mütterverein, Gesellenverein, Schützenverein und Landwirtschaftlicher Verein. Noch im letzten Jahre war sie ent-



scheidend mitbeteiligt an der Namensgebung von Straßen in den neuen Siedlungsgebieten Ahausen, Hülsenmoor und Hengelage.

Still und unbemerkt von der Außenwelt ist in Johanna Kröger eine der markantesten Persönlichkeiten der Gemeinde Essen aus diesem Leben geschieden. Der gute Samen aber, den sie in viele Kinderherzen gelegt hat, wird weiterhin ihre Früchte tragen, und die hohen Werte ihrer literarischen Arbeit werden noch von kommenden Geschlechtern voll gewürdigt werden.

Heinrich Bockhorst

Heimatliches *Silbenrätsel*

Aus den 42 folgenden Silben as - ber - chi - den - ei - el - en - fa - feld - gän - ger - gräi - ham - hol - in - is - kar - land - len - loh - nat - nie - nor - nord - oog - rech - rei - rö - se - se - stedt - ta - tel - te - te - te - ten - ter - ü - vech - wan - züch sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Satz aus dem Essener Heimatlied ergeben.

Die einzelnen Wörter bedeuten: 1. Nord-

seeinsel, 2. Kleeart, 3. Dorf im Münsterlande, 4. Mädchen-Kurzname, 5. Krankheit, 6. Bauerschaft im Ammerlande, 7. alter plattdeutscher Frauenname, 8. tierisches Produkt, 9. Stadt in Nordoldenburg, 10. Stadt in Südoldenburg, 11. Dorf im Kreise Vechta, 12. Roteisenstein (Auert), 13. Zweig der Viehzucht im Münsterlande, 14. Bauerschaft im Kreise Cloppenburg, 15. frühere Elektrizitätszentrale.

Heinrich Bockhorst

Zum 25. Todestag von Pastor Heinrich zu Höne, Vestrup

Die große Anzahl der in diesem Kalendarium aufgeführten Namen von Heimatforschern und -schriftstellern aus dem Oldenburger Münsterlande bezeugt die tiefe Verbundenheit seiner Bevölkerung mit dem Lande, seinen Menschen und der Geschichte. Mit beispielhaftem Eifer ist der Vergangenheit nachgespürt, um daraus für Gegenwart und Zukunft zu lernen. Erstaunlich viele dieser Forscher waren Geistliche Herren, deren Arbeitsfeld um Kirche, Schule und Pfarrhaus die Tradition geradezu herausfordert, zur Feder zu greifen. Ihren Arbeiten verdanken wir viele Erkenntnisse und freuen uns, daß sie Geschichtsquellen erschlossen haben, die uns die Heimat noch teurer, noch liebenswerter gemacht haben.

Das Werk von Pastor Heinrich zu Höne nimmt unter den vielen Abhandlungen und Schriften der verschiedenen Verfasser einen ganz besonderen Platz ein, da es sich fast ausschließlich der Genealogie widmet und eine derartige Fülle von Fakten erschließt und aufdeckt, daß es mit Recht zu einer der bedeutsamsten Leistungen auf diesem Gebiete der Familienkunde unseres gesamten nordwestdeutschen Raumes geworden ist.

Am 6. September 1968 nähert sich zum 25. Male der Todestag von Pfarrer zu Höne. Aus diesem Anlaß sind alle seine Schriften, die er von 1924—1942 u. a. in den Heimatblättern zur Oldenburgischen Volkszeitung und den Neuen Volksblättern veröffentlichte, sowie andere, die seinem Nachlaß entnommen werden konnten, zusammengetragen und gesammelt bei Kleinert in Quakenbrück in Buchform erschienen. Dem Herausgeber war die Veröffentlichung des Gesamtwerkes eine Verpflichtung nicht nur in memoriam seines verehrten Onkels sondern auch eine solche der Nachwelt gegenüber. Die zahllosen Artikel, verstreut über Jahrzehnte und über Tageszeitungen, waren den Genealogen und Interessenten kaum noch zugänglich und waren im Begriff, der Vergessenheit anheimzufallen und verlorenzugehen. Das nunmehr vorliegende Buch widerlegt diese oft ausgesprochene Befürchtung und erfüllt den Wunsch vieler, die den Wert der Arbeiten des Pastors längst erkannt hatten.

Heinrich zu Höne entstammt einer jetzt in der dritten Generation in Damme wirkenden Arztfamilie. Sein Vater, Sanitätsrat Dr.

med. Caspar zu Höne, verlebte seine Jugend auf dem Hönehof im Artlande bei Bersenbrück, war als Erbe der Beekebrügge in Nortrup vorgesehen, studierte dann aber Medizin, verzichtete auf den Nortruper Hof zu Gunsten seiner Schwester und ließ sich in Damme als Arzt nieder, wo er Alida Wehmhoff, Erbin der Wehmhoffschen Besitzung, heiratete. Zwei der Brüder Caspars hatten den geistlichen Beruf erwählt. Von ihnen machte sich besonders Theodor zu Höne einen Namen, als er als Pastor in Bückeburg und in Wellingholzhausen das 1. und das 4. Buch der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen in Versform übertrug und viele andere Gedichte schrieb, die zwar lange als verloren galten, aber von einigen Jahren wiedergefunden und 1965 erstmals veröffentlicht werden konnten.

Heinrich zu Höne erblickte am 14. Mai 1875 zu Damme als ältester von fünf Geschwistern das Licht der Welt. Nach dem Besuch der Dammer Schulen kam er an das Gymnasium zu Lingen, wo er das Reifezeugnis erwarb, um sich zunächst dem Studium der Forstwirtschaft, dann der Theologie in Münster zu widmen. Im Dom zu Münster empfing er am 6. Juni 1903 die Priesterweihe und erhielt seine erste Anstellung als Vikar in Lindern, bis er im Jahre 1911 zum Kaplan in Damme ernannt wurde. Hier verwaltete er zwölf Jahre die Kaplanei, eine Familienstiftung und sog. Blutsvikarie, die 1769 von Dechant Klumpe in Damme gestiftet worden war. Durch seine Urgroßmutter Elisabeth Meyer zu Rüschendorf geb. Klumpe, stammte Pastor zu Höne von der Familie Klumpe ab. In Damme wirkte er auch als Lehrer an der höheren Bürgerschule und der Berufsschule.

1923 kam Kaplan zu Höne nach Carum, dessen erster Pfarrer er 1927 wurde, bis ihm 1930 die Pfarre Vestrup übertragen wurde, die er bis zu seinem Tode 1943 innehatte. Unter seinen Händen entstand hier ein neuer Friedhof. Die Kirche erhielt neue Bänke, und viele andere Neuerungen konnten in den 13 Jahren seiner Tätigkeit dank seiner Initiative dort vorgenommen werden. Für sich selber aber beanspruchte er wenig; seine Sorge galt dem Gotteshaus und besonders auch der religiösen Betreuung der Kinder, die ihm so sehr am Herzen lag. Er lebte und arbeitete gern in Vestrup.





Dennoch fand Pastor zu Höne Zeit, sich in seinen freien Stunden der Heimatkunde und der Familienforschung zu widmen. So schuf er in jahrelanger, mühevoller Arbeit ein genealogisches Werk, das seinesgleichen sucht. Er folgte zunächst einer rein persönlichen Liebhaberei, den verborgenen oder unbekannten Fakten und den Rätseln der eigenen Familie und Herkunft nachzuspüren. Eine angeborene Leidenschaft und Vorliebe für das Historische lenkten diese Unternehmungen und führten sie zu immer neuen Ergebnissen, die das Ganze zu einem Werk heranreifen ließen, das über die eigene Familienchronik, an der er unaufhörlich bis kurz vor seinem Tode feilte und verbesserte, zur genealogischen Erfassung weiter Gebiete des Oldenburger Münsterlandes führte.

Als er sich in Vestrup daran machte, Familienchronik an Familienchronik zu reihen, entstand im Laufe der Jahre sein Hauptwerk, das im Schrifttum unter der Bezeichnung „Vestruper Familien“ bekannt geworden ist und die Geschichte von über 65 Familien aus Vestrup, Hausstette und Lüsche umfaßt, so daß er hier kaum eine Familie überschlug oder unberücksichtigt ließ. Ihm stand groß und klein gleich nahe, das gebot sein geistliches Amt.

Die dem Umfang nach nächste Arbeit galt der genealogischen Erfassung vieler Familien aus Damme. Es folgen die Carumer, die Märschendorfer und die Dinklager Familien. In dem Kapitel „Weitere Familien“ sind jene Arbeiten zusammengetragen, in denen sich der Pastor mit der Genealogie seiner eigenen Familie in allen ihren Verzweigungen sowie mit der Geschichte von Familien beschäftigt, die in anderen als den erwähnten Orten, auch im Kreise Bersenbrück und dem Artlande, beheimatet sind.

Die Stammesfolgen stellen in vielen Fällen auch Hofgeschichten dar, die auf die Feststellung der Besitzer, ihrer Familien und bedeutsamer Daten als Kern und Hauptthema beschränkt sind, wie denn Heinrich zu Höne kein Mensch großer Worte war. Als Realist erkennt er das Wichtige und bekennt sich nüchtern und eindringlich zu ihm. Das hebt die Wissenschaftlichkeit seines Werkes. Überflüssiges wäre ihm nur Füllwerk gewesen; das aber brauchte er nicht.

So mag für den Unbefangenen die Menge des dargebotenen Materials in seiner Eintönigkeit fast erdrückend sein. Der Eingeweihte hingegen wird der Arbeit gerade deshalb als großer Leistung mit Dankbarkeit begegnen. Es werden sich dennoch viele Menschen unserer Heimat und darüber hinaus angesprochen fühlen, wenn sie — jung oder alt — in dem Buche ihre eigenen Stammesreihen erblicken und Auskunft über Herkunft und Besonderheiten derselben nachlesen können. Selbst in den Vereinigten Staaten von Amerika, in denen zahllose Nachkommen von Einwanderern aus dem Oldenburger Münsterland zu Hause sind, hat man dem Buch größtes Interesse entgegengebracht. Immer mehr Amerikaner erforschen in unseren Tagen die Abstammung ihrer Familien.

Pastor Heinrich zu Höne beschäftigte sich aber auch mit anderen Gebieten der Heimatsforschung. So verfaßte er u. a. Abhandlungen über die Siedlung, über die Apotheke in Damme, die Dammer Schützenkönige, die Pfarrer von Vestrup, über die Geistlichen und Ordensleute aus Vestrup und aus Damme. Er gewährt uns ferner Einblick in die Schätzungsregister des südlichen Oldenburg von 1649 ff., in die Taufregister von Damme 1703—1751 und in andere Dokumente. Aber auch hier läßt sich die Grundstimmung nicht leugnen, die das große Thema dieses einzigartigen Werkes angibt: Die Genealogie, die Familienforschung.

Pastor Heinrich zu Höne war ein bescheidener Mensch. Er liebte nicht hervorzutreten, umso einfriger aber konnte er sich in seiner Freizeit dem Studium der Kirchenbücher und anderer Dokumente hingeben. So entstand in der Stille seines Arbeitszimmers dieses Werk, das nun endlich in Buchform vorliegt und die Aufmerksamkeit vieler auf sich lenken wird.

Daß Heinrich zu Höne viele seiner Forschungsergebnisse in Zeitungen abdrucken

ließ, ist sein Verdienst. Dadurch ist er vielen bekanntgeworden. Der Heimatkalender bezeichnet ihn als „heimatkundlichen Familienforscher“ oder auch als „Heimat- und Familienforscher“ im Kalendarium. Wir werden darauf bedacht sein müssen, daß nichts von dem verlorengeht, was gelehrsame, fromme und eifrige Herzen schufen. Uns obliegt es, Denkwürdigkeiten zu erhalten und von Generation zu Generation weiterzureichen.

Otto zu Höne

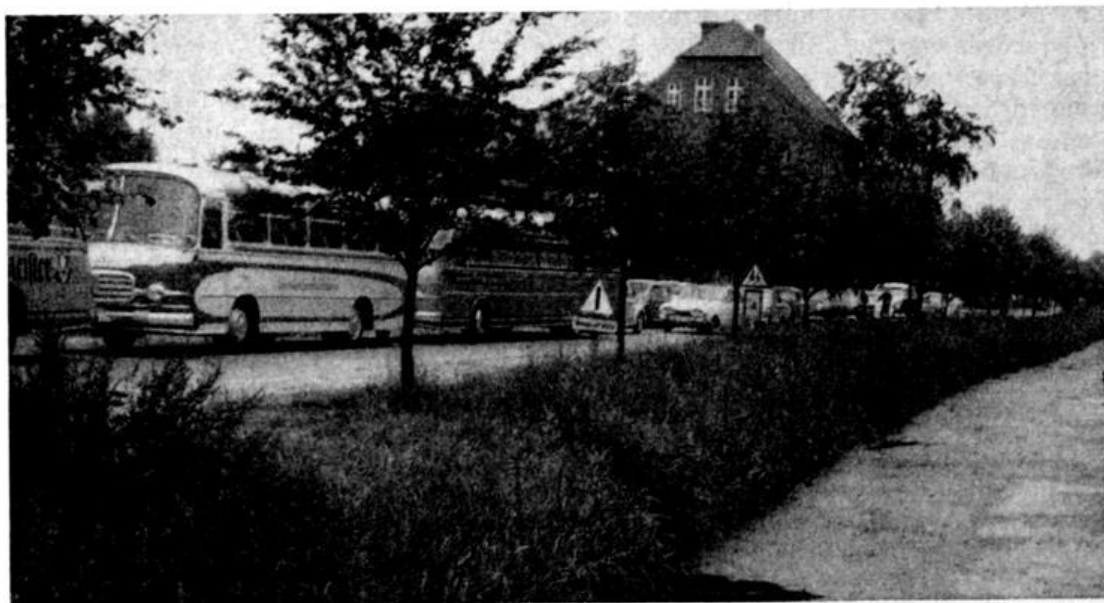
Aus der Arbeit des Heimatbundes

1966/67

In der Arbeit des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland im Berichtsjahr 1966/67 hatten der 7. Delegiertentag in Markhausen am 12. 11. 1966, der 7. Münsterlandtag in Langförden am 8. 12. 1966, die Wanderfahrt am 29. 6. 1967 und die 4. Studienfahrt am 27. 8. 1967 besondere Plätze.

Der 7. Delegiertentag (nach § 11 der Satzungen) fand am 12. November 1966 in Markhausen statt. Die zahlreichen Teilnehmer trafen sich vor Beginn der Beratungen zu einer Wanderung durch den Forst, die Bauerschaft Augustendorf und das Markatal; das Wetter war günstig. Die Tagung im Ort Markhausen wurde umrahmt von Liedern des Gemischten Chores unter

Leitung von Hauptlehrer Braun und von Gedichtvorträgen Markhauser Kinder. Nach dem Jahresbericht und dem Kassenbericht fand die Neuwahl des Vorstandes nach § 9 der Satzungen statt; einstimmig wurden wiedergewählt als 1. Vorsitzender: Bauer Leo Reinke MdL; stellvertretender Vorsitzender: Regierungsdirektor Franz Kramer; Geschäftsführer: Kaufmann Bernhard Bekermann; Schriftführer; Chefredakteur a.D. Hermann Thole und als Kassierer: Hauptlehrer Franz Dwertmann. Auf Antrag des Vorstandes ernannten die Delegierten einstimmig zu Ehrenmitgliedern Konrektor a.D. Heinrich Schürmann-Damme und Konrektor a. D. Heinrich Bockhorst-Oldenburg. Museumsdirektor Dr. Ottenjann gab



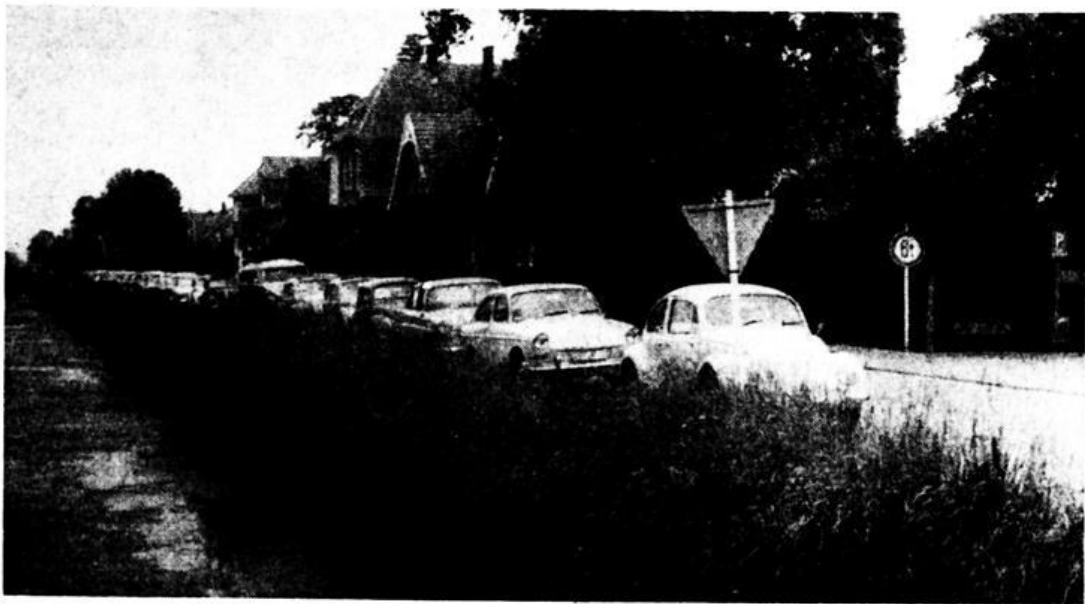
Wagenkolonne der Heimatbund-Wanderfahrt.

einen Überblick über die Entwicklung des Museumsdorfes im letzten Jahre (Besucherzahl über 155 000; Neuerwerbungen: eine alte Dorfschule, eine Töpferei, die älteste niedersächsische Windmühle und das erste friesische Gulfhaus im Museumsdorf aus Scharrel). Folgende Berichte wurden erstattet: Heimatbibliothek in Vechta (Regierungsdirektor Kramer), Ausschuß Naturkunde und Heimat (Dr. Klöveborn, Lichtbilder von Vögeln am Dümmer, Archiv von Vogelstimmen, Exkursionen), Naturschutz und Landschaftspflege (Stud.-Ass. Hürkamp), Laienspiel (Hauptlehrer Helms) und Heimatkalender (Schriftsteller Schomaker). Bürgermeister Niehaus sprach dann über „Markhausen — einst und jetzt“. Hauptlehrer Dwertmann zeigte Farbdias von Markhausen und dem Markatal.

Der Münsterlandtag in Langförden, der siebte nach der Neufassung der Satzungen, fand auch in diesem Jahre ein außerordentlich großes Interesse. Seine Veranstaltungen waren sehr gut besucht. Zum Auftakt besichtigten die Teilnehmer den Obsthof Cordes, einen Aussiedlerhof von 30 ha Größe mit 13—14 ha Obstflächen (Führer Bauer Cordes), den Erzeugermarkt (Führer Bauer Bernhard Dammann) und die Laurentiuspfarrkirche, in der Dechant Meyer eine reichhaltige, mit Liebe zur Sache aufgebauten Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände und alter Schriften erläuterte und über die Geschichte des Ortes Langförden sprach. Auf der Kundgebung konnte Regierungsdirektor Kramer u. a., den Präsidenten des

Verwaltungsbezirks, Präsident Haßkamp; Landrat Hellmann-Vechta; den Präsidenten der Oldenburg-Stiftung. Dipl.-Kaufmann Logemann; den Geschäftsführer der Stiftung, Oberregierungsrat Diekmann; den Vorsitzenden des Bersenbrücker Heimatbundes, Kapitän a. D. Bentlage; die Ehrenmitglieder, Bürgermeister, Gemeindegeldirektoren begrüßen. Der Redner wies auf den Sinn der Kundgebung hin: „Wir wollen Oldenburger Münsterländer bleiben, die den alten Geist bewahren, aber den Blick für die Zukunft und den Fortschritt offen halten.“ Präsident Haßkamp betonte in seiner mit großem Beifall aufgenommenen Ansprache, daß dem Heimatbund Dank gebühre, weil er in einer Zeit, in der das materielle Denken und Handeln in den Vordergrund zu treten drohe, sich um das Volkstum bemühe und der Entwurzelung der Menschen entgegenarbeite. Präsident Logemann dankte im Namen der Oldenburg-Stiftung für die vielfältigen Anregungen, die die Stiftung bei der Gründung und auch heute noch aus dem Münsterland erhalte. Im Mittelpunkt der Kundgebung stand das Referat von Rektor Franz Hellbernd-Vechta über das Thema „Die Familie von Spredowe-Südholte und die Corveyschen Güter in Südoldenburg“. Die klaren, sachlichen Ausführungen, unterstützt durch Lichtbilder, fanden großes Interesse. Dem Leiter des sich anschließenden Heimatabends, Dr. med. Cromme, Langförden, gebührt für den sorgfältig vorbereiteten, abwechslungsreichen Abend herzlicher Dank.

Die Wanderfahrt am 29. Juni (Fest



Am Hauptkanal in Westrhauderfehn.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Peter und Paul) hatte einen Teilnahme-Rekord aufzuweisen. Fast 600 Teilnehmer und Teilnehmerinnen waren — in sechs großen Omnibussen und etwa 120 Personenwagen — gekommen. Dank der vorbildlichen Hilfe der Polizei wurde die Kolonne sicher über die mehr als 100 km lange Strecke geleitet. Die Fahrt führte von Peheim (Treffpunkt) durch das Markatal über Markhausen und Ellerbok nach Gehlenberg (Referate Dr. Ottenjann und Kramer), weiter über Hilkenbrok nach Esterwegen auf dem Geestrücken am Rande des Moores (Referat P. Dr. Oswald Rohling), über Bockhorst (Kaffeetafel) und Langholt nach Westrauderfehn (Fehn- und Schiffahrtsmuseum für das Saterland und Ostfriesland). Zurück ging es über Strücklingen, Bokesch nach Ramsloh (Referat Hauptlehrer Deeken-Hollen) und zum Ausklang nach der Thülsfelder Talsperre. In Bockhorst begrüßte der 1. Vorsitzende, Vizepräsident des Landtages, Bauer Leo Reinke, den Herrn Präsidenten Haßkamp, der dem Heimatbund den Dank für seine Arbeit aussprach und aus einem Fonds 5000 DM für Ausbau und Erhaltung der Heimatbibliothek zur Verfügung stellte.

Die 4. Studienfahrt führte am 27. 8. 1967 in den Raum um Celle. 150 Heimatfreunde in 4 Bussen nahmen an der ganz-tägigen Fahrt teil. Ziele waren das Nonnenkloster Wienhausen mit dem reich ausgestatteten Nonnenchor und den einzigartigen Wandmalereien und Holzplastiken; dann die Stadt Celle mit den Fachwerkbauten, dem Schloß mit Schloßkapelle und Theater und der Stadtkirche, schließlich die blühende Heide im Naturschutzgebiet am Hausselberg (Südheide) im Raum Müden. Organisator und Leiter war Dr. Ottenjann. In Bergen fand als Abschluß ein gemeinsames Abendessen statt.

Im Berichtsjahr hat der Vorstand folgende Arbeitstagungen abgehalten: am 21. 10. 1966 in Markhausen (Vorbereitung des Delegiertentages), am 29. 10. 1966 in Vechta (Ausbau und Unterbringung der Heimatbibliothek), am 5. 11. 1966 in Langförden (Vorbereitung des Münsterlandtages), am 22. 2. 1967 in Vechta (Heimatkalender), am 16. 3. 1967 in Cloppenburg (Bericht über den letzten Kalender, Kalender oder Jahrbuch) am 6. 5. 1967 in Cloppenburg (Wanderfahrt, Heimatkalender), am 6. 5. 1967 in Cloppenburg, am 25. 5. 1967 in Cloppenburg (Programm und Verlauf der Wanderfahrt), am 3. 6. 1967 (Festlegung und Abfahren der Wanderoute am 29. 6.), am 21. 7. 1967 (Vor-

bereitung der Studienfahrt). Am 16. 6. 1967 veranstaltete der Heimatbund, Kreis Vechta, eine Arbeitstagung in Vechta (Vorschläge für die Ziele von Wanderfahrt- und Studienfahrt, Unterbringung der Heimatbibliothek, Erarbeitung eines Verkehrsprospektes für das Münsterland, Vorstandswahl für den Kreisheimatbund).

Das Museumsdorf in Cloppenburg hat in den letzten Jahren regelmäßig Sonderausstellungen eingerichtet, in denen Kultur, Brauchtum, Lebensweise des Menschen unseres Raumes u. a. in besonderen Themen ihren Ausdruck finden. Am 29. 4. 1967 wurde die Ausstellung „Das tägliche Brot“ eröffnet; die Zahl der Besucher stieg bis zum 31. 7. 1967 auf 100 000. In der Zeit vom 5. 8. bis 5. 9. 1967 fand die Sonderausstellung „Plastiken und Zeichnungen“ von Paul Dierkes statt; sie wurde am 5. 8. im Beisein des Künstlers und des Schirmherrn der Ausstellung, Bundesschatzmeister Schmücker, eröffnet. Museumsdirektor Dr. Keiser-Oldenburg sprach über das Werk des Künstlers. Mehr als 22 000 Besucher sahen die reichhaltige Sammlung.

Unsere plattdeutsche Sprache ist noch immer lebendig und ausdrucksreich; das hat wieder einmal der 2. Vertellselwettbewerb der Oldenburg-Stiftung, der im Dezember 1966 eingeleitet wurde, gezeigt. Insgesamt sind 350 Schülerarbeiten eingegangen, davon 200 aus dem Oldenburger Münsterland. Elf Südoldenburger und neun Nordoldenburger Jungen und Mädchen erhielten als Preis ein wertvolles Buch und eine Ehrenurkunde, alle anderen Teilnehmer ein Buch und eine Urkunde.

Das Niedersächsische Verdienstkreuz am Bande erhielten unsere Ehrenmitglieder Landwirtschaftrat a. D. August Linnewerth-Visbek am 31. 1. 1967 und Konrektor a. D. Heinrich Bockhorst-Oldenburg am 14. 6. 1967, Bockhorst vollendete am 4. 12. 1966 sein 80. Lebensjahr.

Wir verloren durch den Tod unser Ehrenmitglied Lehrerin a. D. Johanna Kröger-Essen am 10. 12. 1966; die Heimatfreunde, die im Heimatbund und seinen Gliederungen stetig mitarbeiteten, Josef Brinkmann-Vechta im Februar 1967, Landwirtschaftsrat a. D. Bernhard Kruse-Damme am 15. 4. 1967, Hausfrau Grete Hibbeler geb. Fortmann, Vechta, am 4. 7. 1967, Bauer Clemens Tombrägel-Brägel am 5. 8. 1967, Pfarrer Theodor Hörstmann-Emstek am 24. 8. 1967. Gott gebe ihnen den ewigen Frieden!

Franz Kramer

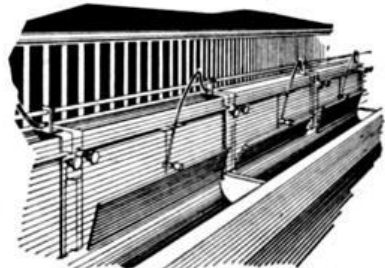
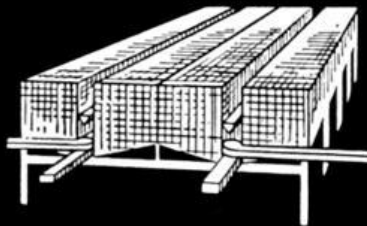
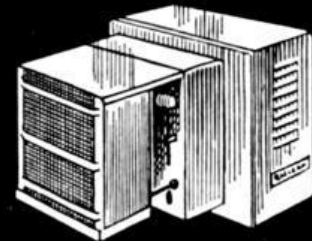
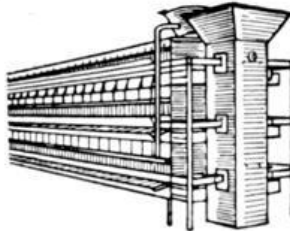
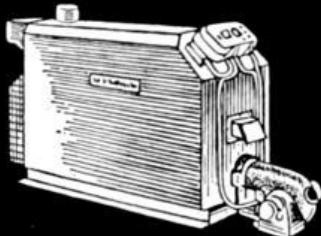
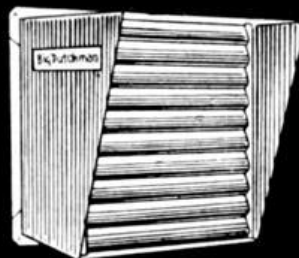
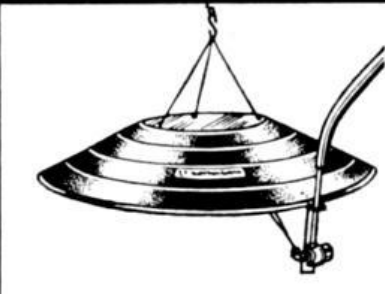
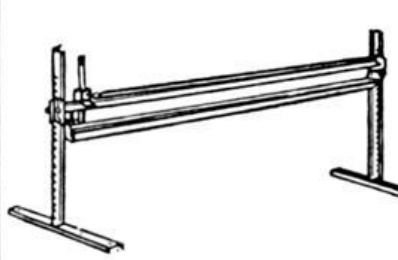
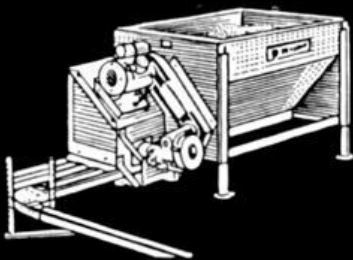
INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit	Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta i. O.	Seite 3
Vorwort	Alwin Schomaker, Schriftsteller, Langenteilen i. O.	6
Kalendarium	Alwin Schomaker, a. a. O.	30
Zu den Monatsbildern	Dr. Joseph Vormoor, Osnabrück †.	33
Zur Geschichte des Postwesens unsere Heimat in alter Zeit	Hans Varnhorst, Rektor, Lindern i. O.	38
Waoer heff kiene Balken	Dr. Joseph Vormoor a. a. O.	39
Das Postwesen im Oldenburger Münsterland	Alwin Schomaker a. a. O.	50
Urkunden eines merkwürdigen Kompetenzstreites	August Wohrmann, Mittelschullehrer, Vechta i. O.	55
Englische Eindrücke von den Kampftagen 1945 im Cloppenburg Raum	Elisabeth Reinke a. a. O.	57
Die gepanzerten Heuschrecken	Franz Kramer, Regierungsdirektor i. R., Oldenburg, Sachsenstraße 51	60
Sitte und Brauch im Wechsel des Jahres	Franz Kramer a. a. O.	63
Osterfeuer zu Beginn des vorigen Jahrhunderts	Hermann Brüggemann, Lehrer, Visbek i. O.	66
Visbeker Schulen und Lehrer vor 60 Jahren	Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta i. O., Bremer Straße	67
Dei Krüzhoff	Gregor Mohr, Lehrer, Damme i. O., Bahnhofstraße	79
Helle Freude bei „Mutter“ Ginster	Franz Morthorst, Prälat, Cloppenburg i. O.	81
Die einzigartige Beziehung des Hundes zum Menschen	Erika Täuber, Vechta i. O., Hohe Bank 12.	82
Die Brieftaube	Josef Hürkamp, Stud.-Ass., Dinklage i. O.	85
Fledermäuse	Erika Täuber a. a. O.	88
Das Rehkitz	Heinz von der Wall, Mittelschullehrer, Ankum, Krs. Bersenbrück	90
Dat witte Reih	Bernard Varnhorn, Bauer, Rechterfeld i. O.	92
Die nordische Ringdrossel	Fritz Bitter, Oberpostmeister i. R., Lohne i. O.	94
Eine lustige Geschichte vom Fuchs	Oskar Ehrlich, Edelzell b. Fulda	96
Unser Eichhörnchen	Hans Pille, Dülken, Niederrhein, Viersener Straße 76.	97
Erste Angst	Hermann Bitter, Oberstudiendirektor i. R., Cloppenburg i. O.	99
Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers	Helga Clever, Cloppenburg i. O., Vahrener Str. 5.	110
Der Polterabend	Rektor Franz Dwertmann und Schüler Klaus Dwertmann, Cappeln i. O.	114
Aus dem Vertellselwettbewerb der Oldenburg-Stiftung	Alwin Schomaker a. a. O.	116
Die Malerin vom Dümmer	Hans Bahrs, Schriftsteller, Hamburg-Rahlstedt, Pogwischrund 18a	118
Der Bauer und sein Gefangener	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1	121
Vom alten Amte Lönigen	Alwin Schomaker a. a. O.	126
In der Stadt oder auf dem Lande leben?	Heinrich Deters, Barßel i. O.	128
Barßels Schifffahrt von den Anfängen bis heute	Heinrich Bockhorst a. a. O.	134
Johanna Kröger zum Gedenken	Dr. jur. Otto zu Höne, San Francisco, California, USA	136
Zum 25. Todestag von Pastor Heinrich zu Höne	Franz Kramer a. a. O.	138
Aus der Arbeit des Heimatbundes 1966/67	Hans Varnhorst a. a. O.	4
GEDICHTE	Hans Varnhorst a. a. O.	37
Meine Heimat	Hans Varnhorst a. a. O.	37
Kinneroogen	Josef Kamp, Mesum üb. Rheine, Bahnhofstraße 34.	52
Lecht	Josef Nietfeld, Lehrer, Dinklage i. O.	77
Wirtshaus an der Straße	Erika Täuber a. a. O.	82
Dei Thülsfelder Taolsperr	Erika Täuber a. a. O.	84
Swienegel	Erika Täuber a. a. O.	87
Hans und Hänschen	Helga Clever a. a. O.	119
Spaziergang in den Herbst	Alwin Schomaker a. a. O.	120
Schneeflocken	Helga Clever a. a. O.	129
Urerlebnis	Hans Varnhorst a. a. O.	130
Die Puppenmütter	Hermann Thole a. a. O.	101
Herbst	Fritz Bitter a. a. O.	113
ANEKDOTEN	Klaus Dwertmann a. a. O.	114
Dei Amtmann van Cloppenburg	Klaut Dwertmann a. a. O.	115
Gälgöskén hieraotet	Heinrich Bockhorst a. a. O.	135
De Pralinenkasten		
Fautball im Fernsehen		
HEIMATLICHES SILBENRATSEL		

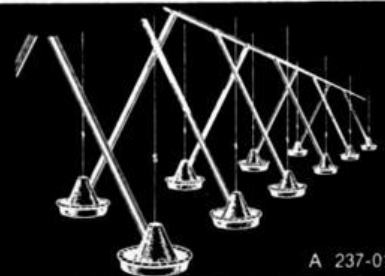


Big Dutchman

Flat Deck Anlagen
 Futterwagen- und
 Kettenbatterien
 Halbautomatische Käfige
 Tränken aller Art
 Rohr- und Kettenfütterungen
 3- und 4-Etagen Aufzucht-
 batterien
 Vollautom. Schweinefütterung
 Boden oder Trog
 Vollautom. Ventilationssystem
 Glucken und Luftheritzer
 Elerkühler- und wasch-
 anlagen



BIG DUTCHMAN (DEUTSCHLAND) G.m.b.H.
 2849 Calveslage über Vechta
 Tel. Langförden (04447) 323 - 324 - 325
 Fernschreiber 02/5784



A 237-0167

Für alle Festlichkeiten

erhalten Sie Ihre
PLAKATE
FESTBÜCHER
EINTRITTSKARTEN
in geschmackvoller Ausführung
zu angemessenen Preisen
und bei prompter Bedienung
von der

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH
2848 Vechta (Oldb)



Mitglied bei verschiedenen Kreislandvolkverbänden

Warum auf Sicherheit verzichten?

***Auch Sie brauchen
Schutz im Krankheitsfalle!***

Wir versichern Sie nach Ihren Wünschen entsprechend Ihrem Bedarf

Neuzeitliche Tarife — keine Aussteuerung!

Zusatz-Versicherungen, auch für Pflichtversicherte!

Wir beraten Sie gern und unverbindlich und erwarten Ihre Nachricht

LANDVOLK-KRANKENKASSE OLDENBURG

(Bäuerliche Krankenhilfe) **V. V. a. G. Sitz: 2848 Vechta, Moorgärten 12/14**

LUDWIG RAUBER, VECHTA

Am Bremer Tor - Bremer Straße 1



Spezialgeschäft für Bastelartikel
Buchbinderei — Bildereinrahmung



Hotel zu den 3 Kronen

INH.: THEO MELCHERS

VECHTA (OLDB)

Telefon 26 36

Vereinszimmer

Saal

Garagen

A n e r k a n n t

b e s t e K ü c h e

Dorfkrug

im Museumsdorf
Cloppenburg (Oldb)

Telefon 27 26

Die gute Gast- und Tagungsstätte
im alten Bauernhaus empfiehlt
sich für alle Gelegenheiten

Willi und Charlotte Adolph

BUCH- UND KUNSTHANDLUNG / BUCHDRUCKEREI

Gebr. Terwelp Cloppenburg

Gegründet 1887

Die Neuerscheinungen
der führenden kath. Verlage sind stets am Lager vorrätig

Religiöse Kunst:
Bilder, Kreuze, Figuren in sehenswerter Auswahl

Unsere Buchdruckerei liefert Geschäfts- und Familiendrucksachen
in jeder Ausführung

H-G BOCK

STRASSENBAU

4591 CAPPELN

Telefon 04478/300

Ingenieurbüro für Straßenbau

OLDENBURG

Gartenstraße 16 / Telefon 211692





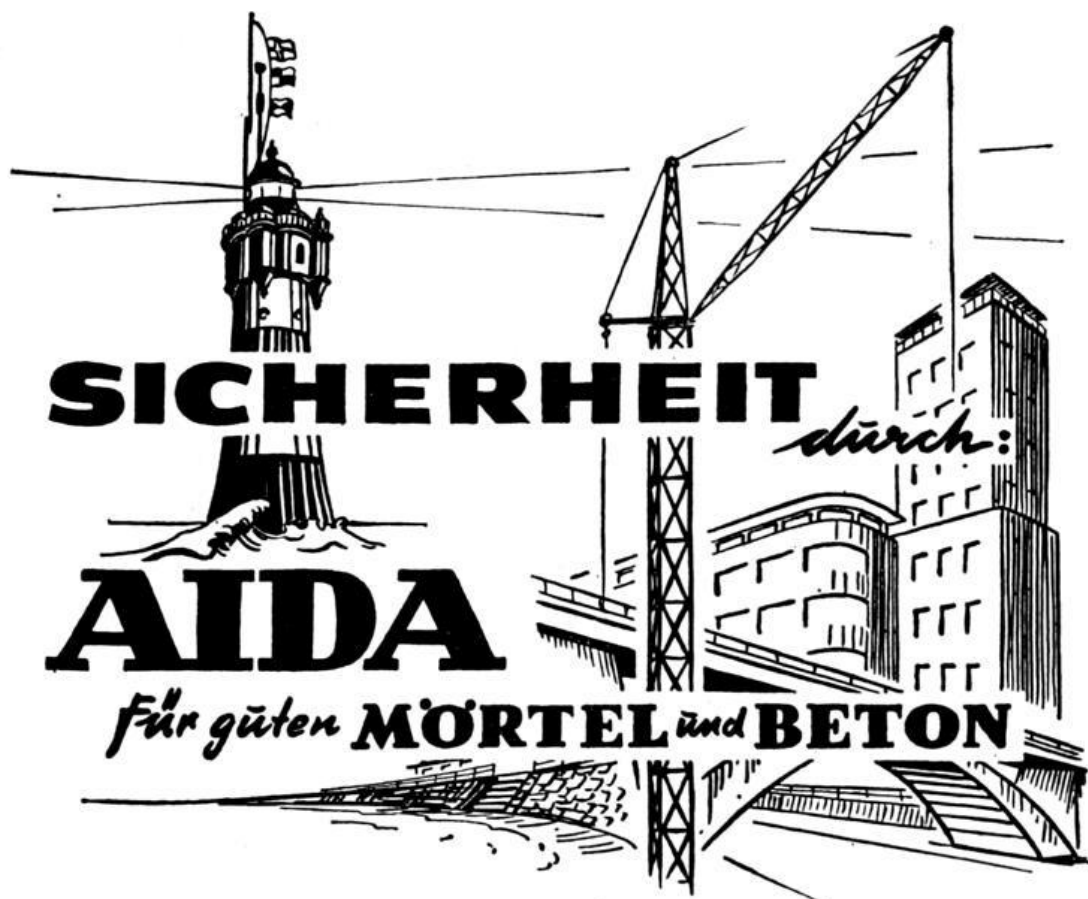
Wer Geldsorgen hat, kommt zur Sparkasse. Sie sorgt sozusagen für Ihr finanzielles Wohlergehen: Sie dient, rät, hilft in allen Geldangelegenheiten. Sie zeigt Ihnen, wie Sie aus Ihrem Geld das meiste herausholen können, sie hilft Ihnen mit günstigem Kredit, sie macht Ihnen durch ein Girokonto das bargeldlose Zahlen leicht.

Schenken Sie der Landessparkasse in allen Geldfragen Ihr Vertrauen.

Wenn's um Geld geht

Landessparkasse zu Oldenburg





HOLZSCHUTZ
 ist Vertrauenssache!
Der Qualität wegen:



Rofa-Farben

Schutz- und Schönheitsanstriche
 für alle Zwecke.

B. Remmers

4573 Lönigen (Oldb) — Tel.: 05432 - 804



- Fleischgroßhandel
- Schlachtvieh
- Nutztvieh
- Läufer
- Ferkel

*Über 50 Jahre im Dienste
der heimischen Landwirtschaft*

1913



1963

**RAIFFEISEN-VIEHVERWERTUNG
Cloppenburg eGmbH**

459 CLOPPENBURG (OLDB)

Ruf: 2404 und 2311

FS. 5615

Lieber Leser,

Sie sind heimatverbunden, Sie interessieren sich für die Geschichte und für das Leben des Oldenburger Landes

Alle lieferbare Literatur über unsere Heimat führe ich am Lager.

Ich kaufe ständig alte Bücher und Zeitschriften über unsere Heimat an

Besuchen Sie mich doch einmal!

BUCHHANDLUNG

WOLFGANG JANSSEN

CLOPPENBURG (OLDB)

Angenehm wohnen

mit einer guten Heizung von

WILHELM SIEVERDING

Oel- und Gasfeuerungen

Gas- und Wasserinstallation

4591 CAPPELN - RUF 04478/202

*Die Großauswahl
eines bedeutenden Unternehmens*



*Die Leistungsfähigkeit
der eigenen Produktion*

Qualität und Preiswürdigkeit

das bietet:

BECKERMANN

Das große Einrichtungshaus mit eigenen Möbelfabriken

C L O P P E N B U R G

Zu einem ganz unverbindlichen Besuch laden wir Sie herzlich ein.

Sie werden begeistert darüber sein, wie vorteilhaft man in **einem**
Hause Möbel, Polstermöbel, Teppiche, Gardinen und Betten kaufen
kann.

*Lege
dein
Geld
richtig
an*



Haben Sie schon einmal daran gedacht,
welche Vorteile heute dem Sparer geboten
werden? Nein?

Dann kommen Sie bitte zu uns!

Wir beraten Sie gern, z. B. beim Abschluß
eines prämienbegünstigten
SPARVERTRAGES oder
BAUSPARVERTRAGES
sowie in allen Geld- und Vermögensfragen.



Ihre

SPAR- UND DARLEHNSKASSE

Bank für Jedermann

Seit vielen Jahrzehnten ausschließlich im Dienste der Heimat



Wellplatten
und Formstücke
aller Art



Eigene Schneideanlage
für Fensterbänke
und Treppenstufen



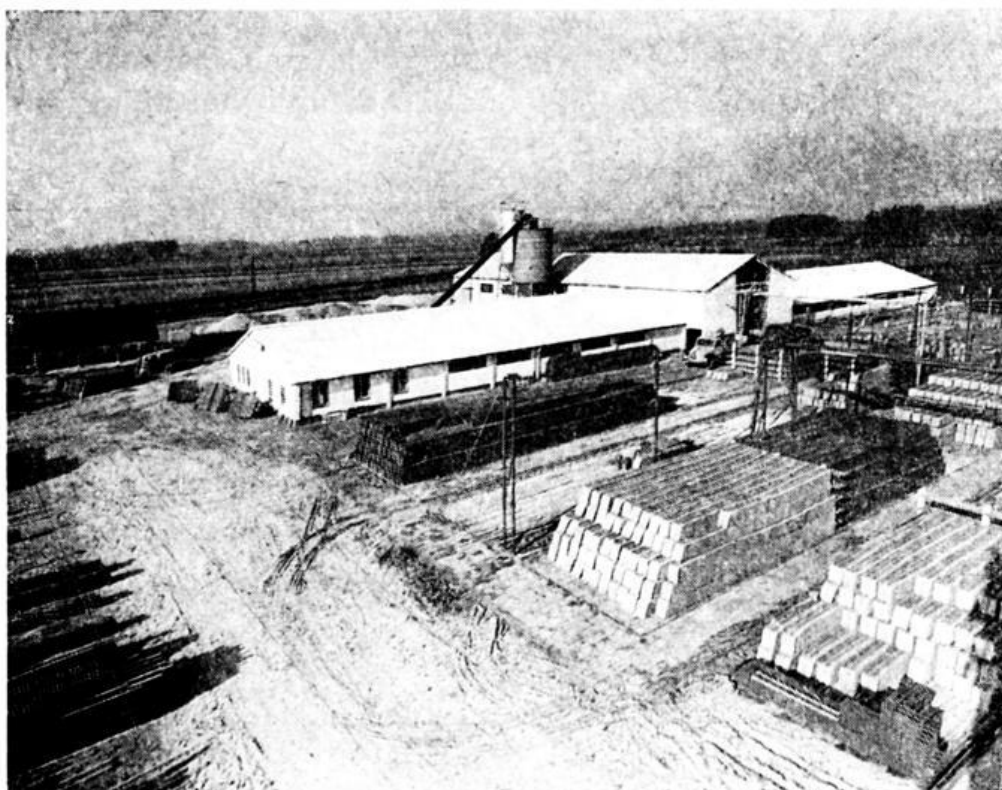
Blumenspindeln
Blumenschalen
Blumenkübel
Blumenkästen
Blumenvasen
Pflanzbeete
Blumenfenster
Gartenbassins
Vogelbäder
Spielkästen



Bernhard Bergmann

Telefon: Sammelnummer 601

„Steinfelder Pfanne“



Das an der Bahnstrecke Osnabrück—Bramsche—Delmenhorst gelegene
Betondachsteinwerk der Firma Bernhard Bergmann, Steinfeld (Oldb)

Holz — Baustoffe — Eternit-Vertrieb
Plewa-Hausschornsteine — Hourdis-Deckensteine
Betondachsteinwerk — Betonrohrwerk

Steinfeld (Oldb)

Postfach 50 / Fernschreiber 941122

Gute Bücher

sind gute Gesellschafter

Bücher aus allen Wissensgebieten, Romane, Reisebeschreibungen, Jugendbücher und Kunst-Bildbände in großer Auswahl vorrätig.

Moderne Kunstgegenstände

für die christliche Heimgestaltung

Geschnitzte Kreuze, Original-Bilder und Drucke sowie Statuen und kunstgewerbliche Gegenstände zu günstigen Preisen in reicher Auswahl vorrätig.

Auch ohne Kauf sind Sie uns immer willkommen

Aus unserer Bastelecke

Bastelmaterial und Bastelbücher

FERDINAND OSTENDORF

Cloppenburg / Lange Straße 41-42 — Bahnhofstraße

Schreibmaschinenverleih - Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib- und Rechenmaschinen sowie Büromöbel

Unsere modern eingerichtete **DRUCKEREI** liefert Drucksachen in jeder Ausführung



**Zweifellos
ein Huhn
für alle,
*die rechnen können***

KATHMANN

Stammhaus für KATH-LINE-Zuchtprodukte

2849 Calveslage über Vechta

Tel.-Sa.-Nr. Vechta 04441/3081 — Telex 02/5529



**Für alle In- und
Auslandsreisen**

empfehlen wir unsere neuzeitlichen, modernen

REISEBUSSE

— 20- bis 47-Sitzer —

Erfahrene Busfahrer betreuen Sie bei angemessenen
Preisen

OMNIBUSBETRIEB

N. Hanekamp, 459 Cloppenburg

Telefon 04471/22 69 — Museumstraße 24

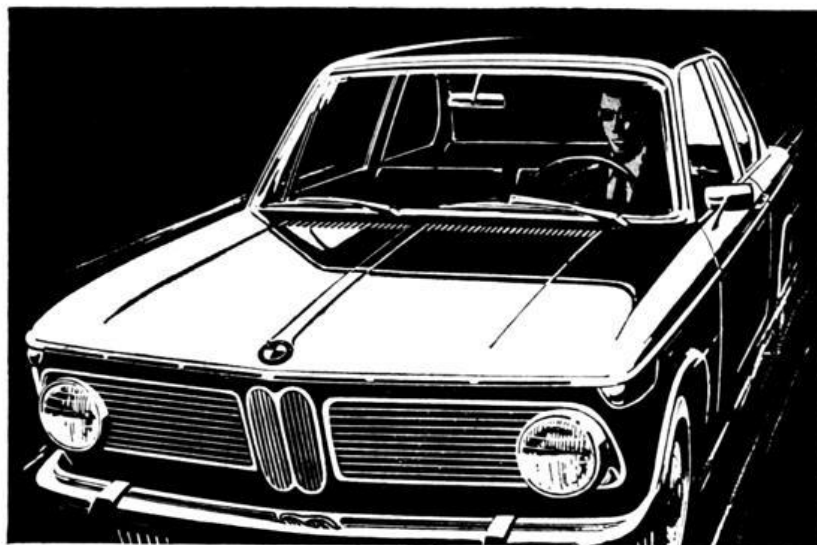
Hotel „Walhalla“

Inhaber: Hans Werner-Busse

Cloppenburg

Telefon 2293

Speiserestaurant / Saal / Klubzimmer / Fremdenzimmer /
Garagen



Buchen Sie eine Probefahrt!

BMW 1600: 85 PS, 160 km/h, von 0 auf 100 km/h in 13,3 Sekunden!



Rufen Sie noch heute an und vereinbaren Sie einen Termin für eine Testfahrt

FRANZ DEBRING - 2848 Vechta (Oldb)

BMW - Direkthändler

Tel. 3065



Geld wächst durch Sparen auf dem OLB-Sparbuch



OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG

seit 100 Jahren — darum erfahren

Fahr jederzeit mit Schomaker



Für In- und Auslandsfahrten bieten wir allen Reisegesellschaften, wie Schulen, Vereinen, Betrieben, Behörden und sonstigen Gesellschaften unsere

modernen u. bequemen 15 Reiseomnibusse

die z. T. mit Schlafsesseln ausgerüstet sind, an. Folgende Busgrößen stehen zur Verfügung:

8-, 14-, 26-, 30-, 35-, 39-, 43-, 47-, 51- und 58-Sitzer

Für jede Gesellschaft den passenden Omnibus

● Seit 1929 Erfahrungen
im
Omnibus-Reisedienst
und ein Begriff
für den Reiseverkehr.

Fordern Sie bitte auch unsere Prospekte über unsere Lourdespilgerfahrten, so wie über unsere Sommerreisen an Für Arbeiter- und Schülerverkehr stehen ebenfalls Omnibusse zur Verfügung. Bei Bedarf beraten wir Sie gerne.

Schomakers Gesellschaftsfahrten

Aloys Schomaker

2842 Lohne, Lindenstr. 81-83

Postfach 145 - Telefon 044 42/22 16

Zweigstellen:

D i n k l a g e :

Sanderstraße 10, bei Hausfeld
Telefon 044 43/197

D a m m e :

Bexadde, bei Stubbe
Telefon 054 91/27 14

BERGMANN

IM DIENST DER LANDWIRTSCHAFT



**BERGMANN
LADEWAGEN T 300**

**ARBEITSPAREND
UND PREISWERT**

UNSER LIEFERPROGRAMM:

- **DUNGSTREUER**
- **LADEWAGEN**
- **SAMMELRODER**
- **ALLZWECKGEBLÄSE**
- **KORNGEBLÄSE**

**L. BERGMANN, MASCHINENFABRIK
2849 GOLDENSTEDT, TEL. 04444-355**





Werkstatt für Behinderte
BUCHBINDEREI
Landwehrstraße
2848 Vechta
Telefon 04441/2866-5344





